

Irma Fechenbach-Fey

Jüdin | Sozialistin | Emigrantin

1895–1973

Irma Fey
(Complete and true signature of holder)

UNITED STATES OF AMERICA
EASTERN DIST. OF PENNSYLVANIA

S.S.

The following list as a sign of the
District Philadelphia
The United States

held pursuant to law and
Philadelphia

on January 10, 1955
the Social Security Administration

IRMA FEY

born residing at 128 South 36th Street, Philadelphia, 4, Penna.

Identification: Date of birth
BORN: *subsequent* *brother* *single* *female*
none. *German.*
former nationality
no photograph appeared here in a likeness of me.



„Das Schicksal einer Familie in der Emigration hängt sehr häufig mehr von der Frau und ihrer seelischen Spannkraft ab als vom Mann. Gelingt es ihr, die Hindernisse zu überwinden, so wird die Familie wieder vorwärts kommen, stürzt sie, so wird sie die übrige Familie mit sich reißen.“

„Aufbau“, New York, 1. März 1940

Lippische Studien

Forschungsreihe des Landesverbandes Lippe
Institut für Lippische Landeskunde

Irma Fechenbach-Fey

Das Buch behandelt die Lebensgeschichte der Jüdin und Sozialistin Irma Fechenbach, der Frau Felix Fechenbachs, des von den Nazis ermordeten jüdischen, sozialdemokratischen Journalisten. Die Bearbeitung der Biographie stand unter der Prämisse, den üblichen Weg der biographischen Darstellung zu verlassen und das zentrale Erleben dieser Frau – die Ermordung ihres Mannes, die Flucht und das Leben bzw. Überleben im Exil allein mit drei kleinen Kindern – in den Mittelpunkt zu stellen. Daraus ergab sich die Konsequenz, einerseits den Rhythmus der Arbeit von dieser Sichtweise bestimmen zu lassen, andererseits auch die Notwendigkeit der geschlechtsspezifischen Betrachtung der Emigration. Wollte man das Ergebnis der Forschung auf einen Satz reduzieren, müsste dieser lauten: Frauen kämpfen anders.

Die Autorin

Ingrid E. Schäfer (Jg. 1940) lebt als Historikerin in Detmold, studierte Sozial- und Technikgeschichte und Soziologie an der Universität Bielefeld und setzte sich in mehreren Veröffentlichungen mit den Themen Wald / Holz / Technik / Umwelt und der Geschichte der Frauen in Lippe auseinander.

Band 10: Maria Porrmann

Grabbe – Dichter für das Vaterland

Die Geschichtsdramen auf deutschen Bühnen im 19. und 20. Jahrhundert. [1982]

Band 11/1 – 11/3: Bartelt / Brunsiek / Klocke-Daffa / Lux-Althoff

Landleben in Lippe 1850 – 1950

Teil I: Land- und Forstwirtschaft [1990]

Teil II: Handel und Gewerbe [1991]

Teil III: Soziales und kulturelles Leben [1998]

Band 12: Uta Halle

Keramik des Mittelalters aus Schieder. [1992]

Band 13: Arndt / Nitschke (Hrsg.)

Kontinuität und Umbruch in Lippe.

Sozialpolitische Verhältnisse zwischen Aufklärung und Restauration 1750 – 1820. [1994]

Band 14: Hermann Niebuhr

„Das Landesvermögen verbleibt dem lippischen Gebiet ...“

Die Gründung des Landesverbandes Lippe. [1999]

Band 15: Monika Guist / Ghislaine Nauwelaerts

Singen verbindet.

Der Lippische Sängerbund 1875 – 2000. [2000]

Band 16: Jutta Bott

„Da kommen wir her, da haben wir mitgemacht ...“

Lebenswirklichkeiten und Sterben in der Lippischen Heil- und Pflegeanstalt Lindenhaus während der Zeit des Nationalsozialismus. [2001]

Band 17: Heinz Sauer

Burg und Schloss Brake – 1000 Jahre Baugeschichte. [2002]

Band 18: Klocke-Daffa / Scheffler / Wilbertz (Hrsg.)

Engelbert Kaempfer (1651 – 1716) und die

kulturelle Begegnung zwischen Europa und Asien. [2003]



Ingrid Schäfer

irma Fechenbach-Fey
Jüdin | Sozialistin | Emigrantin
1895-1973

Landesverband Lippe
Institut für Lippische Landeskunde
Lemgo 2003

Impressum

© Institut für Lippische Landeskunde Lemgo, 1. Auflage 2003

© für die Abbildungen bei den Leihgebern

© für die Texte bei der Autorin

Redaktion

Ingrid Schäfer, Sabine Klocke-Daffa

Manuskriptkorrekturen

Claus-Hinrich Grass, Lage

Gestaltung und Produktion

Jörg Aufdemkamp, Bielefeld

Druck und Bindung

Bösmann GmbH, Detmold

Titelbild und Frontispiz:

Irma Fechenbach-Fey

Foto: Nachlass, FGL Detmold

ISBN 3-936225-12-5

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Sponsoren:

Felix-Fechenbach-Stiftung, Detmold

Frauengeschichtsladen Lippe e.V., Detmold

Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn

Lippische Landes-Brandversicherungsanstalt, Detmold

Rudi-Scharf-Stiftung, Lemgo

Sparkasse Detmold

Sparkasse Lemgo

In Zusammenarbeit mit dem

Frauengeschichtsladen Lippe e.V., Detmold

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese

Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;

detaillierte bibliographische Daten sind

im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Lippische Studien | Band 19

Forschungsreihe des Landesverbandes Lippe
Institut für Lippische Landeskunde

Inhaltsverzeichnis

9 Vorwort von Lotti Fechenbach

16 Einführung

Teil I | Deutschland

26 Bilddokumentation

40 Als nachts um drei das Telefon klingelte

50 «Zukunftsfroh übersiedelten wir nach Detmold»

62 «Und dann hat sie für uns gekaspert»

68 «Wir beabsichtigen nicht, neben einem Bäckerjungen zu sitzen»

76 Die «innere Revolution»

84 «Mein Leben war der Bund»

96 «Wir stehen mit einem Fuss im Alten, mit dem anderen im neuen
Werden»

104 Augsburg: Zwischenstation zum Exil

Teil II | Schweiz | 1933-1946

120 Bilddokumentation

134 «Was aus uns werden wird, weiss ich nicht»

146 «Es wird eine Wunde sein, die nie vernarbt»

151 und habe mich seit jenen Augusttagen in mich selbst verkrochen»

158 Die Schweiz: Heimat auf Widerruf

171 Emigrantenschicksal: Fragile Sicherheit

180 St. Gallen: Den Kindern eine Heimat geben

191 «Und leider hat man so gar keine Mittel...»

- 200 «Die kleine St. Galler Volksfront»
206 «Es ist eine furchtbare Geschichtsperiode, die wir erleiden»
222 «Denk’ an die Kinder und verliere den Mut nicht»

Teil III | USA | 1946-1965

- 238 Bilddokumentation
262 Amerika – Hoffnung auf einen neuen Anfang
275 Der Wunsch, Amerikanerin zu werden
291 «In der Welt der Kinder war Oma keine Fremde, hier war sie am rechten Platz»

Teil IV | Schweiz | 1965-1973

- 302 Bilddokumentation
310 Schweiz: Rückkehr, nicht Heimkehr, oder:
Der Kreis schliesst sich

324 Fussnoten Teil I-IV
347 Biographische Daten
350 Stammbaum
352 Journalistische Beiträge
394 Zeittafel 1932-1946
408 Kurzbiographien
416 Literatur
429 Periodika, Quellen- und Bildnachweis
431 Abkürzungen
432 Dank

Vorwort

Das Lesen des nun gedruckt vorliegenden Manuskripts über das Leben meiner Mutter hat mir schlaflose Nächte bereitet. Zu gross ist die Diskrepanz zwischen dem von mir damals als Kind Erfahrenen und dem, was die Realität in den Jahren 1931 bis 1950 meiner Mutter abverlangt hat.

Nichts von den drückenden Sorgen um die Beschaffung der nötigen Finanzierung des täglichen Lebens, nichts von der Überbelastung als alleinerziehende Mutter dreier Kinder, nichts von ihrer Trauer um und Sehnsucht nach dem so früh verlorenen Gatten ist damals in meinen Kinderalltag eingedrungen. Wie hat sie das geschafft? Wie kommt es, dass ich mir keinerlei Entbehrungen bewusst bin?

Meine Mutter gehört zu den stillen, unauffälligen Heroinnen, zu jener unbekannt grossen Zahl von Gattinnen, Müttern, Töchtern und Schwestern, die in der Vergangenheit und heute auf allen Seiten der gegeneinander kämpfenden Männer, Brüder, Väter, Söhne verloren haben. Die Heldenhaftigkeit dieser Frauen zeichnet sich nicht aus durch Siege über etwas, sondern durch ein Nichtaufgeben, durch ein ununterbrochenes Sichanstemmen gegen das Kriegführen und Erobern, das Männer dem Leben auf dieser Welt bescheren, seit es diese Welt gibt.

Dass das weibliche Prinzip sich eher der Aufgabe des Bewahrens,

des Lebenserhaltens verschreibt, weiss man nicht erst seit dem Aufbauwerk der Trümmerfrauen in den Jahren 1945/46, das dem deutschen Wirtschaftswunder der fünfziger Jahre in gewisser Weise den «*Weg geebnet*» hat. Schon Jahrtausende vor ihnen gab es Frauen, die auf den Schlachtfeldern wieder Suppe gekocht, Kinder geboren, zerrissene Kleidungsstücke geflickt, Schulbetriebe organisiert und in nicht wenigen Fällen die versöhnende Geste zum Feindeslager hinübergetragen haben.

Wie viel Kraft und Mut und Kühnheit dieses Installieren einer neuen Ordnung der Liebe verlangt, wird kaum vermerkt, nirgends statistisch aufgelistet; es werden keine Fahnen gehisst, keine Kränze niedergelegt. So verneige ich mich vor diesen Unbekannten auf allen Kontinenten, und ich verneige mich vor meiner Mutter. Auch wenn mir klar ist, welch grosse Achtung die Passionsgeschichte meines Vaters verdient.

Ich kann die beiden, Vater und Mutter, ohnehin nicht trennen. Sie sind für mich eins. Ihr Denken und Handeln war ein «*gemeinsames Werk*». Und eines der Geheimnisse, das die beiden ewig verbindet, ist die Tatsache, dass sie sich nie als Opfer betrachtet haben.

So vermochten wir Kinder bei unserer damals noch jungen Mutter weder während der Zeit in Deutschland noch später in der Emigration, ja nicht einmal unmittelbar nach der Ermordung meines Vaters, Hassgefühle zu entdecken. Unsere Eltern haben längst vor der Gewalttat um dieses Ende gehaut und das ihnen auferlegte Schicksal akzeptiert. «*Nicht abweichen von dem, was man tun muss*» war ihr selbstverständlicher, persönlicher Beitrag ans Weltgeschehen.

Ebenso selbstverständlich wollte meine Mutter uns Kindern ein normales, unbeschwertes Leben garantieren. Und es ist ihr gelungen. Aber! Unter welchen Bedingungen. Um welchen Preis!

Ich spreche deshalb all jenen, die diese Biographie über Irma Fechenbach ermöglicht haben, allen voran Ingrid Schäfer, meinen Dank aus. Glücklicherweise bin ich, dass nun der kleinen, tapferen Frau jene Ehre und Aufmerksamkeit zuteil wird, die ihr zu Lebzeiten aus Mangel um «*besseres Wissen*» versagt geblieben ist.

Lotti Fechenbach









Einführung

Was motiviert, eine Biographie über eine Frau wie Irma Fechenbach zu schreiben? Sie ist unbekannt, ihr Name ist nicht in den grossen Bibliotheken zu finden, Skandale machten sie nicht berühmt, sie war zu keiner Zeit «*in aller Munde*», sie war im landläufigen Sinne nur «*die Frau an seiner Seite*.» Er, Felix Fechenbach, Jude, Sozialdemokrat, Pazifist und Journalist, war bereits in Deutschland bekannt, bevor sie 1926 heirateten. Seine Ermordung durch die Nazis am 7. August 1933 auf dem Transport vom Gefängnis in Detmold nach Dachau ins Konzentrationslager erschütterte damals nicht nur alle links und liberal Gesinnten in Detmold und in Lippe. Diese Nachricht ging weit über die damaligen Landesgrenzen hinaus. Felix Fechenbach wurde nicht vergessen, sein Andenken wird bewahrt. Veröffentlichungen von ihm, über ihn, Strassennamen, eine Gedenkstätte, Namen von Schulen tragen dazu bei, die Erinnerung an ihn wach zu halten. Doch wer erinnert sich an seine Frau? Was wurde aus ihr und den Kindern nach dem 7. August 1933? Wer war dieser Mensch Irma Fechenbach?

Es ist nicht einfach, über Menschen Material zu finden, die nie von sich reden machten. Hermann Schueler erwähnte Irma Fechenbach in der Biographie ihres Mannes an mehreren Stellen und ging am Ende seines Buches auch kurz auf ihren weiteren Lebensweg ein: Sie

flüchtete im Sommer 1933 in die Schweiz, zog 1946 mit der Familie in die USA, kehrte 1965 wieder in die Schweiz zurück, 1973 verunglückte sie tödlich im Alter von 78 Jahren.¹

Es sind nur wenige Informationen, quasi nur «Eckdaten» einer Lebensgeschichte, doch sie machten mich neugierig. Als Mitglied des Frauengeschichtsladens Lippe e.V., der sich die Erforschung der Geschichte der Frauen in Lippe zur Aufgabe gemacht und begonnen hatte, ein Archiv zur lippischen Frauengeschichte anzulegen, begann ich Ende der 1980er Jahre, im Einvernehmen mit den anderen Mitgliedern des Vereins, ein Projekt zur «*Biographie Irma Fechenbach*» zu planen. Als mir durch die Hilfe des damaligen Direktors des Felix-Fechenbach-Berufskollegs des Kreises Lippe, Heinrich Lindau, Anfang der 90er Jahre die Möglichkeit gegeben wurde, Kontakte zu den Kindern aufzunehmen und deren Einverständnis einzuholen für das geplante Projekt, begann ich neben meiner Berufstätigkeit mit der Sammlung von Quellenmaterial und der Einarbeitung in die mit dieser Biographie in Verbindung stehenden Themen.

Trotz der teilweise überraschend guten Quellenlage wäre es jedoch ohne die eifrige Unterstützung der Töchter Lotti Fechenbach-Wiederkehr in der Schweiz und Hanni F. Sherman in den USA, nicht möglich gewesen, dieses Buch zu schreiben. Ihre Informationen, ihr Bemühen, noch Personen zu finden, die sich an ihre Mutter erinnerten, die Bereitwilligkeit, mir Material zu überlassen, all das trug zum Gelingen bei. Dr. Curt Fey (Kurt Fechenbach), USA, half als Ältester der Geschwister mit seinen präzisen Erinnerungen bei der Klärung mancher Frage.

Lotti Fechenbach-Wiederkehr überliess dem Frauengeschichtsladen Lippe e.V. Detmold (FGL) Briefe ihrer Mutter aus den zwanziger Jahren an deren Eltern und von Anfang der dreissiger Jahre bis kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges an eine Freundin und entfernte Verwandte sowie Familienfotos und Notizen von Irma Fechenbach. Hanni F. Sherman ersetzte, gemeinsam mit ihrem Mann, dem Historiker Richard B. Sherman, die für USA fehlenden Quellen durch umfangreiche schriftliche Erinnerungen und Recherchen. Alle drei Fechenbach-Kinder gaben Auskunft in Interviews.

Die zusammengetragenen Informationen und Materialien sowie die von der Familie überlassenen Quellen verbleiben als «*Nachlass Irma Fechenbach-Fey*» im Frauengeschichtsladen. Sobald der Bestand verzeichnet ist, wird er in einem Findbuch im NW Staatsarchiv Detmold der Öffentlichkeit zugänglich sein.

Archivalien wurden von mir eingesehen: im Schweizerischen Sozialarchiv Zürich, im Archiv der Zentralstelle der Israelitischen Flüchtlingshilfe Zürich, im Archiv der jüdischen Gemeinde St. Gallen, im Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv Detmold, im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn sowie im Archiv der Arbeiterjugendbewegung Oer-Erkenschwick.

Bei meinen Überlegungen, die Arbeit zu strukturieren, festigte sich die Auffassung, mit dem alles entscheidenden Wendepunkt im Leben von Irma Fechenbach, der Flucht aus Detmold, zu beginnen. Nur kurze Zeit später wird sie in die Schweiz flüchten und zu den damals

schon 53.000 Personen gehören, die bis zum Ende des Jahres 1933 Deutschland fluchtartig verlassen mussten². Zu den zentralen Themen der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert gehört m.E. auch die Emigration aus Nazi-Deutschland, die jedoch in der Geschichtswissenschaft eher randständig behandelt wurde.³ Als Jüdin und Sozialistin konnte Irma Fechenbach dem Schicksal des Exils nicht ausweichen, wollte sie nicht mit ihren Kindern in den national-sozialistischen Vernichtungslagern enden.

Dieses zentrale Erleben bestimmte die Skala der Hierarchisierung meiner Fragen ebenso wie die Strukturierung der Arbeit. Das heisst, ich beginne die Biographie nicht mit der Geburt der von mir ausgewählten Person, sondern mit dem zentralen Ereignis ihrer Lebensgeschichte, mit der Flucht Irma Fechenbachs am 1. März 1933 mit ihren drei Kindern von Detmold nach Augsburg. Damit verlasse ich den üblichen Weg einer Biographie und gebe ihr eine neue Struktur in der Darstellung.

Dieser Ansatz orientiert sich an der Überzeugung, Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst. Ihr Handeln ist eingebunden in die objektiven Bedingungen bzw. steht mit ihnen im Dialog. Es wird von diesen zwar determiniert, die Ausgestaltung jedoch, der subjektive Freiraum, ist ganz allein Sache der jeweils handelnden Person. Ihre Herkunft, ihr Gewordensein, ihr Geschlecht, kurz, ihre Identität ist Grundlage und Massstab für die Erschaffung ihrer individuellen Geschichte.

Im Falle von Irma Fechenbach war es dank des vorhandenen Quellenmaterials möglich, das Verwobene von subjektiver und ob-

jektiver Geschichte personalisierend darzustellen. Zudem konnte der in der Exilgeschichte noch marginal behandelte Ansatz «Frauen im Exil» berücksichtigt und eine geschlechtsspezifische Umgehensweise mit dem Problem Emigration herausgearbeitet werden. Klar wurde mit dem Ansatz vor allem eines: Frauen kämpfen anders. Das hervorragende Material für die Zeit in der Schweiz machte es auch möglich, eine Alltagsgeschichte des Exils zu schreiben.

Alltagsgeschichte der Emigration gibt Einblick in die vielfache Abhängigkeit des Emigranten bzw. der Emigrantin von politischen und gesetzlichen Determinanten. Um diese objektiven Gegebenheiten besser nachvollziehen zu können, entschloss ich mich, eine Zeittafel von 1932-1946 über die Schweizer Asylpolitik in Verbindung mit politischen Daten nationalsozialistischer Politik und dem Kriegsgeschehen in den Anhang aufzunehmen. Letztendlich sind diese vierzehn Jahre auch deshalb wert hervorgehoben zu werden, weil sie die Dreiteilung des Lebens von Irma Fechenbach dokumentieren, eine Dreiteilung in ein «Vorher», in das «Exil» und in ein «Danach». Die in den ersten Nachkriegsjahren nach Deutschland zurückgekehrten Emigranten wurden häufig als Vaterlandsverräter diffamiert, doch nach und nach gelang ihnen die Reintegration in die alte Heimat. Irma Fechenbach gehörte zu den Emigranten, die nie mehr in die Heimat zurückkehrten. Für einen Grossteil dieser im Ausland verbliebenen Deutschen wurde das Land der Immigration zur zweiten Heimat, und mit der Zeit gelang es ihnen auch dort, wieder an den sozialen Status der Zeit vor der Emigration anzuschliessen. Ein nicht geringer

Teil jedoch konnte weder in der Fremde heimisch werden, noch kam er zu Wohlstand und beruflichem Erfolg, und der soziale Status vor dem Exil hatte nur noch Erinnerungswert. Auch Irma Fechenbach musste sich mit diesem Schicksal abfinden.

Deshalb befindet sich im Anhang ein chronologischer Lebenslauf als zusätzliche Orientierung beim Lesen der themenzentriert strukturierten Arbeit.

Darüber hinaus finden Leser und Leserin im Anhang eine Auswahl journalistischer Beiträge von Irma Fechenbach und Kurzbiographien von Personen, die ihren Lebensweg kreuzten und im Text erwähnt sind. Beides bietet die Möglichkeit einer weiteren Annäherung an Irma Fechenbach.

Den Lesenden wird auffallen, dass ich teilweise den Sachbuchstil verlasse. Dies geschieht immer dort, wo ich im Nachlass Äusserungen von Irma Fechenbach fand, die Auskunft über ihre Anschauung oder ihre Befindlichkeit geben. Aus der Zeit nach 1946 fehlen diese Aussagen fast ganz und Informationen gibt es nur «über sie», so dass der Amerika-Teil wie auch der letzte Teil des Buches, der ihren Lebensabend in der Schweiz beschreibt, ausschliesslich dem Sachbuchstil verpflichtet ist. Darüber hinaus sei noch vermerkt, dass ich auf Interpretationen weitgehend verzichtet habe.

Hervorheben möchte ich noch meine Entscheidung, Zitate aus Briefen wie auch aus Niederschriften von Irma Fechenbach grammatikalisch nicht zu überarbeiten, um den authentischen Charakter dieser Quellen zu bewahren.

Die Forschungen zur Biographie zogen sich mit häufigen Unterbrechungen über Jahre hin. Bereits 1994, anlässlich eines Symposiums zum hundertsten Geburtstag von Felix Fechenbach, konnten erste Ergebnisse vorgestellt werden.⁴ Ein Jahr später, 1995, zu Irma Fechenbachs hundertstem Geburtstag, erarbeitete ich zusammen mit Mitgliedern des Frauengeschichtsladens Lippe e.V. Detmold eine Ausstellung im Rahmen des stadtgeschichtlichen Projektes «*Nationalsozialismus in Detmold*» mit dem Titel: «*Irma Fechenbach-Fey geb. Epstein 1895-1973. Jüdin – Sozialistin – Emigrantin*». Die Ausstellung wurde im Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv Detmold der Öffentlichkeit vorgestellt.

Um eine Biographie zu schreiben, bedarf es auch der Informationen von Menschen, die sich an die Person erinnern. Es waren viele, und deshalb musste aus Platzgründen ihre Nennung in den Anhang verwiesen werden.

Danken möchte ich vor allem den Kindern von Irma Fechenbach, Lotti Fechenbach-Wiederkehr, Hanni F. Sherman und Dr. Curt Fey (Kurt Fechenbach). Ich danke ihnen auch für die Möglichkeit, den Exilalltag ihrer Mutter, der auch der ihre war, mit vielen Facetten schildern zu können. Dies ist nicht selbstverständlich. Alltag im Exil zu dokumentieren, bedeutet für die Betroffenen, auch mit Erinnerungen konfrontiert zu werden, die schmerzlich sind, und es braucht Mut, sich diesen emotionalen Anforderungen zu stellen.

Der Zugang zu Informationen allein genügt nicht. Es bedurfte auch der finanziellen Unterstützung, die eine Drucklegung des Manuskriptes erst möglich machte. Allen voran sei der Frauenge-

schichtsladen Lippe e.V. Detmold genannt, dessen Budget sich aus Mitgliedsbeiträgen und selbst erwirtschafteten Mitteln zusammensetzt. Dieser Verein übernahm weitgehend die Kosten für die Archivstudien. Auch der Felix-Fechenbach-Stiftung danke ich, die mit einem grösseren Geldbetrag das Projekt unterstützte. Dem Institut für Lippische Landeskunde in Lemgo sei gedankt für die Übernahme der Herausgabe und insbesondere Dr. Sabine Klocke-Daffa für ihre verständnisvolle Betreuung. Die Pflege der Erinnerung an Felix Fechenbach gehört zur Tradition des Landesverbandes Lippe. Dass mit dieser neuesten Publikation in erster Linie der Frau von Felix Fechenbach gedacht wird, dafür gebührt ihm zusätzlicher Dank.

Nicht zuletzt möchte ich auch meinem Mann, Karl Heinz Schäfer, für seine immerwährende Bereitschaft zur Diskussion, sein solidarisches Verhalten in Krisen mit dem Thema, wie auch seine Hilfe bei der Bearbeitung des Manuskriptes danken.

Ingrid Schäfer
Detmold, Mai 2003

Es war früh im Jahr, vom Frühling ahnte man noch wenig. Und es war in einer Zeit, als diejenigen Morgenluft witterten, die ihr ganzes Bestreben darauf richteten, der jungen Demokratie in Deutschland den Todesstoss zu versetzen.

Teil II Deutschland



Die Eltern Elsa Epstein, *geb.* Hoechstaedter
und Dr. Emil Epstein



Irma Epstein, Augsburg, ca. 1899

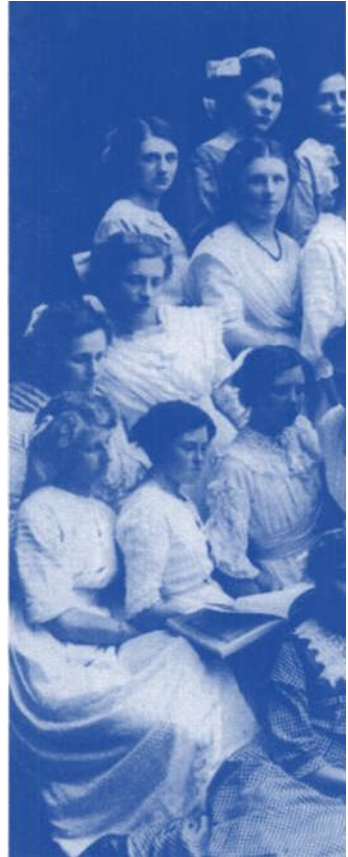


Die Epsteins in bayerischer Tracht.
Unter dem Bild im Familienalbum steht in
bayerischem Dialekt: «Mir san fidöl».

Die Geschwister Martha und
Irma Epstein.

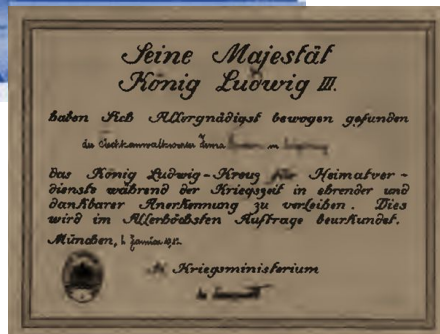


«A.B. von Stetten'sche höhere Mädchenschule» in Augsburg.
Irma Epstein hinter der rechten
Lehrperson stehend.









[Sta Detmold D 72 August Berlin Nr. 28]

Irma Epstein als Kriegskrankenschwester im
Ersten Weltkrieg.



Während der Ausbildung zur
Krankenschwester im Jüdischen
Krankenhaus Berlin, 1919.



Irma Epstein im Kinderheim Nowawes bei Berlin, 1920.



Irma und Felix Fechenbach während ihrer
Hochzeitsreise in Palästina, 1926.





Im Garten der Oesterhausstrasse in Detmold mit
Elsa Epstein, 1932.



Irma und Felix Fechenbach mit den Kindern
Kurt, Lotti und Hanni, Detmold 1931.

Lotti und Kurt Fechenbach mit den Kinderfreunden
an der Nordsee, 1932.



Kinderrepublik «Lübbecker Bucht», 1930.
[Foto: Wessel, Detmold]



Als nachts um drei das Telefon klingelte

Unruhig, sich von einer Seite auf die andere wälzend, lag Irma Fechenbach auch an diesem Abend im Bett und konnte nicht einschlafen. Nur wenige Minuten waren vergangen, seitdem der 1. März den 28. Februar abgelöst hatte. Es war früh im Jahr, vom Frühling ahnte man noch wenig. Und es war in einer Zeit, als diejenigen Morgenluft witterten, die ihr ganzes Bestreben darauf richteten, der jungen Demokratie in Deutschland den Todesstoss zu versetzen. Man schrieb das Jahr 1933.

Am 30. Januar hatten die Nationalsozialisten «die Macht ergriffen»⁵ und damit begonnen, dem deutschen Untertanen aus der Seele zu sprechen.

Für kritische Menschen, nicht nur Kommunisten und Sozialdemokraten, auch für Liberale, trat Sonnenfinsternis ein am Himmel der Demokratie. Konnte man hoffen, in der Natur würde die Frühlingswärme bald den Sieg erringen, stand zu befürchten, dass in der politischen Welt in Deutschland Eiszeit angesagt war.

Wie oft in den letzten Wochen hatte Irma Fechenbach auch heute das Zubettgehen so lange wie möglich hinausgezögert, obwohl sie wusste, dass ein Warten auf ihren Mann Felix zwecklos war. Spät würde

es wieder werden, zu spät für sie, denn die Kinder, Kurt, Lotti und Hanni beanspruchten schon frühmorgens ihre ganze Aufmerksamkeit. Dennoch wollte und wollte der Schlaf sich nicht einstellen. Sich selbst beruhigend, tröstete sie sich darüber hinweg, dass es die letzte Wahlrede vor dem 5. März war, die Felix für die Sozialdemokraten hielt. Dann war endlich Reichstagswahl, und danach würden sich die Gemüter wieder beruhigen und der Alltag mit seinem gleichmässigen Trott erneut sein Recht verlangen.

Konnte man davon ausgehen? War dem wirklich so? Hatte sich nicht das Leben in Deutschland seit dem 30. Januar 1933 grundlegend gewandelt? War die Demokratie nur geschwächt, und es bedurfte nur etwas Geduld, wie Felix ihr immer wieder einreden wollte, oder hatte man sie vielleicht schon zu Grabe getragen, aber keiner glaubte es bisher so richtig? War es nicht eine Illusion, noch Hoffnungen zu hegen nach dem Fanal in der vorangegangenen Nacht, als in Berlin der Reichstag brannte? Mit der Fähigkeit der Nationalsozialisten, jedwede Propagandamöglichkeit für die eigenen Ziele zu nutzen, wussten ganz Deutschland und die Welt bereits nach wenigen Stunden: Die Täter waren die Kommunisten. Entsprach dies den Tatsachen?

Irma Fechenbach wusste wenig, fast nichts über die Geschehnisse in Berlin. Mit den Nachbarn wollte sie nicht darüber sprechen. Als Redakteur des «Volksblattes», der lippischen sozialdemokratischen Tageszeitung, und als exponierter Sozialdemokrat war Felix im Wahlkampf ständig unterwegs, sei es als Journalist oder als Redner für die Partei wie heute. Und so blieb an diesem Tag nicht viel Zeit, die neuesten Ereignisse miteinander zu erörtern. Mit den vertrauten

Genossen und Genossinnen in Detmold zu reden, brachte wenig, auch sie wussten mit Sicherheit nur, was die offiziellen Verlautbarungen hergaben. Deshalb rief sie Freunde in Berlin an. Sie mussten mehr wissen und ihr ausführlich Auskunft geben können. Doch erst nach mehreren Versuchen nahm am anderen Ende der Leitung jemand den Hörer ab. Der Teilnehmer sprach nur mit gedämpfter Stimme und war sichtlich nervös. Karl von Ossietzky und Erich Mühsam hatte man in der Nacht verhaftet. Auch andere Namen nannte er, Menschen, die das Schicksal von Ossietzky und Mühsam teilten, Menschen, die sie kannte und die zum Teil zu Felix' Freundeskreis zählten. Angst stieg in ihr hoch. Was hatte das zu bedeuten? Was musste noch befürchtet werden?

Nur unkonzentriert konnte sie sich den ganzen Tag über den Kindern widmen, und sie war froh, als sie endlich im Bett lagen, die Gutenachtgeschichte erzählt und das Licht gelöscht war. Nun endlich hatte sie Ruhe, sich ihren Gedanken hinzugeben.

Wir wissen heute, dank der Erinnerungen einiger Zeitzeugen, sehr genau, was sich in jener Nacht und am darauffolgenden Tag in Berlin ereignet hatte. Robert M.W. Kempner, Freund der Fechenbachs und der spätere stellvertretende Hauptankläger des Nürnberger Prozesses, berichtete in seinen Lebenserinnerungen aufschlussreich über den Reichstagsbrand: *«Zur Aufhebung der bürgerlichen Rechte brauchte man einen brennenden Grund, ein brennendes Fanal.»*⁶ Ehemalige Kollegen der Politischen Abteilung im preussischen Innenministerium unterrichteten ihn bereits in der Nacht des Geschehens über die Listen mit Namen von KPD-Mitgliedern und Pazifisten

sowie Personen aus der «Deutschen Liga für Menschenrechte». «Mit einem Wort», so Kempner, «alles was gut und links war, stand aufgelistet.»⁷ Ludwig Marcuse, Philosoph und Publizist, der bereits emigrierte, als die Flammen des Brandes noch nicht gelöscht waren, beschreibt in seiner Autobiographie seine Situation kurz und bündig: «Ich packte nur noch ein, nicht mehr aus.»⁸ Er sass in der Nacht vom 27. zum 28. Februar mit Joseph Roth und anderen Kollegen in der «Mampestube» am Kurfürstendamm, als der Kellner an den Tisch kam und die Nachricht vom Reichstagsbrand überbrachte. Sofort wurde Marcuse klar, es gab nur eine Konsequenz: Er musste Deutschland so schnell wie möglich den Rücken kehren.⁹

Gefahr für die junge deutsche Demokratie bestand allerdings nicht erst seit der so genannten Machtergreifung der Nationalsozialisten. Spätestens seit 1930 hatte sich die politische Situation in Deutschland zugespitzt, und alle Register der Propaganda wurden von den Nationalsozialisten gezogen, um politisches Oberwasser zu gewinnen. Wie wirkungsvoll die nationalsozialistische Propaganda war, bekam Irma Fechenbach sehr deutlich zu spüren. Die Schmährufe «roter Jude», «rote Brut verrecke» oder «Fechenbach verrecke» mehrten sich. Drohbriefe wie, «die Kugel, die Dich treffen wird, liegt bereit», ängstigten sie, und das Verhalten der Passanten auf der Strasse schüchtelte sie ein. Man erwiderte immer häufiger ihren Gruss nicht, und manche wechselten sogar die Strassenseite. Es belastete sie, dass Frauen, mit denen sie immer ein paar Worte gesprochen hatte, von einem auf den anderen Tag nicht mehr mit ihr redeten. Nach und nach kam sie sich vor wie eine Aussätzige.

Die Oesterhausstrasse, in der sie wohnten, gehörte zu jenen Strassen in Detmold, die noch wenig bebaut waren. Die meisten der sechzehn Häuser waren relativ neu und mit Komfort wie Heizung und Bad ausgestattet. Einige mittlere Beamte, zwei Kriegsversehrte, ein Prediger, zwei unverheiratete Frauen, die eine Parfümerie in der Innenstadt betrieben, und ein selbstständiger Malermeister waren die unmittelbaren oder etwas fernerer Nachbarn. Nur wenige Häuser weiter wohnte ein Kriegsversehrter, Bote bei der «Lippischen Landes-Zeitung»¹⁰. Er hatte immer ein Auge auf die Familie, doch nicht, um sie zu schützen. Als Spitzel und Denunziant gab er sein Wissen an die SA weiter und wurde somit zur ständigen Bedrohung für die Fechenbachs. Er war jedoch nicht der einzige überzeugte Nationalsozialist in der Strasse. Der SA-Standartenführer Dr. Wiebach und Hans Karl Wallbaum, ein SA-Mitglied, gehörten auch dazu.¹¹

Die Situation, sich von politischen Gegnern umringt zu sehen, endete allerdings nicht an der nächsten Strassenecke, und ausgegrenzt wurden nicht nur Irma und Felix Fechenbach, auch Kurt und Lotti waren betroffen. Zwar wussten die Kinder im Kindergarten mit Sicherheit nicht den eigentlichen Grund, warum man diese Familie missachtete, doch genügte ihr kindliches Wissen, Kurt und Lotti zu meiden. Weinend kamen sie oft nach Hause und beklagten sich, es wolle niemand mehr neben ihnen sitzen. In solchen Situationen fragte sich Irma Fechenbach dann hin und wieder, ob es nicht besser gewesen wäre, in Berlin zu bleiben? Zwei Strassen von der eigenen Wohnung entfernt, war man in der Masse untergetaucht. Politische Wirren und Anzeichen von Antisemitismus waren ihr aus dem Berlin

der zwanziger Jahre zwar nicht fremd, doch die Anonymität einer Grossstadt bot trotz allem eine gewisse Sicherheit. Selbstverständlich registrierten alle politischen Linken den Hass der Rechten auf die Demokratie, doch man glaubte so fest an diese neue Staatsform, dass bei allen politischen Querelen niemand ernsthaft davon ausging, sie könne gefährdet sein. In ihrem ehemaligen Berliner Wohnbezirk wäre ihrer Ansicht nach ein Vorfall wie der am 4. April letzten Jahres, als der jüdische Unterhaltungskünstler Josef Plaut im Theater in Detmold aufgetreten und massiv von einer Gruppe von Nationalsozialisten in seinem Vortrag gestört worden war, nicht denkbar gewesen. Man hatte gegrölt und das Horst-Wessel-Lied angestimmt. Nachdem die randalierenden Nazis noch einige Stinkbomben ins Parkett geworfen hatten, verliessen sie die Vorstellung.¹²

Vielleicht verklärte sich in Irma Fechenbachs Erinnerung manches. Der Mord an Rosa Luxemburg, an Karl Liebknecht und Walther Rathenau, die an die Häuser geschmierte Parole: «Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverfluchte Judensau»¹³, gehörten ebenfalls zur Realität Berlins. Doch es hatte sich um exponierte politische Persönlichkeiten gehandelt; insgesamt betrachtet, blieben diese Vorfälle jedoch Ausnahmeerscheinungen. Kurt Löwenstein, Siegfried Aufhäuser oder auch andere jüdische Freunde waren nicht unbekannt, ihnen jedoch war nichts geschehen. In der Provinz gingen die Uhren anscheinend anders und ganz besonders in Lippe. Hier hatte der Antisemitismus bereits kurz nach seinem Aufkommen, nach der Emanzipation der Juden 1871 im neu gegründeten Deutschen Reich, eine be-

achtliche Verbreitung gefunden und war nach 1918 immer salonfähiger geworden.¹⁴ Bisher kümmerte Irma solches wenig, doch spätestens mit der Kommunalwahl am 10. Januar 1932 wurde sie schmerzlich an diese Tradition erinnert. Die NSDAP hatte in Detmold 32% der Wählerstimmen erhalten und ihren Stimmenanteil mehr als verzehnfacht.¹⁵ Und die Landtagswahl in Lippe am 15. Januar 1933 war für die Nationalsozialisten so erfolgreich verlaufen, dass die Reichspressestelle der NSDAP schreiben konnte: «Der gestrige Wahlsieg der NSDAP widerlegt nicht nur in überraschender Weise die gegnerischen Behauptungen von dem Rückgang der nationalsozialistischen Bewegung, sondern ist auch der Beweis dafür, dass die Stagnation der NSDAP völlig überwunden ist und dass eine neue Aufwärtsentwicklung der Bewegung nun begonnen hat. Die nationalsozialistische Welle steigt wieder. Die NSDAP ist aus der Verteidigung wieder zum siegreichen Angriff übergegangen. Das ist die politische Schlussfolgerung aus dieser Wahl. Die nationalsozialistischen Kämpfer in Lippe haben der ganzen Bewegung ein leuchtendes Beispiel gegeben, was nationalsozialistischer Wille zu leisten vermag.»¹⁶

Irma Fechenbach lief bei diesem Gedanken ein Schauer über den Rücken. Felix war in Gefahr. Bei seiner politischen Vergangenheit¹⁷ und seiner spitzen Feder, mit der er die Nazis selbst jetzt noch angriff, obwohl seit Anfang Februar die Pressefreiheit schon aufs Äusserste eingeschränkt war,¹⁸ konnte das nur eine Reaktion aus dem braunen Lager provozieren. Immer noch liess er seinen Nazi-Jüsken schwadronieren¹⁹ und Interna aus nationalsozialistischen Kreisen ausplaudern. Das konnte die lippische NSDAP nicht ignorieren. Nach dem

30. Januar hatten einige Genossen ihm dringend geraten, Lippe zu verlassen, weil sie schon damals um seine Sicherheit fürchteten. Doch er dachte nicht daran zu gehen. Er wollte die lippische Arbeiterschaft in dieser Situation nicht im Stich lassen.

Ein Gedanke jagte bei Irma Fechenbach den anderen, während die Zeit des Wartens nur langsam verging. Doch plötzlich klingelte das Telefon, und sie hörte, wie ihr Mann abnahm und sich meldete. Sie musste eingeschlafen sein und sein Nachhausekommen nicht bemerkt haben. «Blödsinn», hörte sie ihn sagen, «wenn ich so oft erschossen worden wäre, als ich schon Drohbriefe erhielt, wäre ich ein Sieb.»²⁰ Wer war am anderen Ende der Leitung? Sie schaute auf die Uhr. Es war drei Uhr morgens! Mit einem Sprung war sie aus dem Bett und neben ihrem Mann am Telefon. Endlich legte er auf und sie erfuhr, wer sein Gesprächspartner war und was dieser wollte. Ein Redakteur der Lippischen Landes-Zeitung hatte ihn vor der SA gewarnt, die um fünf Uhr in der Früh einen Überfall auf ihre Wohnung plante. Wie betäubt hörte Irma ihren Mann sagen, es sei wohl besser, wenn sie mit dem ersten Zug zusammen mit den Kindern zu ihrer Mutter nach Augsburg führe. Er wolle in Detmold bleiben. Vor der Reichstagswahl könne er nicht weg, war sein Argument. Danach beruhigte sich alles wieder, die Wahlergebnisse würden schon dafür sorgen, dass die Demokratie nicht so ohne weiteres verspielt werde.

Mechanisch packte Irma das Nötigste für sich und die Kinder, weckte sie, erklärte ihnen, sie fuhren die Grossmutter in Augsburg besuchen und kleidete sie an.

Währenddessen hatte Felix Fechenbach eine Autodroschke bestellt, und die Familie fuhr noch vor fünf Uhr zur Polizeiwache im Detmolder Rathaus. Sie unterrichteten die Polizisten über das Geschehen und baten darum, man möge überprüfen, ob die Warnung ernst zu nehmen sei. Einer der beiden wachhabenden Polizisten schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr in die Oesterhausstrasse. Wieder zurückgekehrt berichtete er, nichts Auffälliges entdeckt zu haben. War er in der Oesterhausstrasse? Wieso hatte er nichts bemerkt?

Die SA suchte sehr wohl in dieser Nacht nach Fechenbach. Als sie ihn in seiner Wohnung jedoch nicht antraf, ging sie ein paar Häuser weiter zu Ernst Luhmann, den Felix Fechenbach hin und wieder besuchte. Doch auch hier hatten sie keinen Erfolg.²¹ Von alldem erfuhren die Fechenbachs nichts. Ihre Entscheidung, den Rest der Nacht in der Redaktion zu verbringen, war richtig. Aus welchem Grund auch immer, hier suchten die Nazis ihn jedenfalls nicht.

Als Irma Fechenbach am Morgen in Detmold mit den Kindern den Zug bestieg und sich von ihrem Mann verabschiedete, dachten beide nicht, es könne ein Abschied für immer sein. Willkürliche Verhaftungen und Bedrohungen für Freiheit und Leben kannten die Menschen bisher in Deutschland nicht. Die Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 hatte die Welt jedoch verändert.

Die Fechenbachs waren nicht die einzigen, deren Schicksal in dieser Nacht eine entscheidende und tragische Wendung nahm. Am 2. März stand in der Lippischen Landes-Zeitung, in den frühen Morgen-

stunden des 1. März seien in verschiedenen Orten des Landes unvermutete Haussuchungen bei Mitgliedern und Funktionären der KPD vorgenommen worden. Es seien solche gewesen – so jedenfalls die Lesart –, von denen angenommen werden musste, «dass sie sich mit der Durchführung hoch- und landesverräterischer Pläne befassten und dementsprechend Material besaßen.»

Die Aktion war schlagartig und zeitgleich in Detmold und der näheren Umgebung erfolgt.²² Doch es handelte sich um keine lippische Besonderheit. In dieser Nacht begann die systematische Jagd auf alle Oppositionellen im ganzen Reich. Ein Ereignis, das die erste Phase der Emigration in Deutschland auslöste.

«Zukunftsfroh übersiedelten wir nach Detmold»²³

Mit jedem Kilometer, den der Zug zurücklegte, steigerte sich Irma Fechenbachs Angst. Hatte die SA tatsächlich einen Anschlag auf Felix geplant? Wollte man Rache für die Demütigung, die er den Detmolder, den lippischen Nationalsozialisten mit seinem «Nazi-Jüsen» immer wieder zufügte? Was planten sie? Warum stürmten sie nicht die Redaktion, warum sollte ihre Wohnung überfallen werden? Dem «Volksblatt» galt nicht das Interesse der Nazis, das stand für sie ausser Frage. Sie wollten ihn! Ihn, der sich nicht einschüchtern liess, ihn, der unermüdlich den Lesern die braune Gefahr und den Verlust der Demokratie vor Augen führte. Was war das «Volksblatt» ohne die Artikel von Felix Fechenbach? Einem Tiger ohne Zähne und Krallen ähnlich, das wusste nicht nur sie.

Die Angst, die Irma Fechenbach seit geraumer Zeit begleitete, war ihr fast schon vertraut, doch nun hatte sie eine neue Qualität erhalten. Diffus entstanden in ihr Bilder, die sie sofort wieder verdrängte. Bisher sah sie ihren Mann täglich, konnte mit ihm die Situation besprechen, ihre Befürchtungen von ihm klein reden lassen. Doch jetzt? Jetzt verliess sie Detmold ohne ihn. Liess ihn in einer ungewissen Situation zurück. Von jetzt an würde sie geduldig warten müssen, bis sie über das Telefon, oder vielleicht auch nur durch einen Brief er-

fuhr, was sich in Detmold ereignete. Schweren Herzens akzeptierte sie, nahm an, was nicht zu ändern war und versuchte, ihre Gedanken auf Augsburg, die Stadt ihrer Kindheit zu richten.

Ihr war klar, es war die einzig richtige Entscheidung, die sie und Felix getroffen hatten. Sie und die Kinder bedeuteten für ihn momentan nur eine Last. Warum sollte sie auch ihre Mutter nicht besuchen? Eine gute Gelegenheit, denn seit dem Tod des Vaters 1925 lebte sie in der grossen Wohnung allein und war für Besuche immer dankbar. Weniger dankbar vielleicht, wenn drei kleine Kinder ihren gewohnten Alltag störten. Doch davon abgesehen, auch ohne die Kinder würde der Schock für sie gross sein. Mit Politik hatte sich die Mutter in ihrem ganzen Leben nicht beschäftigt, das überliess sie immer dem Vater. In ihrer Welt hatte Politik keinen Platz. Der Nachmittagskaffee bei einer ihr gesellschaftlich gleichgestellten Augsburger Bürgerin, ein Besuch im Theater, im Konzert, die Treffen im Frauenkreis der jüdischen Gemeinde – das waren Dinge, die sie bewegten. Vor allem war sie darauf bedacht, dass in ihrem Leben alles geordnet zugeht, in immer gleichen Bahnen abläuft und alle Unternehmungen rechtzeitig und sorgfältig geplant wurden, um Unwägbarkeiten von vorne herein auszuschliessen. Ein plötzlicher, unerwarteter Besuch, ausgelöst durch eine solch bedrohliche Situation, passte wenig in den Lebensrhythmus von Elsa Epstein. Wie würde sie reagieren? Diese Frage ging Irma Fechenbach immer wieder durch den Kopf, während sie sich bemühte, den Kindern gegenüber eine gleichmütige und gelassene Haltung zu bewahren.

Es bestand ganz gewiss kein Anlass zur Freude. Und dennoch überkam sie ein kindliches Gefühl der Geborgenheit, wenn sie an Augsburg dachte, der Stadt, in der sie am 16. Oktober 1895 zur Welt gekommen war.²⁴ Der Vater Rechtsanwalt und aus einer Bankiersfamilie stammend, die Mutter aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie: Voraussetzungen für die Gewährleistung einer materiellen Sicherheit, die es ermöglichte, Geborgenheit mit Unbeschwertheit zu vereinen. Ihre Eltern, Dr. Emil Epstein und Elsa Epstein, geborene Hoehstätter, erzogen sie und ihre jüngere Schwester Martha ganz im Sinne der grossbürgerlichjüdischen Tradition, wohlbehütet, religiös liberal und standesbewusst.

Kindheit und Schule verbrachte sie in Augsburg. Nach Abschluss der höheren Töchterschule war auch für sie, wie für die meisten Mädchen ihrer gesellschaftlichen Schicht, der Tag gekommen, die Stadt für zwei Jahre zu verlassen, um ein Mädchenpensionat zu besuchen. Denn erst dann hatte die Tochter aus gutem Hause all das erworben, was für eine junge Frau ihres Standes notwendig war, um eine Ehe eingehen zu können. Die Wahl im Hause Epstein fiel auf ein Pensionat in England, in dem vornehmen Badeort Brighton. Dieses galt als ausgesprochen exklusiv und war in den Augen der Eltern bestens geeignet für ihre Tochter Irma. Als wenige Monate nach ihrer Rückkehr ins Elternhaus der Erste Weltkrieg ausbrach, stand ihr Entschluss fest, als Kriegspflegerin dem Vaterland zu dienen, und sie verliess Augsburg. Auch wenn sie dort noch bis zum 19. Januar 1922²⁵ ihren ersten Wohnsitz behielt, sollte die Stadt ihrer Kindheit für sie von nun an nur noch Besuchsort sein.

Irma Epstein hatte sich nach dem Ersten Weltkrieg entschieden, in Berlin zu leben. Erst 1929, als Irma Fechenbach, verliess sie diese Stadt, um mit ihrem Mann und den beiden Kindern Kurt und Lotti nach Detmold zu ziehen. Zuerst hatte sie Bedenken, in die Provinz zu gehen, doch überraschenderweise lebte sie sich schnell in der kleinen ehemaligen Residenzstadt ein, und ein Stück Heimat wurde ihr Detmold mit der Geburt ihrer Tochter Hanni im Januar 1931. Ihr gefiel Lippe mit der abwechslungsreichen, hügeligen Landschaft, den zahlreichen kleinen Flüsschen und Bächen und den grossen Buchenwäldern.

Als sie aus dem Zugfenster blickte, überkam sie Wehmut, ein Gefühl von Abschied. Ja, sie lebte mittlerweile gerne in dieser Gegend, und das betonte sie auch immer wieder bei ihren Freunden in Berlin, die ihrem Umzug in die Provinz teilweise sehr skeptisch gegenüberstanden. An Eva Aufhäuser²⁶ schrieb sie einmal: «Sehr *freuen würde* ich mich, *wenn* Du uns mal besuchen könntest. Ich bin überzeugt, dass es Dir hier bei uns *gefallen wird*. Du könntest Dein Rad mitbringen und *wir* durchstreifen den Teutoburger Wald. Es gibt herrliche Fleckchen zum Ausruhen und zum Freuen.»

Kurt und Lotti hatten sich nach anfänglichen kleinen Anpassungsschwierigkeiten in ihrem neuen Zuhause bald gut zurechtgefunden. Sie gingen in den Kindergarten, die Gymnastikstunde und zu den Nestfalken.²⁷ Das Leben mit den Kindern war abwechslungsreich und intensiv. Die Weihnachtsmärchen im Detmolder Theater begeisterten ihre beiden Grossen immer ganz besonders. Für Ausflüge im Sommer, verbunden mit Wanderungen, waren sie weniger zu haben. Aber zum Schwimmen ging vor alle Lotti gerne. Lag im Winter

Schnee, musste sie den Schlitten aus dem Keller holen, und ab ging es zum Rodeln. Selbst Hanni jauchzte vor Freude, obwohl sie noch zu klein war, um am Toben im Schnee teilzuhaben; das Zuschauen genügte ihr. Die Zeit in Detmold war schön und abwechslungsreich, wären die politischen Verhältnisse nicht gewesen, man hätte rundum zufrieden sein können.

Irma Fechenbach beschlich ein Anflug von Nostalgie, eine Stimmung, die selbst den Ärger des Alltags nichtssagend erscheinen liess. Was waren schon die kleinen Auseinandersetzungen mit den Nachbarn, die meist durch die Kinder ausgelöst worden waren, im Verhältnis zu den wirklichen Problemen? Wenn sie jetzt an manche Begebenheiten dachte, musste sie schmunzeln. Besonders ihr kleiner «Wildfang» Lotti hatte daran keinen geringen Anteil. Wenn es irgendwie ging, lief sie barfuss, und manchmal spazierte sie sogar als Nackedei durch die Gegend. Dann gab es jedes Mal Auseinandersetzungen mit der Nachbarschaft, die sich über die «Unsittlichkeit» aufregte. Sie ärgerte sich tüchtig über so viel Engstirnigkeit und wäre in solchen Momenten gerne wieder zurück nach Berlin gegangen. Dort hätte es niemanden gestört. Um des lieben Friedens willen, schimpfte sie aber Lotti aus, gab ihr sogar manchmal Stubenarrest. Doch kaum war das Kind wieder draussen, zog es sich wieder aus. Einmal lief Lotti sogar nackt die Strasse entlang. Eine Nachbarin brachte Irma Fechenbach ganz empört das kleine Mädchen zurück. Lotti war sich keiner Schuld bewusst, sie war doch nicht ganz nackt, sie hatte doch Schuhe an, wie sie ihrer Mutter ernsthaft versicherte.

Damals in Berlin, als Felix sich hin und wieder bei kleinen sozialdemokratischen Zeitungen im Reich als Redakteur bewarb, wäre nur die Vorstellung eines solchen Konfliktes für sie Grund genug gewesen, einen Umzug in eine Kleinstadt abzulehnen, zumal ihrer Auffassung nach Berlin die einzige Stadt in Deutschland war, in der man wirklich gut und interessant leben konnte. Doch diese Zeit gehörte schon lange der Vergangenheit an. Zwischen damals und diesem für sie so schrecklichen 1. März lag ein anderes Leben, eine andere, ihre neue Welt. Zuerst war es ausschliesslich Felix' Welt. Eine Kleinstadt wie Detmold mit einer guten Zeitung, in der er als selbstständiger Redakteur tätig sein konnte und in allem, was die Zeitung betraf, freie Hand hatte, das waren Bedingungen, von denen er schon immer geträumt hatte. Felix musste die Möglichkeit wahrnehmen, eine solche Chance würde nicht so schnell wiederkehren. Dafür gab sie auch ihre Stelle als Fürsorgerin im Gesundheitsamt in Berlin auf, obwohl ihr die Vorstellung, nicht mehr berufstätig sein zu können, zu Anfang sehr befremdlich erschien. Doch wenn man bedachte, wie oft sich Felix schon beworben hatte und immer wieder abgelehnt wurde, war jede Überlegung überflüssig. Sie erinnerte sich noch gut daran, wie schwierig es für ihn war, bei einem kleinen Provinzblatt angenommen zu werden. Man hielt ihn, wie er es selbst einmal ausdrückte, «für eine Nummer zu gross».²⁸

In Detmold hatte es endlich geklappt. Wie überschwänglich war damals seine Freude. Als er im Oktober 1929 seine Stelle angetreten hatte und sie noch mit den Kindern in Berlin wohnte, schrieb er ihr

fast täglich. Jeder Brief war angefüllt mit begeisterten Äusserungen über seine neue Tätigkeit. Auch sie sollte Artikel für das «Volkblatt» schreiben. Ihm schwebte eine Art Frauenbeilage vor, wie sie in der «Volkswacht», der Bielefelder Parteizeitung, schon existierte. Modern sollte seine Zeitung sein, modern im Aussehen und im Inhalt. Gerne war sie auf Felix' Vorschlag damals eingegangen. Das Schreiben von Artikeln war für sie nichts Ungewohntes. Sie hatte in vielen sozialistischen Zeitungen und Zeitschriften ihr Talent erproben können.²⁹ Nur mit ihrem eigenen Namen wollte sie ihre Artikel nicht gekennzeichnet haben. Während sie im Zug sass und darüber nachdachte, war sie froh über ihre damalige Entscheidung. Plagte sie Schwarzseherei? Von Vorteil war, dessen war sie sich jetzt ganz sicher, sich nicht für eine Berufstätigkeit entschieden zu haben. Mit dem Inkrafttreten des Reichsgesetzes für Jugendwohlfahrt vom Juli 1922 und der Reichsverordnung über die Fürsorgepflicht vom April 1924 war auch in Lippe ein Landesjugendamt und eine Landesfürsorgestelle eingerichtet worden,³⁰ und es wäre sicher ein Leichtes gewesen, eine Stelle zu finden. Als Ehefrau von Felix Fechenbach Beamtin im jetzigen System? Nicht auszudenken!

Obwohl sie nicht berufstätig war, legte sie Wert darauf, im Einwohnerbuch von Detmold mit ihrer Berufsbezeichnung «Fürsorgerin» zu stehen;³¹ eine kleine, im Grunde genommen nebensächliche Geste. Doch wenn man bedenkt, dass dies in jener Zeit absolut nicht üblich war für eine verheiratete Frau, wird deutlich, wie bewusst Irma Fechenbach die Rolle einer modernen Frau lebte. Sie liess sich nie ausschliesslich auf die Hausfrauen- und Mutterrolle festlegen,

deshalb war es für sie auch in Detmold selbstverständlich, sozialpolitisch aktiv zu sein. Zur Erledigung der Hausarbeit und, wenn erforderlich, zur Beaufsichtigung der Kinder wurde, wie in Berlin, Personal eingestellt. Und wie in Berlin stand auch hier die Arbeit bei den «Kinderfreunden», der Organisation der Arbeiterjugendbewegung, im Mittelpunkt.

Bereits 1923 hatte sie zusammen mit dem Erziehungswissenschaftler Kurt Löwenstein, dem Arzt und Sexualreformer Max Hodann und anderen die «Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde» gegründet,³² um den schon bestehenden Gruppen in Deutschland eine Dachorganisation zu geben und damit die Arbeit effizienter werden zu lassen. Es hätte für sie absolut keinen Grund gegeben, ihr Engagement in Detmold zu vernachlässigen. Deshalb begann sie sofort mit Elan zu arbeiten.

Allerdings erkannte sie erst allmählich, dass im Gegensatz zu den Industriestädten in einer kleinen Beamtenstadt ganz andere Bedingungen herrschten. Hier waren die Wohnverhältnisse trotz aller Bescheidenheit, in der die Arbeiterschaft lebte, sozial verträglicher, und die Umgebung bot den Kindern Spielmöglichkeiten, von denen Grossstadtkinder nur träumen konnten. Dennoch war nach ihrer Ansicht die sozialistische Pionierarbeit der Kinderfreunde in einer Kleinstadt besonders wichtig, fehlte doch hier das politische und soziale Anschauungsmaterial, das jede Industriestadt bot, und sie schrieb im Organ der Reichsarbeitsgemeinschaft: «Beim Blühen und Reifen der Bäume wird in tausendjährigem Dornröschenschlaf die Gegenwart verträumt. Die Arbeit der Kinderfreunde ist deshalb in

der Kleinstadt besonders schwer und mühsam.... In der Kleinstadt hat der Mensch noch Zeit. Das ist das grösste Wunder, das der Grossstädter kaum begreift. Gibt es wirklich noch Menschen, die nicht vom Hetztempo unserer Zeit erfasst sind? Ja, die gibt es noch. In der Kleinstadt leben sie. Da haben viele Arbeiter ein Stückchen Land, oft sogar ein eigenes Häuschen. Die Frau arbeitet nur in wenigen Fällen ausser dem Hause. Die Familie ist noch nicht so auseinandergerissen wie in der Grossstadt. Viele Arbeiterkinder haben ein Heim, dem sie sich zugehörig fühlen. Dann verwachsen sie mit der Arbeit im Hause, helfen im Garten, im Stall, auf dem Feld. – Und dann die Strasse! Welch ein herrlicher Spielplatz! Wenn man von den paar grösseren Strassen absieht, auf denen es natürlich so etwas wie einen modernen Verkehr gibt, stört nur selten ein Auto den Spielbetrieb. Hier gibt es noch Pferdegespanne die Menge. Aus Latten bauen sich die Kinder Zelte, die Kleinen backen Sand- und Matschkuchen. Wenn die Kinder genug gespielt haben, streifen sie durch Wiesen und Wälder, pflücken Himbeeren und Brombeeren, machen sich Pfeifen aus Haselnusszweigen, Schiffchen aus Baumrinde oder lassen über den Stoppelfeldern ihre Drachen steigen. Viele Familien sind alteingesessen. Ist ein Häuschen da, dann hat es oft schon der Grossvater gebaut. Oft wohnen zwei Generationen in einem Haus beisammen und der Einfluss der Grossmutter beherrscht vielfach das Familienleben. Man lebt in solchen Fällen in einer Art Grossfamilie und hat kein sonderliches Bedürfnis nach anderweitiger Gemeinschaft.»³³

Trotz der vielen anderen positiven Möglichkeiten, mit denen die Kinder in Detmold aufwuchsen, konnte Irma Fechenbach sie für die organisierten Gruppennachmittage begeistern und zum Wiederkommen und Mitmachen animieren. Noch heute bestätigen ehemalige Nestfalken die Attraktivität der damaligen Kinderfreundebewegung in Detmold.³⁴

Irma Fechenbach legte besonderen Wert auf das Mitsprache- und Mitwirkungsrecht der Kinder und beteiligte sie deshalb verantwortlich an der Ausgestaltung des Gruppenlebens, ganz im Sinne der Grundsätze der Reformpädagogik. Vor allem war ihr wichtig, der Erwachsenenwelt bewusst die Welt des Kindes gegenüberzustellen und jedes Kind als eigenständige Persönlichkeit zu respektieren. Eine Haltung, die nicht alle Helferinnen und Helfer nachvollziehen konnten. Andere wiederum nahmen sich ihren Erziehungsstil zum Vorbild, und eine ehemalige Helferin schrieb noch 1993: «Irma arbeitete anders mit den Kindern, ich spürte neben dem immer *notwendigen* Gefühl, Geist und Kultur. Die Kinder Lotti und Kurt schienen mir verglichen mit unseren münsterländisch westfälischen frei, natürlich und ungezwungen.»³⁵

Die alljährlichen Zeltlager bereiteten ihr immer besonderes Vergnügen. «Auf Fahrt gehen», jährlich einmal vier Wochen eine Kinderrepublik zu leiten und dabei zu erleben, wie die Kinder «ihre Republik» organisierten, entschädigte für manchen Ärger, den die Arbeit im Alltag mit sich brachte. In der Kinderfreundebewegung selbst ging man solidarisch, vielfach freundschaftlich miteinander um, doch mit der Aussenwelt gab es leider allzuoft Probleme. Hierbei stand die Kirche, die evangelische wie die katholische, an oberster Stelle,

fürchtete sie doch um den Verlust ihres Einflusses. Entsprechend frustrierend gestalteten sich die Versuche, eine Zusammenarbeit zwischen Kinderfreunden, Schule und Elternhaus zu erzielen. Auch in der Grossstadt bzw. den Industriestädten war ein solches Bemühen mit vielen Problemen verbunden,³⁶ aber in Lippe, wo der Einfluss der protestantischen Kirche im schulischen Bereich noch besonders gross war, konnte an eine Zusammenarbeit mit Schulen überhaupt nicht gedacht werden. Deshalb musste die Elternarbeit im Mittelpunkt stehen. Dabei ging es Irma Fechenbach vor allem darum, den Einfluss der Grosseltern zurückzudrängen, denn die Gegenwart stellte ihrer Auffassung nach andere Anforderungen an die Menschen als die Vergangenheit, und den Erziehungsnormen und Erziehungszielen von gestern und vorgestern konnte, ja, durfte kein Platz in einer modernen Kindererziehung eingeräumt werden. Wie sollte eine freiere, bessere Gesellschaftsordnung, die nur mit freien Menschen aufzubauen war, erreicht werden, wenn die überkommenen Erziehungsnormen sich weiter tradierten?

Um die Idee der Kinderfreundebewegung in die Praxis umzusetzen, mussten Helfer und Helferinnen in Kursen und Seminaren ständig geschult werden. Auch in Detmold übernahm Irma Fechenbach, wie zuvor in Berlin, mit anderen zusammen die Aufgabe der Schulungstätigkeit. Noch kein ganzes Jahr war vergangen seit ihrem letzten Schulungsseminar in Ostwestfalen zusammen mit Kurt Löwenstein. Ob sie im Zug nach Augsburg daran dachte, entzieht sich unserer

Kenntnis. Mit Sicherheit können wir davon ausgehen, dass sie keinen Gedanken daran verschwendete, dieses Seminar konnte für immer das letzte gewesen sein.

Aber, während sie noch im Zug nach Augsburg sass, hatten Kurt Löwenstein und seine Frau Mara bereits Prag erreicht. Den Entschluss zu fliehen, fassten die Löwensteins, nachdem die SA in der Nacht des Reichstagsbrandes schiessend in ihre Berliner Wohnung eingedrungen war und sie bedroht hatte. Als die SA, ohne sie festzunehmen, die Wohnung wieder verliess, hatten Kurt und Mara Löwenstein begriffen: Ein zweites Mal würden sie einer Verhaftung nicht entkommen. Und kurz entschlossen packten sie, wie so viele in diesen Stunden in Berlin, das Allernötigste und eilten möglichst unauffällig zum Bahnhof, um den nächsten Zug ins Ausland zu nehmen.

«Und dann hat sie für uns gekaspert»

Wer Irma Fechenbach kannte, stellte sich eventuell die Frage, ob sie bei ihrem hastigen Aufbruch vielleicht trotz aller Irritation drei, vier Puppen ihres Kaspertheaters für die Kinder eingepackt hatte. Sie beanspruchten wenig Platz im Koffer und waren auch nicht besonders schwer. Eine «Bühne» gab es überall, in jedem Wohnzimmer, in jeder Küche, auch bei ihrer Mutter: Zwei Stühle in kurzer Distanz zueinandergestellt, eine Decke darüber, fertig war die Kasperbühne, und das Spiel mit den lustigen Figuren konnte beginnen. Das Kasperspiel war ein «Sesamöffnedich», ein Schlüssel zu den Kinderherzen. Die strahlenden Augen und das schallende Lachen lieferten den Beweis.

In einer fernsehlosen Zeit nahm das Puppentheater in der Kinderwelt jener Tage eine zentrale Rolle ein. Doch nicht erst jetzt hatte dieses Kindervergnügen Hochkonjunktur. Bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich nach und nach eine spezifische Art des Kaspertheaters aus dem volkstümlichen Puppenspiel traditionsreicher Wanderbühnen. Innerhalb der bürgerlichen Jugendbewegung und den ihr verwandten kulturkritischen Strömungen fand es dann seinen Platz, wo man es in besonderer Weise pflegte. Ob Irma Fechenbachs Interesse erst auf die Zeit ihrer Mitgliedschaft in der Ju-

gendbewegung am Ende des Ersten Weltkrieges zurückzuführen ist oder ob vielleicht das Puppentheater auch in ihrer Kindheit bereits eine Rolle spielte, wissen wir nicht.

Auf jeden Fall gehörte seit ihrer Tätigkeit als Helferin bei den Kinderfreunden das Kasperspiel zu ihrem Repertoire, die Kinder an den Gruppennachmittagen zu begeistern. Gingen die Kinderfreunde «auf Fahrt», war der Kasper selbstverständlich mit dabei.

Doch dieser Kasper war nicht der gleiche wie es ihn seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gab. In die Welt der Kinderfreunde gehörte der «rote Kasper». Er und der Kasper der bürgerlich-kritischen Jugendbewegung glichen sich nur noch in ihrem Aussehen, denn bei den Kinderfreunden hatte er eine richtige Aufgabe. Er sollte die Kinder nicht nur unterhalten, Kasper hatte auch Vorbildfunktion: Ihm kam die Rolle des Klassenkämpfers zu. Abgesehen von den politischen Inhalten, die ihn vom «bürgerlichen Kasper» unterschieden, sollte der «rote Kasper» auch nicht alle Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen des traditionellen Spassmachers repräsentieren. Die groben Redensarten, die häufigen Wirtshausbesuche wie auch die gewalttätigen Eskapaden dieses lustigen Gesellen hatten keinen Platz im sozialistischen Kasperspiel. Der «rote Kasper» war in erster Linie ein treuer Helfer der Unterdrückten und vor allem immer ein Rebell gegen jene, die ihre Macht missbrauchten. Seine Parole war der Kampf gegen alles Unrecht!

Helfer wie Helferinnen der Kinderfreunde spielten, orientiert an den sozialistischen Erziehungszielen, nach ihrer eigenen Phantasie. Doch es gab auch einen, der nicht nur aus dem Stegreif spielte, der

nicht nur, wie die anderen Helfer und Helferinnen auch, bei den wöchentlichen Treffen den Kindern der eigenen Gruppe etwas vorspielte. Es gab einen, der die Stücke aufschrieb, sie im «Kinderfreund» veröffentlichte und als Wanderlehrer mit seinen Kasperpuppen umherzog und professionell proletarisch-sozialistisches Kaspertheater vorführte. Im «Kinderfreund» von 1926 schrieb Irma Fechenbach, damals noch Irma Epstein, über diesen Kinderfreunde-Kasper im Berliner Rathaus: «Sonntag, den 17. Januar 1926, schallte durch die stillen Räume des Berliner Rathauses viel Jrohes Kinderlachen. Der Kinderfreunde-Kasperl *war eingezogen und* aus allen Teilen von Berlin kamen grosse und kleine Kinderfreunde, um Kasperl zu sehen. Wie er uns nämlich erzählte, *war* er aus München ausgerückt, weil die Bayern ihn *wegen seiner* roten Fahne nicht leiden mochten. Er hatte viel Verdruss und *Aerger* gehabt und entschloss sich deshalb, von München *fortzuziehen*. So kam *er* zu den Berliner Kinderfreunden.»³⁷

Kein anderer als Felix Fechenbach verbarg sich hinter diesem Kinderfreunde-Kasper aus Bayern. Das Kasperspiel war für ihn während seiner Berliner Zeit zu einem Teil seines Lebens geworden. «Wenn der Ärger über die politischen Gegner zu grossen Raum in ihm beanspruchte», wie Walther Victor schrieb, «ihm Spiessergeist und Pharisäertum gichtbrüchiger Beamter der Revolution die Laune verdarben, wenn die Verlogenheit und geistige Enge so manchen Büros ihn zu ersticken drohte»³⁸, dann ging er dort hin, wo ihm erwartungsvolle Kindergesichter entgegensahen und ihm auf seine Frage: «Seid ihr alle da» ein zigfach lautschallendes «Ja!» antwortete. Spätestens dann hatte er allen Ärger vergessen. Das Kasperspiel gehörte

zu Felix Fechenbachs Sonntagsvergnügen. Schon Tage vorher, wie zum Beispiel in Nowawes bei Berlin, kündigte ein buntes Plakat das Ereignis an: «Die Kinder, die Mutter und der Vater, sie kommen alle zum Kasperletheater. Am Sonntag hält der Kinderfreunde-Kasperle seinen Einzug in Nowawes. Er wird sich nachmittags 3 Uhr auf dem Sportplatzgelände zeigen und freut sich schon darauf, alle Nowaweser Kinder mit ihren Eltern zu begrüßen!»³⁹

Mit seinen selbst verfassten Stücken und mit seinem Spiel ging Fechenbach als Autor wie auch als Puppenspieler in die Geschichte des Puppen- und Kaspertheaters ein.⁴⁰ Bevor er seine Stücke spielte, stellte er sich den Kindern vor: «Also – Kinder, hört mal zu! Ich bin der neue Kasper. Mein *älterer* Bruder hat nur immer mit der Peitsche *herumgehauen und zumeist* alles totgeschlagen, was ihm in den *Weg kam*. Darüber haben die Kinder dann *wie* toll gelacht. Dabei ist Prügeln und Totschlagen doch gar keine lustige Sache. Zum Lustigsein und Launemachen bin ich aber gerade auf der Welt. Wie man vergnügt sein und herzlich lachen kann, ohne Prügel und ohne Krieg, ohne Schnaps, ohne Gewehr und ohne Galgen, das sollt ihr Jungen und Mädels in *meiner fidelen Kasperbude* lernen. Kommt nur herein-spaziert!»⁴¹

Wie notwendig eine Neubestimmung des Spassmachers Kasper war, wird deutlich, wenn wir uns vor Augen halten, welche Richtung die Entwicklung dieser Form des Puppentheaters im Laufe des Ersten Weltkrieges genommen hatte. Der Krieg war ins Kaspertheater eingezogen, und aus dem ehemaligen Antimilitaristen war ganz plötzlich ein Franzosenfresser, ein Englandhasser und ein nationaler Schreier geworden. Ein Schreier, der brüllte: «Jeder Schuss ein Russ, jeder Stoss ein Franzos!»⁴² Was konnte der arme Kasper dafür, dass er so dummes Zeug redete.

Erst der Text und der Spieler, der ihn über die Bühne führt, verleiht ihm Leben, war man sich in Puppenspielerkreisen der Weimarer Republik einig. Es kam also nur darauf an, ihm neues Leben einzuhauchen. Und so machte man den Kasper zum Vertreter des Proletariats, zu einer Figur, die für die Rechte der Arbeiter eintrat, die gegen ihre Ausbeutung kämpfte.⁴³

Johannes Minuth vertrat in seiner Arbeit «Das Kaspertheater und seine Entwicklungsgeschichte» die Auffassung, Fechenbach gehöre zu den wenigen Personen, dessen linke Texte nicht nur spielbar, sondern auch wirklich ernst zu nehmen waren.⁴⁴ Als eine der Leitfiguren des Puppentheaters der Weimarer Zeit und durch die Dokumentation seiner Stücke im «Kinderfreund» regte er auch andere Mitglieder der Kinderfreundegruppen zum Kasperspiel an und gab damit dem Puppenspiel einen zentralen Stellenwert innerhalb der Erziehung der Arbeiterbewegung.

«Nur aus dieser Welt konnte auch der Mensch kommen, der sein Leben zu erfüllen bestimmt war,» bemerkte Walther Victor⁴⁵ und spielte damit auf die Verbundenheit von Irma und Felix Fechenbach an, auf die Gemeinsamkeiten, die auch im Kasperspiel und gerade da zum Tragen gekommen waren. In Detmold allerdings spielte Felix Fechenbach nur noch im Kreise seiner Familie. Auch solche Ereignisse mögen selten gewesen sein. Seine redaktionelle Arbeit und das politische Engagement liessen hierzu wenig Raum. Dafür führte Irma ihrer beider Lieblingsbeschäftigung fort. Eine Beschäftigung, die Herz, Verstand und Phantasie in Einklang brachte und um positive Resonanz nicht bitten musste. Eine Resonanz, die als Erinnerung

blieb und auch heute Achtzigjährigen in Detmold noch ein freudiges Lächeln auf ihr Gesicht zaubert, wenn man sie nach Irma Fechenbach fragt: «Ja, sie hat immer *für* uns gekaspert.»

Sollten die Kasperpuppen nicht im Gepäck gewesen sein, das Puppenspiel behielt dennoch seinen Platz bei Irma Fechenbach. Im Exil in der Schweiz, in den USA und im Alter, als sie wieder in die Schweiz zurückkehrte, immer noch hatten diese lustigen Figuren die Aufgabe, die Kinder in der Familie und im Freundeskreis zu erfreuen. Waren es zuerst die eigenen, spielte sie später, als diese selbst Kinder hatten, ihre Stücke den Enkeln vor. Das Kasperspiel geriet nie in Vergessenheit, nicht bei den Kindern, den Enkeln und auch nicht den Urenkeln. Tochter Lottis Liebe zum Puppenspiel reichte sogar über den Familienkreis hinaus und spielte auch in ihrem beruflichen Alltag eine wichtige Rolle.⁴⁶

«Wir beabsichtigen nicht, neben einem Bäckerjungen zu sitzen»⁴⁷

Das Puppenspiel war es nicht allein, was Felix und Irma Fechenbach verband. Deutlich angesprochen werden die Gemeinsamkeiten im Gedenkbuch von Walther Victor, dessen Entstehung 1936 eng von Irma Fechenbach begleitet wurde. Seine Feststellung, ihre Freundschaft hätte sich «auf andern als nur den staatlichen Gesetzen gegründet», wird erst beim Weiterlesen verständlicher: «Zwei freie Menschen, die mit Opfern und Leid, mit letzter Hingabe an das ihnen gemeinsame Ideal sich durchgekämpft hatten zu der gleichen Erkenntnis, was eine sozialistische Ehe sei, zwei Menschen von denen jeder ganz auf sich selbst stand, fanden den Weg zueinander durch eine glückliche Fügung des Schicksals.»⁴⁸ Uns heute klingt ein solcher Satz befremdlich, nicht aber für Sozialisten der zwanziger Jahre. Die alten Klassiker, wie Marx, Engels und Bebel, gehörten durchaus noch zum Gedankengut «sozialdemokratischer Sozialisten», und deren theoretische Schriften boten vielen die Grundlage für Lebensentwürfe. August Bebels Buch «Die Frau und der Sozialismus»⁴⁹ zum Beispiel hatte noch Vorbildcharakter. Auch Irma und Felix Fechenbach versuchten, das Prinzip der gegenseitigen Unabhängigkeit von Frau und Mann sowie ihrer beider Gleichberechtigung zu leben.

Irma Fechenbachs Berufstätigkeit auch nach der Hochzeit, ihr konsequent weiter verfolgtes Engagement innerhalb der Kinderfreunde-bewegung trotz Familie, etc. dokumentieren nach aussen die sozialistische Auffassung des Paares von der Ehe. Erhaltene Briefe legen offen, dass sie sich wahrlich «durchgekämpft» hatten, dass sie rangen um die Ideale der sozialistischen Ehe. Er besprach seine beruflichen Probleme mit ihr, liess sie an allem teilhaben und hörte auf ihr Urteil. Man sprach auch Dinge, die momentan die Beziehung belasteten, direkt und offen an und setzte sich mit dem Partner bzw. der Partnerin gleichberechtigt auseinander. Die Briefe enden meist mit «Freundschaft!», und er nannte sie seinen «lieben Kameraden».⁵⁰ Beides waren Attribute eines Ideals der politischen Kultur der Linken der Zwischenkriegszeit in Deutschland, der «Kameradschaftsehe». Ein Ideal, das im Gegensatz zu dem der bürgerlichen Frauenbewegung der zwanziger Jahre steht, wo die Ehe mehr als «geistige Partnerschaft» gesehen wurde.⁵¹

Als Irma Epstein 1926 schwanger wurde, wollten beide eine gemeinsame Wohnung nehmen. Für Berliner Verhältnisse war diese Überlegung durchaus nicht revolutionär, lebten doch viele Intellektuelle ohne Trauschein zusammen.⁵² Doch hier hatte die Weltoffenheit Berlins ihre Grenzen. Niemand war bereit, an ein unverheiratetes Paar mit Kind zu vermieten, und so beschlossen sie zu heiraten.

Doch entweder hatte Irma Epstein die Reaktion ihrer Familie nicht erwartet – vielleicht auch, weil sie schon so viele Jahre in einer ganz anderen Welt lebte –, oder die Verhältnisse hatten sich seit dem Tod des Vaters verändert. Als dieser ganz plötzlich im Januar 1925 im

Alter von 58 Jahren starb, kannten Felix und Irma sich erst wenige Wochen. Es gibt keinen Hinweis, dem wir entnehmen können, die Eltern, oder später die Mutter, hätten von der Beziehung ihrer Tochter gewusst. Spätestens mit ihrem Entschluss jedoch, eine Ehe einzugehen, erfuhr die Familie von Felix Fechenbachs Existenz. Als Vaters Liebling hätte sie diesen vielleicht, wie früher so oft, davon überzeugen können, wie richtig sie mit ihrer Entscheidung lag. Jetzt jedoch kam es zum Konflikt mit der ganzen Familie. Die Mutter zumindest war der Meinung, ihre Tochter hätte zu ihres Vaters Lebzeiten sich nie erlaubt, diesen Schwiegersohn ins Haus zu bringen. Schwester Martha, mit einem jüdischen Rechtsanwalt verheiratet, vertrat die Auffassung der Mutter und lehnte den zukünftigen Schwager ebenso ab. *«Wir werden nicht zur Hochzeit kommen, denn wir beabsichtigen nicht, neben einem Bäckerjungen zu sitzen.»* gab sie ihrer Schwester unumwunden zu verstehen.

Ein schwerer Schlag für das junge Paar, doch leider war dies nicht nur die Meinung des engsten Familienkreises der Braut. Die Augsburger jüdische Oberschicht hegte die gleiche Auffassung. Schon wenige Monate nach der Hochzeit trat Irma und Felix Fechenbach das kollektive Missfallen der «guten Augsburger jüdischen Gesellschaft» schroff entgegen: Bei einem Besuch zu den Weihnachtsfeiertagen wollten beide am alljährlichen, prunkvollen Silvesterball der jüdischen Gemeinde teilnehmen. Die Mutter bestellte drei Karten, bekam jedoch nur zwei. Bei ihrer Nachfrage wurde vom Präsidenten des Clubs das Argument mit dem «Bäckerjungen» erneut bemüht.

«Besser als die im Rassenwahn Erblindeten wissen wir,» schrieb Walther Victor, «dass es auch ein jüdisches Proletariat gibt. Dass die Gesetze der Klassenspaltung nicht Halt machen vor den Toren der Synagoge.» Und einige Zeilen weiter: «Es ist das Erste, was der Knabe erlebt: Armut. Noch begreift er nicht, was um ihn herum vorgeht, da muss er schon im Hause helfen. Noch hätte er einer Hand bedurft, die ihn über die Strassen führte, da hatte er schon, wie seine beiden Brüder auch, einen ständig wachsenden Bezirk der Stadt im Morgendämmern mit Backwerk zu versorgen. Als er später zur Schule ging, kam er bereits müde dort an. Die reichen Judenkinder kannten ihn vom Brötchenaustragen und verachteten ihn.»⁵³

Von der jüdischen Oberschicht verachtet zu werden, war Felix Fechenbach demnach seit Kindertagen vertraut. Vielleicht war auch dies ein wesentlicher Grund dafür, sich innerlich vom Judentum loszusagen. Vielleicht lagen neben der Erfahrung der Armut hier auch die Wurzeln für seine frühe Entscheidung, sich der sozialistischen Bewegung anzuschliessen. Vor der Emanzipation der deutschen Juden 1871 gab es zwischen allen Juden, ganz gleich welcher sozialen Herkunft, zumindest eine Gemeinsamkeit: die des Paria. Nachdem die Judenemanzipation den reichen Juden endlich die Voraussetzung bot, Teil des deutschen Bürgertums auch mit allen rechtlichen Konsequenzen zu werden, rückten die Klassen innerhalb der deutschen Judenheit weiter auseinander. Der schnell anwachsende Reichtum des deutschen Bürgertums zum ausgehenden 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts und die damit verbundene Steigerung des Klassen-

bewusstseins der oberen Schichten, sowie ihre Abgrenzung nach unten, hatte auch vor dem deutschen Judentum nicht Halt gemacht.

Die 1890 geborene jüdische Sozialdemokratin Hedwig Wachenheim schrieb in ihrer Autobiographie über diese Einstellung in ihrer Familie: «Für meine Grossmutter war das ‚gehobene‘ Bürgertum die Welt schlechthin. Von den anderen Schichten sagte sie: ‚Das sind kei Leut‘, eine Redewendung, die meine Mutter auch gebrauchte, wenn sie uns die Grenzen unseres gesellschaftlichen Verkehrs darstellen wollte.»⁵⁴ Das starke Bedürfnis der jüdischen Oberschicht nach Akkulturation, nach gesellschaftlicher Anerkennung und gelebter Gleichberechtigung, führte nolens volens zu einer Abgrenzung gegenüber unteren sozialen Schichten, die in ihrer Rigidität der des christlichen Bürgertums oft nicht nachstand. Kein Unbekannter in Deutschland zu sein, ersetzte zumindest in Ansätzen Felix Fechenbachs fehlende soziale Akzeptanz in Irma Epsteins Familie. Seine Schwägerin Martha artikuliert dies ihm gegenüber auch wiederum ohne Umschweife: «Wenn Du nicht *so* bekannt und berühmt wärest, dürftest Du nie in unser Haus kommen.»⁵⁵ Die Person Felix Fechenbach blieb für Martha Steiner rätselhaft und fremd. Bei einem Interview 1991 drückte sie noch ihre Verwunderung darüber aus, dass ihr Schwager zwar einerseits Sozialist war, aber andererseits gerne Kaviar ass.⁵⁶

Im Grunde genommen waren die Reaktionen der Familie für Irma Fechenbach nicht neu, und sie wird mit Sicherheit eine solche Haltung erwartet haben, denn genau dieses ihrer ursprünglichen Lebenswelt innewohnende Verhalten hatte sie dahin gebracht, die Werteskala dieser sozialen Schicht zu verabscheuen.

Nichts hatte sich seit ihrer Kindheit verändert, schon damals beeinflusste der Standesdünkel ihre sozialen Beziehungen. Als sie zum Beispiel während ihrer Volksschulzeit eine Freundin gefunden hatte, die ihr sehr viel bedeutete, erzählte sie freudestrahlend ihren Eltern davon. Der Vater fragte sofort: «Welchen Beruf hat der Vater des Mädchens?» Er war leider «nur» Lehrer, und damit war das Ende der Freundschaft besiegelt. In den Augen der Eltern war dies kein Umgang für die Tochter eines Kommerzienrates, des juristischen Beraters des bayerischen Kronprinzen. Briefe an die Eltern wie auch an ihre Freundin Eva Aufhäuser lassen deutlich erkennen, mit welcher Konsequenz Irma Fechenbach sich aus dieser Welt fregekämpft hatte.

Beschäftigt man sich mit der Geschichte der Augsburger Juden oder des Augsburger Grossbürgertums allgemein, kann der Eindruck entstehen, sich von seiner grossbürgerlichen Herkunft in dieser Stadt zu befreien, hätte eventuell einer noch grösseren Radikalität bedurft als in anderen Städten. Unterschiede zwischen Christen und Juden kannte das Augsburger Grossbürgertum nicht, auch pflegte man Beziehungen zum adligen Teil der Bevölkerung der Stadt. Das Grossbürgertum christlichen wie jüdischen Glaubens sowie der Adel, lebten in der Stadt, während die Arbeiter mit ihren Familien in der Nähe der Fabriken in den Vororten wohnten. Siegfried Aufhäuser, ebenfalls gebürtiger Augsburger, erinnerte sich noch im Alter an die strikte Trennung der beiden Klassen in seiner Heimatstadt⁵⁷ und verwies auf das Beispiel des Augsburger Fabrikbesitzers, der sich morgens von seinem Chauffeur an den Rand der Stadt bringen liess, den

Ort, an dem sein Reichtum produziert wurde und abends wieder zurück in die Innenstadt, in die Welt des Grossbürgertums. Zu dieser Welt gehörte die Judenschaft in Augsburg von Anfang an. Bereits die ersten drei Judenfamilien, denen der Augsburger Magistrat das Niederlassungsrecht 1803 zugestand, waren Bankiersfamilien. Deren Bestreben ging dahin, und das ganz im Sinne der Augsburger Kaufmannschaft, die Anzahl der Juden möglichst klein und exklusiv zu halten. Damit war die Sozialstruktur der jüdischen Gemeinde Augsburgs von Anfang an festgelegt.⁵⁸

Es lässt sich nur vermuten, wie gross das Aufsehen in Augsburg war, das Irma Epstein durch ihre Entscheidung, nicht «standesgemäss» zu heiraten, auslöste. Die Beziehung zu entfernten Familienmitgliedern blieb allzeit angespannt und distanziert, ein wirklich herzliches Verhältnis existierte nur zur Schwester ihres Vaters, zu Hedwig Frankfurter und ihrer Familie. Ein besonders gutes Verhältnis hatten beide, Irma wie Felix, zu ihrem Cousin Heinrich Frankfurter. Mit der Zeit allerdings musste sich auch die Beziehung zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn verbessert haben, denn Felix Fechenbach schrieb seiner Frau bei einem kurzen Zwischenstopp in Augsburg gelegentlich einer Reise nach Süddeutschland: «Nach dem Frühstück bin ich mit Mutter auf den Friedhof. Weil das Wetter *gar so frühlingshaft* schön war, sind wir hin und zurück gelaufen. *Mittags* produzierte sich Mutters ‚*perfekte Köchin*‘ in ihrem grössten Glanz mit einem Rehbraten.»⁵⁹

Die Herkunft aus grossbürgerlich-jüdischem Hause löst Erwartungen aus und verpflichtet. Bis zum Abschluss der höheren Töchterschule nie ohne Gouvernante das Haus verlassen zu können, allmorgendlich Tennis mit dem Vater zu spielen, Theaterbesuche, Mu-

sikabende, Literaturzirkel, Vorträge, die Synagogenbesuche zu hohen Feiertagen, jüdische Feste, den langjährigen Präsidenten der jüdischen Gemeinde zum Vater zu haben, eines über die Grenzen Augsburgs hinaus angesehenen Rechtsanwaltes mit grosser Kanzlei: All das gehörte zu Irma Epsteins Kindheit und Jugend. Damit war der Weg vorgezeichnet, den sie nach dem Selbstverständnis der Eltern, der gesamten Familie, auch der jüdischen Gemeinde ihrer Heimatstadt gehen sollte.

Irma Epstein hatte anders entschieden.

Die «innere Revolution»

Die Entscheidung für einen Mann, den die Familie ablehnt, der «*nicht in den gesellschaftlichen Rahmen*» passt, gehörte nicht wie selbstverständlich zum Lebensbild der Frau in den zwanziger Jahren. Doch folgen wir der Auffassung von Martha Steiner, dann war dies bei ihrer Schwester auch nicht anders zu erwarten: «*Sie war immer radikal und hatte ihren eigenen Kopf*»,⁶⁰ sagte sie in einem Interview. Zum Beispiel sei Irma in ihrer Kindheit und Jugend besonders religiös gewesen, eine Haltung, die überhaupt nicht in die Familie passte. Sie seien nur «*Feiertagsjuden*» gewesen. Doch als Erwachsene sei sie in die ganz andere Richtung gegangen. «*Wenn das nicht radikal ist?*» Kopfschüttelnd fügte sie hinzu: «*Ich habe meine Schwester nie verstanden. ...Meine Mutter und ich, wir waren uns immer nahe. Irma war Vaters Liebling. Der mochte besonders ihren Verstand. Ich war eher ,easy-going'. ...Wir waren beide nicht ,closed' miteinander*», stellt sie zum Abschluss des Gespräches in den Raum, ohne noch näher darauf einzugehen.

Inwieweit die Behauptung Matha Steiners zutrifft, ihre Schwester sei einmal besonders religiös gewesen, lässt sich nicht nachprüfen. Sind allerdings Noten im Fach Religion Ausdruck der Religiosität eines Schülers oder einer Schülerin, dann war Irma Epstein «besonders religiös». Sie war immer eine gute Schülerin und gehörte zu den

Besten in ihrer Klasse. Im Fach Religion allerdings war sie die Beste; in jedem Zeugnis steht: «sehr gut».⁶¹

Radikal und aufmüpfig war Irma Epstein als Kind und Jugendliche nicht, eher gehorsam und darauf bedacht, ihren Eltern eine gute Tochter zu sein. Entscheidungen ihrer Eltern in Frage zu stellen, wenn es darum ging, auszuwählen, welcher nächste Schritt in ihrem Leben der beste sei, kamen ihr nicht in den Sinn.

Auch ihre Wahl, im Ersten Weltkrieg als Kriegskrankenschwester tätig zu sein, entsprach ganz den Vorstellungen der Eltern. Selbstverständlich wollte sie als Deutsche ihre Pflicht tun. Bei dieser Entscheidung war die allgemeine Stimmung dieser Zeit bestimmt nicht ohne Einfluss auf sie, doch der Patriotismus des Vaters spielte bei ihrer Entscheidung ohne Zweifel eine zentrale Rolle. Emil Epstein war zu alt für den aktiven Kriegsdienst, und einen Sohn hatte er nicht, der in den Krieg ziehen konnte, um das Vaterland zu verteidigen. Unter «Vaterland» verstand er wie der grösste Teil der bayerischen Juden, ob religiös liberal oder orthodox⁶², in erster Linie «Bayern». Die politisch liberalkonservative Haltung der bayerischen Juden war durchdrungen von einem starken Hang zum Nationalen, wobei sie ihr Bayern durchaus als Staat im Staat sahen.

Nachdem am 1. August 1914 Deutschland Russland den Krieg erklärte, rief der Hauptverein des Vaterländischen Frauenvereins in Berlin alle Mitglieder auf, gemäss Satzung «den Verwundeten und erkrankten Kriegern zu helfen, Not und Elend, die der Krieg im Gefolge hat, zu lindern.»⁶³ Er forderte deshalb alle Frauen auf, ohne Unterschied des Glaubens und des Standes, den jeweiligen Zweigverei-

nen in Deutschland beizutreten. Irma Epstein wurde daraufhin Mitglied beim Bayerischen Frauenverein, um als Kriegskrankenpflegerin ausgebildet zu werden. Nach sechs Monaten trat sie als Hilfschwester ihren Dienst im Reservelazarett in Augsburg an, und im Februar 1916 meldete sie sich für ein Jahr als Stationsschwester in ein Frontlazarett im Osten. Zur Freude ihres Vaters erhielt sie bereits 1917 das «König Ludwig-Kreuz für Heimatverdienste» und 1921 die «Silberne Ehrenmedaille» mit der Kriegsdekoration des Büros des Ehrenzeichenfonds des Roten Kreuzes in Wien.⁶⁴ Was wie ein makabrer politischer Witz anmutet, ist die Tatsache, dass die Nationalsozialisten Irma Fechenbach 1935, als sie bereits in der Schweiz im Exil lebte, eine weitere Auszeichnung für Kriegsverdienste verlieh: «Im Namen des Führers und Reichskanzlers. Der Stationsschwester Irma Fechenbach geb. Epstein in Augsburg ist auf Grund der Verordnung vom 13. Juli 1934 zur Erinnerung an den Weltkrieg 1914/1918 das von dem Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg gestiftete Ehrenkreuz für Kriegsteilnehmer verliehen worden.»⁶⁵

Der anfängliche Kriegstaumel verflog und verwandelte sich zum Schluss bei vielen in eine grosse Kriegsmüdigkeit. Nach heftiger Debatte über die Bewilligung der Kriegskredite in der SPD spaltete sich der linke Flügel der Partei ab. Einige der Mitglieder gründeten den Spartakusbund, andere die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschland, die USPD. Irma Epstein wurde Mitglied der USPD, ihr Eintrittsdatum ist nicht bekannt.

Für Martha Steiner, die während des Krieges bei ihren Eltern in Augsburg lebte, war es selbstverständlich, dass der Krieg ihre Schwester verändert hatte. Solche Beispiele gab es viele, doch warum musste die Konsequenz ausgerechnet der Beitritt zur USPD sein, eine Partei, die in Bayern bekannt, aber – auf jeden Fall in ihren Kreisen – nicht beliebt war. Wie konnte ihre Schwester einer Partei beitreten, die unter der Führung Kurt Eisners am 7. November 1918 die Räterepublik in München ausgerufen hatte? Für den grössten Teil der bayerischen Juden war dies eine Schmach. Wieso ausgerechnet mussten Glaubensbrüder zu den Führern dieser Revolution gehören? Man war doch königstreu und wollte es auch bleiben! Sigmund Frankel, der Sprecher der Münchner Juden, schrieb an Mühsam, Toller und Landauer: «Wir Münchner Juden haben in all den schweren, leiderfullten Wochen der Vergangenheit geschwiegen, da Sie und andere landfremde, des bayerischen Volkscharakters unkundige Phantasten und Träumer die bittere Not und Depression unseres Volkes ausnützten, um Gläubige für Ihre vielleicht wohlgemeinten, aber verhängnisvollen und der menschlichen Natur zuwiderlaufenden Pläne einer zukünftigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu werben.»⁶⁶ Wie Emil Epstein zur Ausrufung der Räterepublik stand, ist nicht bekannt. Doch als juristischer Berater des bayerischen Kronprinzen wird ihn diese Nachricht nicht erfreut haben. Leider sind keine Äusserungen von ihm zur Flucht des bayerischen Königs aus der Münchner Residenz in der Nacht des 8. November 1918 erhalten.

Warum entschied Irma Epstein sich ausgerechnet für die USPD? Gehörte sie zu dem Teil der Bevölkerung in Deutschland, der im Oktober 1918 das Verlangen nach sofortiger Beendigung dieses sinnlosen Krieges wünschte bzw. forderte? Wir wissen es nicht, können nur vermuten, dass die Erfahrungen in den Lazaretten ihr die Unsinnigkeit vor Augen führte. Doch waren es diese Erlebnisse allein, die sie von der liberal-konservativen Haltung, wie sie in ihrer Familie bewusst gelebt wurde, zum Eintritt in die USPD brachte? Irma Epstein bekannte sich nicht allein durch ihre Mitgliedschaft zur linken Sozialdemokratie. Spätestens 1922 häufen sich die Belege: Irma Epstein war fest etabliert in den linken Kreisen Berlins. Ihre Entscheidung, nach dem Krieg eine Ausbildung als Krankenschwester im jüdischen Krankenhaus in Berlin und nicht in Augsburg oder etwa München zu absolvieren, lässt politische Gründe für den Entschluss vermuten, Augsburg, ja, Bayern zu verlassen.

Von Lion Feuchtwanger, auch von Bertolt Brecht, ebenfalls der Augsburger Judenschaft angehörend wie Irma Epstein, wissen wir definitiv, dass sie dem präfaschistischen Klima Münchens entflohen und nach Berlin gingen, um in einer politisch offenen Stadt, dem kulturellen Zentrum des Deutschen Reiches zu leben. Es wäre interessant, exakt nachvollziehen zu können, wie viele links und liberal Gesinnte Bayern in den zwanziger Jahren verliessen.

Auch Felix Fechenbach kehrte dem agrarischen Bayern, dem rückständigsten Teil der deutschen Nachkriegsgesellschaft den Rücken. Als ehemaliger Privatsekretär Kurt Eisners, des bayerischen Ministerpräsidenten der Räterepublik, war er innerhalb der bayeri-

schen Judenschaft sicher ebenso wenig angesehen wie Mühsam, Landauer und Toller, und auch er hätte durchaus Adressat des Briefes von Siegmund Fraenkel sein können.

Die Linken in Deutschland wussten um diesen Landesteil Deutschlands, der für konservative Ideale und reaktionäre Hoffnungen besonders empfänglich war, und wer sich journalistisch oder schriftstellerisch betätigte, liebte das Thema Bayern und seine politisch gesteuerte Justiz. Auch Lion Feuchtwanger, der 1922 in seinem Gesellschaftsroman «Erfolg» dokumentarisch die Antworten dieser Justiz auf Kapp-Putsch und Münchner Revolution geisselte, verwies neben Erich Mühsam und Ernst Toller auf Felix Fechenbach als bayarisches Justizopfer.⁶⁷

Als am 24. September 1922 die USPD sich auf dem Parteitag in Nürnberg mit der SPD vereinigte, entschied sich ein Teil der Mitglieder für die KPD. Irma Epstein wechselte wie auch Siegfried Aufhäuser und Kurt Löwenstein zur SPD. Das heisst allerdings nicht, dass die ehemaligen USPD-Mitglieder ihre politische Einstellung links neben der SPD aufgegeben hätten. Wie vor der Gründung der USPD bildeten sie auch jetzt wieder den linken Flügel der Partei und orientierten sich weiterhin an der Marx'schen Gesellschaftsanalyse. Die Aufsätze von Kurt Löwenstein über Erziehungsfragen machen dies ebenso deutlich wie die von Siegfried Aufhäuser zu Fragen der Wirtschaftspolitik, die im Tenor des nachfolgenden Zitates gehalten sind: «Die Kräfteverhältnisse des kapitalistischen Unternehmertums und des aufstrebenden Proletariats haben sich im Verlaufe der deutschen Revolution zuungunsten der Arbeiterschaft verändert. Es ist indes unverkennbar, dass der Kapitalismus eine Machtposition verteidigt, die

gleichbedeutend ist mit Wirtschafts-anarchie. Die inneren Widersprüche der kapitalistischen Gewinnwirtschaft zeigen täglich mit verstärkter Deutlichkeit die Unhaltbarkeit des herrschenden Systems. Die Entscheidungskämpfe zwischen Kapital und Arbeit reifen deshalb heran und es ist durchaus müssig, diesen oder jenen Monat als den Zeitpunkt der Katastrophe vorauszusagen. Wohl aber erscheint es nötig, jeden Tag und jede Stunde auszunutzen, um das Proletariat geistig vorzubereiten, um die kommende sozialistische Wirtschaft auch in jeder Hinsicht tragfähig gestalten zu können.»⁶⁸

Auch Irma Epstein bediente sich dieses politischen Vokabulars, das sie auch in den Briefen an ihre Eltern nicht vermied. Offen und frei berichtete sie über ihre politischen Aktivitäten, für die Emil und Elsa Epstein wenig Verständnis aufbringen konnten, doch bis auf zaghafte Einwände hielten sie sich mit ihrer Meinung zurück. Aber es waren nicht allein die politischen Anschauungen, mit denen Irma Epstein ihre Eltern konfrontierte, es war auch ihre Kritik an der «guten Gesellschaft»: *«Über Emmy und Josef kann ich gar nichts schreiben. Derartige ‚Kuppleien‘ der guten Gesellschaft sind mir stets verhasst gewesen. Sie sind für mich Zeichen der immer weitergreifenden Degeneration der sogenannten guten Gesellschaft. Ich werde und will sie nicht reformieren»*, schrieb sie in ihrem Brief vom 8. Juli 1923.⁶⁹ Ihre Absicht war es jedoch nie, mit den Eltern und der Familie zu brechen. Begeistert schrieb sie über Besuche bei Tanten und Onkeln und überschüttete ihre Eltern in manchen Briefen buchstäblich mit lieben und dankbaren Worten. Es gibt aber auch Sätze wie:

«Was unser gegenseitiges Verhältnis anbelangt, so hoffe ich, dass wir uns, bei aller Verschiedenheit weiter so gut vertragen, wie bisher.»⁷⁰

Als äusseres Zeichen der totalen Abwendung von der Welt, die einmal ihre Identität prägte und ausmachte, gibt sie am 14. November 1925 – gut zehn Monate nach ihres Vaters Tod – beim Polizeiamt Berlin-Mitte die mündliche Erklärung ab, «dass sie wünsche, dereinst eingäschert zu werden.»⁷¹ Radikaler konnte die Abkehr vom jüdischen Glauben nicht vollzogen werden, verwirft doch die jüdische Religion die Verbrennung des Leichnams. Von nun an gehörte Irma keiner Religion an. Dass ihr diese Entscheidung nicht leicht fiel, artikuliert sie 1932 Eva Aufhäuser gegenüber in einem Brief: «Das Problem Jude sein ist sehr schwer. Ich sträubte mich lange aus der Religionsgemeinschaft auszutreten. Ich verfasste sogar eine kleine Schrift zu meiner Rechtfertigung.... Aber schliesslich sah und fühlte ich immer mehr den Unterschied zwischen Konfession und Religion. Ja noch mehr. Das konfessionelle Dogma tötet echte Religiosität.»⁷² Irma Fechenbachs Kritik richtete sich damals nicht allein gegen das «konfessionelle» Dogma, sondern auch gegen das nationalistische, gegen den Zionismus. Nach ihrer Hochzeit mit Felix hatte sie Gelegenheit, sich vor Ort eine Meinung zu bilden. Mehrere Wochen verbrachten beide in Palästina, und in Erinnerung daran fuhr sie in ihrem Brief fort: «Bei mir ist die internationale Einstellung so stark, dass ich in Palästina nicht anders empfand wie in Italien oder Ägypten. Ich arbeitete in verschiedenen jüdischen Siedlungen. Der Idealismus der Menschen packt. Aber ich möchte nicht dort bleiben.»⁷³

«Mein Leben war der Bund»

War der Vater in Kindheit und Jugend – und vor allem zu der Zeit, als Irma Epstein sich noch voll und ganz ihrer sozialen Schicht zugehörig fühlte – die Person, von der sie sich Rat holte, der sie in Freundschaft zugewandt war, nahm diese Rolle in Berlin, bevor sie Felix Fechenbach kennenlernte, Max Hodann ein. Fast in jedem Brief an die Eltern wird er von ihr erwähnt: *«Max und Maria haben mich als täglichen Gast eingeladen»*. – *«Mit Max war ich Sonntag zusammen»*. – *«Ich habe wieder mehr Glück als Verstand. Das habe ich alles Max zu verdanken.»* – *«Pfingsten fahre ich mit Max zur Tagung der Entschiedensten Schulreformer nach Weimar»*⁷⁴ – *«Abends war Semester-Abschluss bei Hodanns. Max las aus Strindberg vor. Ein anderer spielte Geige»*. – *«Alle 14 Tage sind wir regelmässig bei Hodanns zusammen.»* – *«Samstag war ich wie immer bei Hodanns»* usw. usw.⁷⁵

Dieser Mensch faszinierte sie. Bereits mit 27 Jahren war Max Hodann Kommunalarzt in Nowawes. Ihm hatte sie dort die Stelle als Leiterin des Kinderheimes zu verdanken. Schon bald nachdem er in Berlin-Reinickendorf Leiter des Gesundheitsamtes geworden war, entschloss auch Irma Epstein sich dazu, Nowawes zu verlassen.

Vielleicht ist es an diesem Wendepunkt ihres Lebens angebracht, darüber differenzierter nachzudenken, welcher Gruppierung sie zuzurechnen war. Dabei geht es nicht um eine schubladenartige Kategorisierung, doch ihre Entscheidungen und Handlungen stehen nicht isoliert nebeneinander, und wurden auch nicht im gesellschaftspolitisch luftleeren Raum getroffen. Irma Epstein war zwar Mitglied in der USPD und später in der SPD, doch immer wieder, auch in späteren Jahren, reklamierte sie für sich ihre Unabhängigkeit von parteipolitischen Dogmen. Mit ihrer Entscheidung, sich «dereinst einäschern» zu lassen, kehrte sie dem Judentum den Rücken, konsequent bis hin zur Ablehnung des Zionismus. Diese Entscheidungen entfremdeten sie nicht von der Gruppe der jüdischen Intellektuellen der Weimarer Zeit. Im Gegenteil, sie fühlte sich ihnen zugehörig und fand so ihre Identität. Wie Irma Epstein engagierten sich zahlreiche jüdische Intellektuelle im linken Spektrum der Politik. Im Ideal einer allgemeinen Menschlichkeit, in der es zwischen den Völkern keine Unterschiede gibt, sahen sie ihr erklärtes Ziel. Ihre Idee des Sozialismus war weit entfernt von Parteidogmatismus und Intoleranz und das Ergebnis war eine Sonderform des Sozialismus, die die sozialistische Orthodoxie ablehnte. Michael Hepp konstatiert auch nicht-jüdischen Intellektuellen ihren Anteil an der Konstruktion dieses Sozialismus, doch übertraf seiner Auffassung nach, «die jüdische Beteiligung an diesem Dialog die nicht-jüdische bei weitem.»⁷⁶ Und er hebt als bedeutendstes Organ dieser Gruppe die «Weltbühne» hervor, deren wichtigste Mitarbeiter überwiegend jüdischer Abstammung waren.⁷⁷

Vor diesem Hintergrund erklärt sich fast wie selbstverständlich Irma Epsteins Entscheidung, die Kleinstadt Nowawes zu verlassen und Max Hodann nach Berlin zu folgen. Nur dort und durch ihn erhielt sie Antworten auf ihre Fragen zur Pädagogik, Psychologie und Soziologie. In diesem Spektrum der «linken Identität» zählte der Nicht-Jude Max Hodann zu den herausragenden Persönlichkeiten der Stadt. Neben seiner Position im Gesundheitsamt übernahm er zusätzlich die Leitung der Sexualberatungsstelle am Magnus-Hirschfeld-Institut für Sexualwissenschaft und wurde durch seine Vortragsreisen und Veröffentlichungen nach und nach in Deutschland zu einem bekannten Sexualreformer.

Anerkennung zollten ihm allerdings nur sozialistisch und kommunistisch eingestellte Menschen; die Konservativen bekämpften ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Besonders bekannt und von konservativer Seite kritisiert waren seine Bücher: «Bringt uns wirklich der Klapperstorch?», «Geschlecht und Liebe» und «Bub und Mädels». Durch seine intensive Unterstützung der Bewegung gegen den Paragraphen 218 zog er sich nicht nur den Hass beider Kirchen zu, auch seine konservativen Kollegen sparten nicht mit beissender Kritik.

Der geballten Wut seiner ideologischen Gegner begegnete Hodann stets mit Gelassenheit. Seine Reaktionen auf ihre Angriffe steigerten deren Hass auf ihn jedoch noch mehr. Ein eindrückliches Beispiel hierfür ist die Reaktion eines Staatsanwaltes in den zwanziger Jahren, als dieser gemeinsam mit einem Landgericht die Beschlagnahme seiner Bücher «Bringt uns wirklich der Klapperstorch?» und «Geschlecht und Liebe» erwirkte. Hodann wiederum antwortete

mit seiner Schrift: *«Unzucht! Unzucht! Herr Staatsanwalt! Zur Naturgeschichte des deutschen Schamgefühls»*. Die linke Presse kolporierte diese Querelen und trug damit dazu bei, seinen Bekanntheitsgrad weiter zu steigern.

Auch Felix Fechenbach äusserte sich in einem Artikel zu dem Vorfall: *«Bekannte Pädagogen, Aerzte, Sozialhygieniker und Juristen bekommen dabei das Wort und lesen den Unzuchtschnüfflern die Leviten, dass man seine wahre Freude daran haben kann. Das Unerhörte der Beschlagnahme des Büchleins *«Bringt uns wirklich der Klapperstorch?»* begreift man erst in seiner ganzen Grösse, wenn man das Büchlein gelesen hat und weiss, in welch natürlicher und liebevoller Art den Kindern die schwierigen Probleme nahegebracht werden, und wenn man weiter erfährt, dass das gleiche Buch, das der Stuttgarter Staatsanwalt beschlagnahmt, von der schweizerischen Regierung den Schulen zur Anschaffung und zur Verteilung an die Schulkinder empfohlen wird!»*⁷⁸

Mit einer so exponierten Persönlichkeit befreundet zu sein, hatte ohne Zweifel Vorteile. Als Irma Epstein sich entschloss, noch eine Zusatzausbildung zu absolvieren, um Fürsorgerin zu werden, konnte sie auf die Hilfe Max Hodanns bei der Suche einer Halbtagsstelle für ein Praktikum zählen. Ihr war dabei bewusst, dass ihre Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie und die enge Verbundenheit mit den linken Genossen innerhalb der Partei ihr Vorteile verschaffte: *«Vielleicht gelingt eine kleine ‚Schiebung‘ durch Hodanns und Ollendorfs Vermittlung, da ich ‚Genosse‘ bin. Ja, ja es haben sich nur die Farben geändert, die Protektion blieb bestehen. Vielleicht mit einigem Recht,*

denn wenn wir den sozialistischen Staat erhalten wollen, müssen wir Sorge tragen, dass sozialistischer Geist in die Büros einzieht. Es ist also notwendig, dass Sozialisten für öffentliche Stellen gewonnen werden», schrieb sie am 6. Februar 1923 an ihre Eltern.⁷⁹

Mit Max Hodann in Verbindung gebracht zu werden, konnte allerdings auch von Nachteil sein. Als sie einmal ohne polizeiliche Genehmigung Geld für ihre Nowaweser Heimkinder sammelte, damit diese mit den Kinderfreunden «auf Fahrt» gehen konnten, sprach sie auch bei reichen jüdischen Fabrikanten vor. *«Einer dieser Herren hatte gewaltige Probleme mit der Vorstellung von der Verwirklichung einer sozialistischen Gesellschaft»,* schrieb Irma ihren Eltern,⁸⁰ und er verbot nicht nur der Sammlerin das Haus, er zeigte sie auch bei der Polizei an. Daraus ergab sich ein länger andauernder, in juristische Dimensionen ausartender Streit, der ihren Vater zwang, seine Beziehungen zu Kollegen in Berlin in Anspruch zu nehmen. In einem der Briefe, die Irma während der juristischen Auseinandersetzung an ihren Vater schrieb, machte sie nicht nur wieder einmal ihrem Ärger Luft, sie berichtete auch von den Nebenschauplätzen des Streites: *«Ein derartiges Vorgehen von Seiten der Firma Pitsch, dessen Mitinhaber Herr Levy ist, hat seine Gründe. Sie sind nicht weit zu suchen. Max hatte mal Streit mit ihm. Die Sache ist interessant genug, um sie zu erzählen. Vom Gesundheitsamt wurden Vorträge in Säuglingspflege veranstaltet. Max sandte an alle Fabriken Plakate zur Bekanntgabe an die Arbeiter. Er adressierte diese Schriftstücke jeweils an den Betriebsrat. Herrn Levy empörte dies sehr. Er verklagte Max beim Bürgermeister und als ‚Strafe‘ verweigerte er die Bekanntgabe der Veranstaltungen an die Arbeiter. Herr Bürgermei-*

ster behandelte die Angelegenheit mit der gebührenden Achtung. Seitdem hat Levy Max, wie man sagt ‚gefressen‘. Er suchte ihn durch mich zu schädigen. Schade um die Mühe, denn er hat ja anscheinend mein Tun mit grossem Interesse verfolgt. Nur war alles verkehrt: die ‚kommunistischen‘ Kurse sind nicht kommunistisch, die Kinderfreunde sind nicht parteipolitisch und ich selbst ein Sozialist. Er hätte es meinerwegen ruhig zur Anklage kommenlassen können. Ich hätte mich schon verteidigt und vielleicht wäre es für manchen lehrreich gewesen; denn keine Politik ist auch eine Politik. Die Menschen müssen doch vor der sozialistischen Bewegung eine mächtige Angst haben. Doch nun genug davon. Ich weiss, Ihr hört es nicht gern.»

Fabrikant Levy gehörte ohne Zweifel zum konservativen Kreis der Juden in der Weimarer Zeit und wäre vielleicht auch Mitglied der NSDAP geworden, wie italienische Juden Mitglieder der faschistischen Partei Italiens, wenn zum deutschen rechten Lager nicht die aggressive Judenfeindschaft gehört hätte.⁸¹

Entsprechend Irma Epsteins Zugehörigkeitsgefühl zur kleinen Gruppe der linken intellektuellen Juden erscheint es auch selbstverständlich, dass sie sich bei der Wahl ihrer Mitgliedschaft in der Jugendbewegung nicht für den «Blau-Weiss», den ersten jüdischen Wanderbund, entschied. Der im Jahre 1912 gegründete Wanderbund enthielt für die Mitglieder einen doppelten Sinn: Einerseits ging es um die Befreiung der Zwänge von Schule und Elternhaus, andererseits um die ‚beglückende Erfahrung, in jüdischer Gemeinschaft sich mit dem Judentum und dem eigenen jüdisch sein‘ identifizieren zu können. Der zündende Funke für das stolze Bekenntnis zu sich selbst lag in Idealen, mit denen der Zionismus umschrieben wurde», be-

merkte Irmgard Klönne in ihrer Erinnerung an die aus Deutschland vertriebene jüdische Jugendbewegung.⁸²

Dieses «*jüdisch sein*» lehnte Irma Epstein ab, wobei sie durchaus von der Jugendbewegung fasziniert war. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg begann die Jugend im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung, sich von der Welt der Elterngeneration zu entfernen, doch erst in der Weimarer Republik durchzog der «Mythos Jugend»⁸³ die deutsche Öffentlichkeit in stärkerem Masse als die anderer zeitgenössischer Gesellschaften und stärker als in anderen Epochen deutscher Geschichte.⁸⁴

Irma Epstein wollte ihr Judentum nicht, wie etwa Robert Jungk «in dieser Gruppe zukunftsfreudiger, von einem romantischen Sozialismus der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit erfüllter Menschen»⁸⁵ erleben, ihre Faszination galt dem Internationalen Jugendbund (IJB), dessen Gründer, der Philosoph Leonard Nelson, ganz eindeutig der Gruppe der linken intellektuellen Juden zuzuordnen ist. Der von ihm ins Leben gerufene Bund war konfessionell ungebunden und orientierte sich am ethischen Sozialismus, d.h. das Dogma einer Partei hatte in dieser Gruppierung keinen Platz.⁸⁶

Auch Max Hodann gehörte dem IJB an. Er war Gründungsmitglied und Leiter der Berliner Gruppe. Die vierzehntäglichen regelmässigen Treffen in seiner Wohnung zogen nicht nur Irma Epstein an. Auch Willi Eichler, einer der späteren «*Väter*» des Godesberger Programms der SPD, gehörte zu Hodanns Anhängern. Für ihn waren Max Hodann und seine Frau Maria «wichtige Personen aus der Führungsgruppe des IJB», die ihn «durch grosses Wissen und selbstlose Menschlichkeit»⁸⁷ beeindruckten.

Max Hodann begeisterte nicht nur die Jugendlichen, die sich an der linken Sozialdemokratie orientierten. Peter Weiss, der mehr in die kommunistische Richtung tendierte, schrieb in «Ästhetik des Widerstands»: «Wir waren ihm bei den Frageabenden im Ernst Haeckel Saal begegnet und nahmen bis zu seiner Verhaftung und Flucht im Jahr Dreiunddreissig oft teil an den Gesprächen über Psychologie, Literatur und Politik, die regelmässig jede zweite Woche in seinem Haus an der Wiesener Strasse, in einer Siedlung in Tempelhof, stattfanden.»⁸⁸

Hodann war Bildungsbürger und Sozialist. Er war kein Jude, aber verkörperte, ebenso wie Nelson, für Irma Epstein alle sozialistischen und intellektuellen Ideale, die sie begeisterten. Bereits seit seinem sechzehnten Lebensjahr fühlte Max Hodann sich von der Freideutschen Jugendbewegung angezogen. Da diese Organisation jedoch ein politisches Engagement strikt ablehnte, sann er zusammen mit dem Göttinger Philosophen Leonard Nelson und einigen Vertrauten bereits 1916 nach einem Ausweg aus der «romantizistischen Selbstgenügsamkeit».⁸⁹ Als Nelson Mitte 1917 den «Internationalen Jugendbund» gründete, gehörte Hodann zu den ersten und eifrigsten Mitgliedern.

Nelson suchte eine aktive Kampfgemeinschaft, deren Mitglieder möglichst jung sein sollten, damit sie in seinem Sinne erzogen werden können. Ein solches Ziel konnte nur mit lernbereiten Menschen erreicht werden, die sich zum Zweck der Charakterbildung innerhalb einer Bildungsstätte zusammenfanden. Hodanns Kontakte zur Berliner Arbeiterjugend waren für dieses Anliegen sehr hilfreich und wurden genutzt, um in dieser Gruppe Erziehungsarbeit zu leisten. Der

IJB überwand zwar die von der Freideutschen Jugendbewegung eingenommene elitäre Haltung, weil es das Ziel Nelsons und der führenden Kräfte war, auch die Arbeiterjugend in ihre Kampffront mit einzureihen, und man sich ernsthaft um die «soziale Frage» bemühte. Im Grunde genommen jedoch blieben sie «Bildungsbürger»⁹⁰, denn auch sie verteidigten gegenüber der nachdrängenden Arbeiterschaft ihren Führungsanspruch. Ihre Utopie drängte auf eine Neugestaltung der Gesellschaft durch die Teilhabe der Arbeiter, doch sollten die Gebildeten die Führung übernehmen.

Nelson, der unangefochten an der Spitze des IJB stand, richtete zu Beginn der zwanziger Jahre sein Hauptaugenmerk auf die Herausbildung und Erziehung politischer Führer. Dazu existierten ein ausgeklügeltes Berichtswesen und ein streng geregeltes System von Kursen, Treffen, Aussprachen, Rundschreiben etc., an denen Irma Epstein regelmässig alleine oder mit Hodann zusammen teilnahm. Die Organisation erhielt auf diese Weise eine spezifische, primär pädagogisch ausgerichtete Infrastruktur, die sich deutlich von der anderer politischer Jugendorganisationen abhob. Wer Mitglied sein wollte, musste so genannte Mindestanforderungen erfüllen. Dazu gehörte der Anspruch, vegetarisch zu leben, aus der Kirche auszutreten und Alkohol zu meiden. Für Irma Epstein Wertvorstellungen, die sie ihr Leben lang nicht mehr in Frage stellen sollte.

Nelson legte damit die Jugendbündler nicht nur auf Prinzipien fest, die sich aus seiner Ethik ableiteten, er forderte auch das Zusammengehörigkeitsgefühl des Kreises. Mit diesen strengen Verhaltensforderungen sorgte er für eine gewisse Exklusivität in seiner «Führer»erziehung. Die Funktionäre – von ihm als «innerer Kreis bezeich-

net – verpflichtete er zölibatär zu leben. Diese extrem lustfeindliche Komponente im politisch-pädagogischen Konzept Nelsons wurde nicht von allen Mitgliedern widerspruchslos hingenommen. Max Hodann, der Nelsons Führungsanspruch immer in Frage gestellt hatte, kritisierte dieses asketische Konzept, setzte er sich doch für eine aufgeklärte Sexualerziehung ein, die eine Bevormundung des Menschen auf dem Gebiet des Erotischen ablehnte. Hodann: «Es sind die alten Verheimlichungsbestrebungen, die uns aus der Generation unserer Vorgänger überkommen sind und hier ihre festgewurzelte Macht beweisen. ...Das christliche Moralgefühl sitzt uns noch tief in den Knochen, jene Anschauung, dass alles Körperliche vom Übel ist und nur der ‚reine Geist‘ das Leben wert macht.»⁹¹

Hier scheinen bei aller Gemeinsamkeit zwischen Max Hodann und Irma Epstein unterschiedliche Auffassungen bestanden zu haben, denn sie unterstützte den zölibatären Anspruch Nelsons: «*Wir hatten ein harmonisches Gruppenleben alle zusammen, Jungens und Mädels. Wir waren stark genug, der schwülen, geilen Sexual-Erotik eine gesunde Kameradschaft entgegenzustellen*»⁹² schrieb sie am 16. Dezember 1932 ihrer Freundin Eva.

Die sektiererischen Momente – charismatische Autorität des Stifters, strenge Wahlgemeinschaft, Betonung des Besonderen im Denken und Verhalten, Radikalismus im Kontext selektiver Wahrnehmung⁹³ – sind zwar nicht durchgängig gleich stark in der Geschichte des IJB erkennbar, doch immer vorhanden. Da zum Erziehungsplan des Bundes die Mitarbeit in den proletarischen Organisationen gehörte, suchte der Nelson-Bund mehr und mehr die Anbindung an die

Sozialdemokratie obwohl durchaus auch Kontakte zur kommunistischen Jugendbewegung bestanden. Mitglieder des Nelson-Bundes waren gleichzeitig Mitglieder bei den Jungsozialisten, der Sozialistischen Arbeiterjugend und den Kinderfreunden. Der Bund blieb mit seinen maximal 10 Mitgliedern jedoch immer eine elitäre Gruppierung, dessen Mitglieder ausnahmslos Kader waren, die nach ihrer Ausbildung mit durchschnittlichen Angehörigen von Massenorganisationen nicht zu vergleichen waren. Aufgrund der Altersstruktur – wie Irma Epstein waren alle dem Jugendalter bereits entwachsen – und der sozialen Zusammensetzung des IJB, spielten dabei die Gewerkschaften nur eine geringe, der Lehrer-Kampf-Bund, die proletarische Freidenkerbewegung sowie die beiden grossen Arbeiterparteien und ihre Jugendorganisationen eine bedeutende Rolle. Nicht alle Genossen und Genossinnen der Sozialdemokratie wollten den elitären Anspruch des IJB akzeptieren, so dass Nelson und seine Schüler bald in den Streit der Flügel und Fraktionen gezogen wurden. Im November 1925 beendete der Parteivorstand der SPD den Streit durch einen Unvereinbarkeitsbeschluss. In der Folge verliessen die Jugendbündler, die zugleich Sozialdemokraten waren, nahezu vollzählig die Partei und gründeten unter Nelsons Anleitung den Internationalen Sozialistischen Kampfbund, den ISK.

Irma Epstein und Max Hodann traten dem ISK nicht bei. Zumindest für sie endete die Zeit in der Jugendbewegung, als Gemeinsamkeit blieb nur noch die Arbeit bei den Kinderfreunden, wo auch Hodann weiterhin im Erziehungs- und Aufklärungsbereich Kurse und Seminare veranstaltete. Am 16. Dezember 1932 schrieb Irma Fehrenbach an Eva Aufhäuser: «Ich gehörte 5½ Jahre dem *internatio-*

nalen Jugendbund an. Mein Helfersein bei den Kinderfreunden war nur eine Nebenjunktion. Mein Lebenskreis war der Bund. Dort Jühlte ich mich heimisch in jeder Beziehung. Wir waren Sozialisten, aber an keine Partei gebunden.»⁹⁴ Sie hatte eindeutig ihre geistige Heimat im Kreis der linken Intellektuellen, Juden und Nicht-Juden, im Berlin der Weimarer Zeit gefunden.

«Wir stehen mit einem Fuss im Alten, mit dem anderen im neuen Werden»⁹⁵

Als Irma Fechenbach im November 1932 diesen Satz in einem Brief formulierte, waren ihr die inneren Kämpfe der letzten zehn, fünfzehn Jahre sehr präsent. Jüdin zu sein, doch den Glauben an Gott verloren zu haben, Sozialistin zu sein und an bürgerlichen Lebensformen zu hängen, das überkommene bürgerliche Frauenbild zu bekämpfen, das sie vor ihrer Heirat immer und immer wieder in die Rolle des «Fräulein Irma» hineindrängen wollte und sich trotzdem nicht von der geliebten Familie abzuwenden, dies alles waren Widersprüche, die sie viele Jahre begleiteten.

«Du weisst, auch ich stand in der *Jugendbewegung* und vieles von dem was Dich beschäftigt, habe ich auch durchgrübelt. Ich habe Dich lange nicht gesehen. Deshalb weiss ich auch nicht, wie weit Du Dich von *gesellschaftlichen* Gepflogenheiten *freigemacht* hast», schrieb sie an Eva Aufhäuser und fuhr kurz darauf fort: «*Das ist für eine gut bürgerlich erzogene Tochter nicht so ganz einfach.... Du wirst sicher auch schon gehört haben: Eva, das geht nicht, Du kannst das nicht machen, Du musst Rücksicht auf Deine Eltern nehmen usw. Diese verdamnten Kompromisse sind allen, die jung sind – ich sage absichtlich jung nicht jugendlich – weil jung sein nicht ans Alter gebunden ist – ein Greuel. Man möchte so gern ganz und gar sein eigenes Leben leben, ganz sich selbst treu sein. Es geht nicht immer.*»⁹⁶

Auch in ihrem nächsten Brief, knapp einen Monat später, beschäftigte sie sich erneut mit diesem Problem: «...*Auch ich habe versucht, von dieser ganzen bürgerlichen Unkultur mich loszureissen. Allerdings ich hatte es leichter als Du. Ich war nicht daheim und konnte so leichter und schneller den Weg zu mir selbst finden. Schau Eva, das ist das wesentlichste, dass man sich selbst treu bleibt.*»⁹⁷ Sie erwähnte erneut ihren inneren Kampf, sich vom Judentum zu lösen und beschwor nochmals die Zeit in der Jugendbewegung.

Nicht nur ihre politische Orientierung und ihre Abwendung vom Judentum waren Ausdruck für ihr Bemühen, ihre Vergangenheit abzuschütteln. Auch ihr berufliches Handeln spielte in diesem Zusammenhang eine nicht unwesentliche Rolle.

Töchter aus grossbürgerlichem Haus waren in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg allerhöchstens in der Übergangsphase zwischen Jugend und Heirat berufstätig, dennoch übten immer mehr Frauen einen Beruf aus und verdienten eigenes Geld. Die Berufszählung 1925 wies zum Beispiel über 1,7 Millionen mehr vollzeiterwerbstätige Frauen aus als 1907.⁹⁸ Die höhere Mädchenbildung hatte zwar ihr soziales Ansehen verbessern können, seitdem sie 1908 in das allgemeine höhere Schulwesen eingegliedert worden war, doch nach wie vor beschlossen die meisten Mädchen, ihre Schulbildung nach dem zehnten Schuljahr zu beenden.⁹⁹

Mädchen des Mittelstandes und der Oberschicht waren der weit verbreiteten Idealvorstellung eines «weiblichen Verhaltens» unterworfen, einem Verhalten, das vermeintlich «dem Wesen der Frau» entsprach, und ihre Berufe mussten «standesgemäss» sein und dem

«weiblichen Ansehen», d.h. der Hausfrauen- und Mutterrolle gerecht werden. Wer als Ideal das Hausfrauen- und Mutterbild hatte, schrieb sich auch nicht an einer Universität ein, um einen akademischen Beruf anzustreben. Dies erklärt auch, warum Irma Epstein sich, wie viele andere Frauen ebenfalls, für Berufe interessierte, die entweder eine helfende oder heilende Komponente hatten, wobei in ihrer sozialen Schicht unter der Hausfrauenrolle mehr die Rolle der «Hausherrin» zu verstehen war. Helfende und heilende Berufe waren Lehrerin, Sozialarbeiterin, Krankenschwester und Kindergärtnerin¹⁰⁰, weibliche Erwerbstätigkeiten, die zu «typischen Frauenberufen» wurden.

Dem «Wesen der Frau» entsprechend, gehörte die Frau nach Auffassung aller sozialen Schichten in die Familie. Nur in der kurzen Phase zwischen Schulzeit und Ehe sollte sie am Erwerbsleben teilhaben.¹⁰¹

Die sozio-ökonomischen Bedingungen nach dem Ersten Weltkrieg hatten dazu beigetragen, typische Frauenberufe entstehen zu lassen, wie sie oben erwähnt wurden. Wobei die Entwicklung der beruflichen Sozialarbeit – auf die spätestens nach dem Ersten Weltkrieg als soziales Krisenmanagement nicht mehr verzichtet werden konnte – nicht ein Produkt der bürgerlichen Sozialreform der Jahrhundertwende war, sondern vor allem eines der bürgerlichen Frauenbewegung und ihres spezifischen Emanzipationsideals der «sozialen Mütterlichkeit».

Gegen die sozialen Folgen der Industrialisierung, verbunden mit der Auflösung gemeinschaftlicher Lebensverhältnisse, sollte «das weibliche Prinzip der Mütterlichkeit einen Schutzwall von Wärme,

Emotionalität und sozialer Ganzheit aufrichten.»¹⁰² Bereits am 12. Februar 1919 hatte die SPD-Abgeordnete Marie Juchacz vor dem Parlament kundgetan: «Die gesamte Sozialpolitik wird im weitesten Sinne Spezialgebiet der Frauen sein müssen. Die Wohnungsfrage, die Volksgesundheit, die Jugendpflege, die Arbeitslosenfürsorge sind Gebiete, an denen das weibliche Geschlecht besonders interessiert ist und für welche es ganz besonders geeignet ist.»¹⁰³ Auch Alice Salomon, die Begründerin der ehrenamtlichen Sozialarbeit, war der Auffassung, nach der Revolution von 1919 sei die historische Chance der Fürsorgerinnen gekommen.¹⁰⁴

Auch Irma Epstein wollte diesen Beruf ergreifen und den der Krankenschwester aufgeben. Der Frau ihres Sohnes Kurt schrieb sie einmal, viele Jahre später, der Beruf der Krankenschwester habe sie damals nicht mehr befriedigt, denn die langen Arbeitszeiten hätten es ihr nicht erlaubt, ihren anderen Interessen nachzugehen.¹⁰⁵ Irma Epstein wollte in die Sozial- und Erziehungsarbeit. Wiederum zwang sie ihren Eltern auf, sich mit den für sie fremden Anschauungen ihrer Ältesten auseinander zu setzen. Ihnen war der Wunsch der Tochter unverständlich, und sie machten daraus keinen Hehl. Was wollte sie? Sie hatte die besten Bildungsvoraussetzungen für eine Tochter aus grossbürgerlichem Haus. Aber nicht nur das, sie hatte sogar eine abgeschlossene Berufsausbildung. Das gab es in Augsburg nur in ihrer Familie. Martha Steiner berichtete noch in hohem Alter nicht ohne Stolz: «Wir waren die ersten Mädchen in Augsburg, die einen Beruf erlernen durften. Man war in der guten Gesellschaft sehr erstaunt, doch dann sagten auch andere Väter: Wenn Herr Kommerzienrat

das seinen Töchtern erlaubt, können wir das auch.»¹⁰⁶ Was wollte Irma Epstein noch mehr? Warum wollte sie mit 28 Jahren noch eine Zusatzausbildung absolvieren? Warum dachte sie nicht daran zu heiraten und ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter nachzukommen?

Doch sie blieb unerbittlich. Nach längerem Hin und Her schrieb sie im Februar 1923 an die Eltern: «... Ich habe keine Lust, in einem kleinen privaten Heim auf dem Lande mein Leben zu verbringen. Ich erstrebe einen staatlichen Posten in der Sozialpädagogik oder Sozialhygiene. Meine Eignung und Tüchtigkeit allein rechtfertigen diesen Entschluss. Ich bitte Euch deshalb, mir umgehend meine Papiere zu schicken.»¹⁰⁷

Sie wollte sich eine stundenweise Beschäftigung neben ihrem Studium suchen, um die Eltern nicht zu belasten. Der Vater war entsetzt und fürchtete, sie könne «nicht mehr standesgemäss leben».¹⁰⁸ Wenn sie unbedingt neben ihrem Studium arbeiten wollte, dann nur, um sich Kenntnisse für den Beruf anzueignen, jedoch nicht, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Ein monatlicher Scheck sollte sie finanziell absichern, und reichte dieser nicht aus, bestand die Möglichkeit, bei einem Berliner Bankhaus, mit dessen Besitzer der Vater befreundet war, sich jederzeit «mit Geld zu versorgen».

Nach gewonnenem «Kampf» besuchte Irma Epstein von Oktober 1922 bis Oktober 1924 die staatlich anerkannte Wohlfahrtsschule des Vereins «Jugendheim e.V.» in Berlin-Charlottenburg. So steht es jedenfalls in einer Bescheinigung, die sie sich 1953 ausstellen liess.¹⁰⁹ Sie trat aber erst in den laufenden Kurs ein. Die sich hinziehenden Auseinandersetzungen mit den Eltern hatten es nicht zugelassen, be-

reits ab Oktober 1922 teilzunehmen. Doch ihre Vorkenntnisse und die Fürsprache ihres Freundes Max Hodann ermöglichten es ihr, ein halbes Jahr später mit dem Studium zu beginnen.¹¹⁰

Nach erfolgreich abgelegter Prüfung im Juli 1924 wurde sie im Bezirksamt Neukölln als Wohlfahrtspflegerin eingestellt. Dort arbeitete sie auch nach ihrer Heirat weiter und gab diese Stelle erst kurz vor ihrem Umzug nach Detmold auf.¹¹¹

Bis zur Mitte der zwanziger Jahre hatte Irma Epstein ihr Leben wahrhaft revolutionär verändert. Die Skala der Beispiele, die diesen Veränderungsprozess ausmachten, wäre jedoch nicht vollständig, wenn nicht auch ihre Abkehr vom Vaterländischen Frauenverein, dessen bayerischem Zweigverein sie angehörte, mit in Betracht gezogen würde. Der Vaterländische Frauenverein, von seinem Selbstverständnis her nationaler und paramilitärischer Natur, stand jedem Emanzipationsgedanken ablehnend gegenüber. Obrigkeitsdenken und die Abwehr der Sozialdemokratie passten einfach nicht mehr in Irma Epsteins Weltbild.¹¹² In vaterländischer und monarchischer Gesinnung war Irma Epstein aufgewachsen, einer Gesinnung, der sie einmal als gehorsame, ihre Eltern liebende Tochter unkritisch einen wichtigen Stellenwert eingeräumt hatte. Doch jetzt hatte sich ihr Leben total verändert. Ihre Vergangenheit hatte sie überwunden, zumindest was die Normen und Werte ausmachten, die in ihrer Schicht den Ton angaben.

Weltanschauungen manifestieren sich allerdings nicht nur in den Köpfen der Menschen, sie suchen sich auch ihren äusseren, sichtba-

ren Ausdruck, sei es etwa im Verhalten oder in der Kleidung. Die Kleiderfrage der Jugendbewegung ist ein solches Beispiel. Sie beschäftigte in den zwanziger Jahren alle jungen Frauen in der Bewegung, von der äussersten Rechten bis zur äussersten Linken. Der Kleiderfrage wurde ein symbolischer Wert beigemessen, der über die ursprüngliche Überlegung, auf Wanderungen bequem angezogen zu sein, weit hinausging. Ablehnend betrachtete man die sich schnell ändernde Mode der Zeit und versuchte, einen eigenen Stil jenseits gängiger Modetheorien zu entwickeln. Der Stil der Jugendbewegung sollte nicht nur einfach und bescheiden sein, er sollte eindeutig die Wertvorstellungen seiner Mitglieder zum Ausdruck bringen.¹¹³

Als Kindern des Mittelstandes bzw. der Oberschicht waren den Frauen in den Bünden die allseits bekannten, weit verbreiteten Idealvorstellungen eines «weiblichen Verhaltens» vorgegeben, das vermeintlich dem «Wesen der Frau» entsprach und nichts mit der Zigaretten rauchenden Frau mit Bubikopf gemein hatte. Im Gegenteil, bei den Mädchen und Frauen der Jugendbewegung war das «Damenhafte» verpönt, überschwängliches und gekünsteltes Benehmen lehnten sie ab. Die Kleider mussten praktisch sein, denn in engen Korsetten, langen Röcken und kunstvollen Kopfbedeckungen liess es sich schlecht wandern.

Der Kleiderstil der weiblichen Jugendbewegten war bewusst reizlos, um mit dem Stereotyp der Frau als attraktiver Erscheinung zu brechen. Mit der betont lässigen Art sich zu kleiden, demonstrierten die bürgerlich jugendbewegten Frauen aber auch die Abkehr von ihrer Herkunft. Für Irma Epstein, wie auch später für Irma Fechenbach,

änderte sich die Auffassung zur Kleiderfrage ein Leben lang nicht mehr.

Voll und ganz und für ein Leben lang adaptiert hatte Irma Epstein auch die Ideologie der «geistigen Mütterlichkeit». Zwar kritisierte die Jugendbewegung die bürgerliche Frauenbewegung, doch das Konzept der «geistigen Mütterlichkeit» wurde auch hier an die erste Stelle des weiblichen Rollenverständnisses gerückt. Der Dienst am Mitmenschen galt als oberstes Prinzip und zur herrschenden Auffassung gehörte, weibliche Selbstverwirklichung liege darin, das Ich zu verneinen, statt es geltend zu machen. Nur durch Selbstverleugnung könne die Frau wirklich zur Frau werden, nicht aber durch Selbstbehauptung.¹¹⁴

Dienen, nicht einer Person, sondern «einem höheren Ganzen», das war das Ziel der jugendbewegt engagierten Frau der Zwischenkriegszeit. In einem Brief, den sie ihrer Freundin Eva am 24. März 1935 aus dem Schweizer Exil schrieb, betonte Irma Fechenbach noch einmal dieses Ziel als ihre Lebensmaxime.¹¹⁵ So wie für sie damals ein für allemal die Kleiderfrage gelöst wurde, so war «das Dienen dem höheren Ganzen», zu ihrer zweiten Natur geworden.

Zu ihrer «zweiten Natur» sollte auch eine gewisse Zerrissenheit werden, die ihr selbst sehr bewusst blieb. Sie hatte sich zwar «von den gesellschaftlichen Gepflogenheiten frei gemacht», sich ihre eigene Welt erkämpft und darin ihren Platz gefunden, doch lebte sie für Jahrzehnte – vielleicht ihr ganzes Leben lang – in einer Zwischenwelt, einer Welt, die sich aus Schnittmengen ihrer grossbürgerlichen Vergangenheit und ihrer erkämpften Identität zusammensetzte.

Augsburg: Zwischenstation zum Exil

Als am späten Nachmittag des 1. März 1933 der Zug im Augsburger Bahnhof einrollte, reihten sich Bilder wie in einem Film vor Irma Fechenbachs geistigem Auge aneinander: Ein kleines Mädchen an der Hand der Gouvernante aufgeregt den Zug besteigend, ein Backfisch, der von seinen Eltern am Zug verabschiedet wird, das hektische, von Lärm begleitete Treiben, als Soldaten und Krankenschwestern ihre Züge suchen. In diesem Moment empfand sie noch einmal die Freude, die jedes Mal bei der Einfahrt des Zuges im Bahnhof in ihr hochkam, wenn sie nach Vater und Mutter Ausschau hielt, die gekommen waren, um sie abzuholen. – Die Bremsen des Zuges quietschten, die Gegenwart hatte sie wieder, und sie musste sich um die Kinder und ihr Gepäck kümmern. Dieses Mal, das wusste sie, erwartete sie niemand freudig, weder auf dem Bahnsteig noch in der Maximilianstrasse.

Dort angekommen, drückte sie zaghaft auf den dritten Knopf des blitzblank geputzten Messingklingelbrettes links neben der schweren Eichentür. Alles war ihr bekannt, das Treppenhaus, die Jugendstilfenster, der Geruch der gebohnerten Stiegen, doch heute war alles anders, heute kam sie sich vor wie eine Fremde. Mit bangem Erwarten stieg sie die Treppe hinauf, an der einen

Hand Hanni, in der anderen den Koffer, Lotti und Kurt liefen übermüdet hinter ihr her.

Felix wollte ihre Mutter anrufen und sie auf ihr überstürztes Kommen vorbereiten. Wie sie wohl reagiert hatte? Oben angekommen, stand ihre Mutter schon in der Tür. Irma Fechenbach wusste sofort, willkommen waren sie nicht. Die Wohnung hatte mehrere Zimmer und war gross genug und bequem, um mit allen drei Kindern Aufnahme zu finden. Doch wäre die Wohnung noch grösser gewesen, hätte sich Elsa Epstein ebenso gestört gefühlt. Es war ihr zu plötzlich, man hatte in ihren Lebensrhythmus eingegriffen, ohne sie zu fragen, sie einfach vor vollendete Tatsachen gestellt, darüber konnte sie sich nicht freuen. Ihre Tochter versuchte sie zu beruhigen, es sollte doch nur bis nach der Reichstagswahl am 5. März sein, nur fünf bis sechs Tage, dann hätte sich alles wieder normalisiert, und sie könnten ungestört nach Detmold zurückkehren.

Obwohl seit 1926 die SA im Stadtbild von Augsburg immer wieder auftauchte und die NSDAP seit 1928 im unweit von der Maximilianstrasse gelegenen Färbergässchen ihre Geschäftsstelle hatte, kümmerte das Elsa Epstein wenig. Es gab für sie bisher keinen Grund, die Nationalsozialisten zu fürchten. In gewisser Weise hatte sie recht. Gemessen an den Wahlergebnissen von 1932 sah es ganz so aus, als könne von dieser im Verhältnis zur sozialdemokratischen und kommunistischen Wählerschaft relativ kleinen Gruppe keine Gefahr ausgehen.¹¹⁶ Antisemitischer Hetze war in der Innenstadt niemand ausgesetzt. Das Zusammenleben der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung verlief konfliktfrei wie eh und je.

In Erinnerung an das Gemeindeleben vor 1933 schrieb der ehemalige Synagogenkommissar von Augsburg, Albert Dann, 1944 aus Palästina: «Man kann sich kaum mehr vorstellen, welches behagliche Leben die Juden Augsburgs geführt haben»¹¹⁷ Von diesem «behaglichen» Leben aus beurteilte Irmas Mutter auch die Vorfälle im Reich. Sie wusste, Felix zog politische Querelen förmlich an, doch in Mitleidenschaft gezogen werden wollte sie weiss Gott nicht.

Irma bemühte sich, die Tage bis zur Rückreise durch Besuche bei Verwandten und Bekannten zu überbrücken. Sie besuchte Menschen, die sie schon seit Jahren nicht mehr gesehen hatte: «Sehr nett *war* ein gemütlicher Nachmittag mit zwei meiner besten Schulfreundinnen,» schrieb sie ihrem Mann.¹¹⁸ Auch ins Kino ging sie: «Menschen im Hotel», ein Film mit Greta Garbo, war für sie ein Freizeitvergnügen besonderer Art.

Die Kinder reagierten unterschiedlich auf die Veränderungen. Kurt konnte nicht in der Maximilianstrasse bleiben, er musste zu einer Tante, drei Kinder waren Elsa Epstein in der Wohnung einfach zu viel. Er fügte sich zwar, wäre aber lieber sofort wieder zurück nach Detmold gefahren. Auch Lotti wollte nicht bleiben. Es gefiel ihr hier nicht, selbst auf das «Lutschen» verzichtete sie, aus Angst vor dem strengen Blick der Grossmutter. Nur Hanni fühlte sich wohl, sie hatte überhaupt keine Probleme.¹¹⁹

Trotz einer gewissen Anspannung verging die Zeit in ruhigem Gleichmass. Allein die Nachrichten aus Detmold irritierten Irma Fechenbach. Einen Tag nach ihrer Abreise hatten die Nationalsozialisten das «Volksblatt» verboten. Als sie davon erfuhr, erschrak sie zuerst fürchterlich, tröstete sich jedoch mit dem

Gedanken, dass die Zeitung nach der Wahl wieder erscheinen würde. Doch drei Tage später, am Wahltag, schrieb Felix: «... Hier ist alles *ruhig*. Auch der ‚Tag der *erwachenden Nation*‘ *verlief ohne Zwischenfälle*. *Ich habe jetzt auch* Redeverbot für Mitgliederversammlungen. Genossen kamen zu mir in die Wohnung und rieten mir dringend, Sonnabend und Sonntag nicht zu Hause zu schlafen. Sie hatten Befürchtungen, dachten *an Löwenstein und Heilmann*.¹²⁰ Ich liess mich überreden und nahm *ein* gastliches Angebot an.... Die Befürchtungen der besorgten Genossen *waren* aber grundlos. ...Zu Hause geht alles in bester Ordnung. Eva kocht recht ordentlich und besorgt alles gut, soweit ich das beurteilen kann. Es ist natürlich sehr still hier im Hause. Du und die Kinder fehlen mir sehr. Aber *es ist* doch wichtig, dass ihr *ein paar* Wochen *in* Augsburg seid. Gestern war ich in Bielefeld und sprach mit Schreck und mit den Kollegen von der Volkswacht. Man beurteilt die Dinge dort ähnlich wie ich. Da die Nazis keine Mehrheit bekommen, rechnet man mit einem möglichen Gewaltstreich von rechts und dem Eingreifen der Reichswehr *gegen die Verfassungsbrecher*. Niemand weiss aber Genaues. Es sind alles Kombinationen. Die Woche vom 5. bis 11. März ist nach meiner Meinung die kritische Woche, in der sich entscheiden wird, ob die Dinge sich ruhig weiter entwickeln, oder ob *es* zu Verwicklungen kommt. Im Übrigen kannst Du beruhigt sein. In Lippe wird sich nichts Entscheidendes ereignen. Höchstens, dass ich eines Tages in Schutzhaft *genommen* werde. Aber das wird Dich kaum zu beunruhigen brauchen, das *wäre ja* auch *ein* Schutz für mich. Vielleicht wird man das aber nicht einmal riskieren, weil das in Lippe viel Beunruhigung schaffen würde. Also, keine Sorge, *es geht* alles gut.»¹²¹

Wie immer verpackte Felix unangenehme Nachrichten in Erzäh-

und den Befürchtungen der Genossen nachgegeben. Er nahm also die Situation ernst. Er hatte Redeverbot, rechnete sogar damit, in Schutzhaft zu kommen! Der Brief war wenig ermutigend. Sie wusste nicht, was sie mehr irritierte, die politischen Ereignisse oder die Tatsache, dass sie immer noch nicht nach Detmold zurückkehren konnten.

Am Tag nach der Wahl schrieb Felix Fechenbach erneut seiner Frau: «Jetzt ist's also soweit! Der Regierungsblock hat eine Mehrheit. Hier in Lippe haben wir über 3.000 Stimmen gegenüber dem 6. November gewonnen. Wir haben fast die Stimmen der Landtagswahl wieder geholt. Das haben wir selbst nicht erwartet. Aber im Reich gehts jetzt rechts herum. Ob und inwieweit noch SPD-Zeitungen erscheinen können, lässt sich noch gar nicht sagen. Ich rechne damit, dass früher oder später sich für mich die Notwendigkeit ergibt, mich nach einem anderen Beruf umzusehen. Lasse Dir das mal durch den *Kopf* gehen. Adressiere bitte Briefe an mich *an* Fritz Rempe, Oesterhausstrasse 10. Ich will nicht, dass die Zensur Deine Briefe liest. Gestern hatte ich eine kleine Karambolage mit Nazis. Ich warfast den ganzen Tag zuhause und ging erst um 5 Uhr zur Redaktion und zwar in Begleitung eines Genossen. In der Weinbergstrasse rempelten mich vier Nazi an, ohne dass ich irgendeinen Anlaf gegeben hatte. Ich bekam einen Stockschlag. Die ganze Sache verlief recht harmlos. Abends saf ich mit den Genossen im Volkshaus und wurde mit Rubachs Auto nach Hause gebracht, damit es auf der Strasse nicht nochmal etwas gibt. Ich schlafe bei einem Genossen. Die Dinge werden sich bald beruhigen, sodass derartige Anrempeleien wohl aufhören werden. Heute fahre ich nach Bielefeld. Vielleicht bleibe ich bei Bicker über nacht. Grund zur Beunruhigung besteht nicht. Ich will nur vorsichtig sein.»¹²²

Die «Anremplei» mit den Nazis am Wahltag hatte sich ereignet, nachdem der Brief an Irma bereits im Postkasten war. Im Polizeibericht liest sich der Vorgang so: «Redakteur Fechenbach wurde am Wahltage gegen 16 Uhr in Detmold von 4 uniformierten S.A.-Leuten in der Weinbergstrasse angegriffen und mit seinem eigenen Gehstock geschlagen. Als die Polizeibeamten eintrafen, hatten die Täter bereits die Flucht ergriffen. Dem p. Fechenbach wurde durch Dr. med. Rodewald auf der Polizeiwache ein Notverband angelegt. Anzeige ist erstattet.»¹²³ Im gleichen Bericht steht: «Um 1.30 Uhr erhielt die Polizeiwache in Detmold die Nachricht, dass in der Geschäftsstelle des ‚Volksblattes‘ Fensterscheiben eingeworfen seien. Es ist polizeilich festgestellt, dass ausser der Schaufensterscheibe noch 3 kleinere Fensterscheiben entzwei waren. Die sofort durch die Kriminalabteilung aufgenommenen Nachforschungen nach den Tätern sind ergebnislos verlaufen.»¹²⁴

Irma wünschte sehr, Felix könnte sich entschliessen, zu ihr und den Kindern nach Augsburg zu kommen. Ausgeschlossen, die Parteileitung hatte ihm zwar bereits die Erlaubnis hierzu gegeben, doch er lehnte ab. Er ist kein Feigling, er steht auf seinem Posten, und am 14. März wird seine Zeitung wieder erscheinen.

Auch in Augsburg hatten sich jetzt die Verhältnisse denen im Reich angepasst. Irmas Briefe an ihren Mann lassen erkennen, wie wenig jetzt noch von einem «behaglichen» Augsburg zu sprechen ist. «Hier ist jeden *Tag was* anderes los», schrieb sie. «Heute *war schon wieder grosser* Festakt vor dem Rathaus. Vertreter der Wirtschaft, der Reichswehr und der Hitler-Truppen nahmen vom Balkon aus an der

Parade der Truppen teil. Alles ist wie umgewandelt. Überall schwarz-weiss-rote Fahnen, auch an jüdischen Geschäften. Vom Dach des Kaufhauses Tietz-München weht sogar die Hakenkreuzfahne. Die Hitler-Erklärung vom Sonntag hat grösste Anerkennung hervorgerufen. Alles ist begeistert. Mir ist manchmal als ob ich träume. *Wie* können nur die Menschen *so* wandelbar sein. Aufhäuser schildert die Situation sehr treffend. Er schreibt, es war ein Erdbeben, der alles was man erbaut hatte, begrub. Alles ist verschüttet...Hier ist das Reichsbanner und die S.A.J. verboten. Ich lese täglich die Zeitung sehr eingehend und höre den Nachrichtendienst *des* Radios. Anbei eine Karte von der neuen Beflagung. Tue sie bitte in Hanne's Album. Da wir neben dem Rathaus wohnen, können wir vom Fenster aus alles miterleben. Auch die Reden verstehen wir Wort für Wort.»¹²⁵

Der nationalsozialistische Terror begann in Augsburg am 9. März, vier Tage nach der Reichstagswahl. Nachdem ein Sturmbannführer mit einigen SS-Männern die Hakenkreuzfahne auf dem Perlachturm aufgezogen hatte, besetzte in den Morgenstunden der Gauleiter, ein städtischer Kanzleisekretär, mit seinen SA-Männern das Rathaus, um vom Rathausbalkon, just dem Balkon, auf dem am 8. November 1918 die Republik ausgerufen worden war, mit seinen politischen Gegnern abzurechnen: «Hier sind sie gestanden, diese Schurken, und haben alles in den Kot gezogen. Die heutige Kundgebung wird den Herren zum Ausdruck bringen, dass ihre Zeit ein für allemal vorbei ist und dass ihr System mit Stumpf und Stiel ausgerottet wird. Die Idee des Marxismus und die elenden verbrecherischen Führer müssen weggefegt werden.»¹²⁶

Den Aktionen folgte eine Verhaftungswelle von Kommunisten und circa zwanzig sozialdemokratischen Funktionären. Irma Fechenbach konnte nicht begreifen, sie war ratlos. «Ist bei Euch auch das Reichsbanner verboten?», fragte sie Felix in einem Brief und fuhr fort: «Jedenfalls die ‚nationale Revolution‘ versteht die Sache zu meistern. Wie sehr von all den Dingen die Kinder schon mitgerissen werden zeigt ein Ausspruch von Lotte: Mutti, ich will auch zu Hitler und unser Kurtl auch. Von Erich schreibt Marti, dass er in seinem Ärger sie stets ‚Judenstänker‘ nenne. Von sich selbst sagt er: ich bin ein Israelite.»¹²⁷

Trotz allem wollte Irma Fechenbach sich von der neuen politischen Situation nicht irritieren lassen. Sie verfolgte am Radio die Übertragung der Berliner Karl-Marx-Feier und bat Felix unbedingt zum SPD-Parteitag zu fahren, weil, wie sie schrieb, «die persönliche Fühlungnahme sehr wichtig für unsere Zukunft ist.» Angst hatte sie keine, versicherte sie ihrem Mann. «Wir sind jung,» steht in einem Brief, «arbeitsfreudig und nehmen es auch in neuen Verhältnissen mutig auf. Die Hauptsache, wir verstehen uns und haben uns gern.»¹²⁸

Er konnte ihren Optimismus im Moment nicht teilen. Felix Fechenbach war enttäuscht und entsetzt über die Schwäche der Partei und ihrer Führer. In seinen Augen hätte die Partei kämpferischer sein müssen und wichtige Mitglieder hätten nicht sofort den Weg in die Emigration antreten dürfen. Nein – und abermals nein. Er wollte der Detmolder Wählerschaft nicht den letzten Rest von Vertrauen rauben, er würde bleiben.

Irmas Optimismus verflog mit einem Schlag, als sie von Felix' Verhaftung beim Mittagessen am n.März im Volkshaus erfuhr.

Monate später erzählte ihr ein Genosse, bei Felix' Verhaftung hätten Anwesende gehört, wie die Nazis sagten: «Wart' Junge, Du bist uns noch acht Jahre Zuchthaus schuldig».

Die ersten vier Tage verbrachte Fechenbach in Gemeinschaftshaft zusammen mit Kommunisten und Sozialisten. Die ständigen Streitereien unter beiden politischen Gruppierungen waren für ihn unerträglich, und er erhielt Einzelhaft. Die Behandlung im Gefängnis war gut, er bekam Zeitungen und Bücher, durfte rauchen und konnte Lebensmittel von draussen erhalten. «Das Essen ist reichlich», schrieb er in seinem ersten Brief aus dem Gefängnis «aber Butter, eine Büchse Sardinen oder ähnliche Kleinigkeiten, vielleicht ein Stück Kuchen würden mich freuen.»¹²⁹

Obwohl seiner Freiheit beraubt, schöpfte Felix Hoffnung, bald wieder entlassen zu werden. Seine Annahme, wenn er in Schutzhaft käme, würde das «in Lippe viel Beunruhigung schaffen», bestätigte sich allerdings nicht. Nichts passierte. Kein Protest, keine Eingabe, nichts. Draussen war man nicht in der Lage zu reagieren, den Genossen fehlte die Zivilcourage. Es war zu spät. Die Linke hatte insgesamt versagt, die Konsequenzen wären für jeden Einzelnen hart und unerbittlich gewesen.

Dennoch wollte Fechenbach selbst im Gefängnis seinen Glauben an demokratisches Handeln nicht aufgeben, oder wollte er nur seine Frau beruhigen? Nach dem Inkrafttreten des Ermächtigungsgesetzes am 23. März schrieb er ihr, er rechne mit einer baldigen Aufhebung wenigstens eines Teils seiner Schutzhaft, stellte aber in Zweifel, seine Stelle als Redakteur behalten zu können.¹³⁰ Er glaubte, mit solchen Sanktionen rechnen zu müssen. Seine Vermutung bestätigte

sich: Am 1. April entthob man ihn seines Redakteurpostens und unterstellte das «Volksblatt» nationalsozialistischer Aufsicht. Was die Verkürzung der Schutzhaft betraf, hatte er sich jedoch verkalkuliert. Niemand dachte daran, seine Situation zu verändern, im Gegenteil. Nach und nach nistete sich bei ihm die Gewissheit ein, lange Zeit seine Familie nicht wieder zu sehen: «Aber, was man nicht zu ändern vermag,» schrieb er an Irma, «darein muss man sich schicken, hoffentlich erträgst Du die für Dich recht schwere Zeit mit zuversichtlichem Mut und lässt Dich nicht unterkriegen.»¹³¹

Irma Fechenbach nahm all ihren Mut zusammen. Sie wollte nach Detmold fahren, ins Gefängnis gehen und mit ihrem Mann sprechen, und wenn es nur kurz unter Aufsicht sein konnte. Felix hatte ihr vom Besuch seines alten vierundsiebzigjährigen Vaters geschrieben und den Strapazen, die der alte Mann für seine Reise von Würzburg aus auf sich genommen hatte. Warum sollte nicht auch sie fahren? Um sicher zu gehen, am Gefängnistor nicht abgewiesen zu werden, machte sie eine Eingabe an den Polizeipräsidenten und bat um die Erlaubnis eines Besuches. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie am 30. März nach Detmold. Am Bahnhof angekommen, fing sie eine Genossin mit der Bemerkung ab: «Bist Du wahnsinnig, dass Du hierher kommst. Man sucht Dich. Dein Haus ist von SA umstellt. Geh' nicht in Deine Wohnung. Vor einer halben Stunde war die Polizei oben, um Dich zu holen. Du stehst auf der Liste für Inschutzhaftnahme. Du kannst Felix nicht besuchen.»¹³² Beide versteckten sich zwischen Eisenbahnwagen und schlichen auf Umwegen zur Wohnung eines Genossen. Nach und nach erschienen auch andere Genossen, und man beriet gemeinsam die Situation. «Es war wie eine Trau-

erversammlung», erinnerte sich Irma Fechenbach ein paar Jahre später. Ohne Felix gesehen zu haben, holte sie nachts um ein Uhr der Bezirkssekretär von Bielefeld, Karl Schreck, mit seinem Auto ab, um sie nach Altenbeken zum Bahnhof zu bringen. Hier kannte sie niemand, hier konnte sie ungestört in den Zug steigen. Doch auf der Fahrt dorthin musste Irma sich hinter den Sitzen des Autos verstecken, um jede Auffälligkeit zu vermeiden. Von Altenbeken aus fuhr sie am Morgen – ähnlich wie einige Wochen zuvor mit den Kindern – über Würzburg zurück nach Augsburg.

Wie betäubt erlebte sie die Fahrt, und in Erinnerung an dieses Ereignis schrieb sie einmal: «Ich kann nicht beschreiben, was ich in dieser Nacht gelitten habe. Es ist leicht, Tatsachen und Erlebnisse zu schildern und aneinander zu reihen. Aber niemand vermag zu *sagen*, was *es* heisst, nach Hause zu fahren und doch nicht nach Haus zu dürfen, was *es* heisst, das Amtsgejangnis zu sehen, zu wissen, da drinnen, da hinter diesem Fenster ist der, der für dich alles ist, ist der Vater der Kinder, ist dein bester, treuester Freund, wirklich dein alles, dein Mann...»¹³³

Einen Tag später, am 1. April, registrierte sie fassungslos den Boykottaufruf in Augsburg, in jüdischen Geschäften nicht zu kaufen. Bereits kurz vor ihrer unseligen Reise nach Detmold hatte die SA Juden schikaniert und terrorisiert. Der Geschäftsführer des Kaufhauses Landauer, der Obersekretär des Stadttheaters und drei Rechtsanwälte¹³⁴, Kollegen ihres verstorbenen Vaters, waren unter den Betroffenen. Aus dem Radio erfuhr sie am gleichen Tag von den Boykottmassnahmen gegen jüdische Geschäfte in ganz Deutschland. In diesem Moment erschien ihr das Leben sinnlos. Doch nur für kurze Zeit. Die Kinder, ihre gemeinsamen Kinder, die brauchten sie jetzt besonders dringend.

Bei ihrer Mutter konnten sie nicht länger bleiben. Nun hiess es arbeiten und eine kleine Wohnung suchen. Keine Arbeit sollte ihr zu gering sein. Ganz gleich, was ihr angeboten würde, sie wollte zugreifen, um ihren Kindern und sich die Existenz zu sichern.

Mit dieser Perspektive ging sie am Montag, den 3. April, zuversichtlich auf Wohnungssuche. Sie hatte Glück und fand sehr schnell eine kleine Wohnung, die ihrem Geschmack entsprach. Voll Freude ging sie nach Hause, um der Mutter von ihrem Erfolg zu berichten. Als diese ihr leichenblass an der Tür entgegentrat, ahnte sie nichts Gutes. «Die Polizei hat nach Dir gesucht» sagte sie tonlos und ging zurück in ihr Zimmer. «Ein schwerer Schlag für diese alte Dame, die bisher noch nie mit der Polizei zu tun hatte»¹³⁵, notierte Irma Fechenbach später. Entsetzt und ratlos begann sie, ihren Koffer zu packen. Die Kinder konnte sie nicht mitnehmen, sie musste bei ihrer Flucht flexibel sein und so wenig wie möglich Aufsehen erregen. Gut war es, in Konstanz einen Verwandten zu haben, der hier wie auch in dem unmittelbar anschliessenden Kreuzlingen auf der Schweizer Seite Textilbetriebe hatte und deshalb täglich die Grenze passieren musste. Ihn wollte sie um Hilfe bitten, um unauffällig in die Schweiz zu gelangen. Die Schweiz, das Asylland, die Schweiz, das Land, in dem Felix Freunde hatte und in der dortigen sozialdemokratischen Partei bekannt war, hierhin wollte sie flüchten. Sie verabschiedete sich von den Kindern, sagte, sie käme bald wieder zurück und fuhr mit der Bahn nach Konstanz. In später Abendstunde überquerte sie in Begleitung ihres Verwandten ohne jegliches Gepäck die Grenze.

In ihrer Autobiographie erinnerte sich Regina Kägi-Fuchsmann, die damalige Geschäftsführerin des Schweizerischen Arbeiterhilfswerkes: «Unsere grosse Wohnung glich in dieser Zeit oft einem Heerlager. Es kam immer wieder vor, dass es mitten in der Nacht zaghaft an unserer Wohnungstür läutete – *ein* geflüchteter Genosse stand draussen. Natürlich musste er zunächst einmal untergebracht *werden*. Unter diesen unerwarteten Gästen befand sich eines Tages auch Irma Fechenbach. Ihr Mann Felix *war* sozialistischer Parteiblattredaktor *gewesen*; gleich in den ersten Tagen der Machtergreifung *war* er in «Schutzhaft» genommen worden. Irma lebte mit ihren drei kleinen Kindern irgendwo im Schwarzwald¹³⁶ versteckt. Eines Tages teilte man ihr mit, daJS die Gestapo hinter ihr her sei. So *wie* sie war, mit der Küchenschürze und den Pantoffeln, um nicht aufzufallen, machte sie sich auf die Flucht und gelangte gut über die Grenze. Unsere Adresse war ihr Anlaufziel.»¹³⁷

«Es ist ein kleiner Trost, dass ich in diesem grossen Leid nicht so ganz allein und verloren dastehe.»

Irma Fechenbach-Fey

Teil II | Schweiz | 1933-1946



Irma Fechenbach mit den Kindern Hanni und Lotti, Augsburg 1933.

Rechts: Der Fluchtweg von
Irma Fechenbach: Die Brücke zwischen Konstanz und Kreuzlingen (Schweiz).



068 Telegramm		Deutsche Reichspost	
aus 268 DETMOLD 25/24 1720 =			
<i>Handwritten:</i> 268 4/27		FRAU FECHENBACH BEI EPSTEIN MAXIMILIANSTR C 9 AUGSBURG =	
Amt Augsburg 1 (Grottenau)		0719	
		NOTA C 9 AUCH 69 LESBAR +	
BEI FLUCHTVERSUCH IST IHR MANN GESTERN VERWUNDET UND VORANGEGANGENE NACHT VERSTORBEN WEITERE NACHRICHT FOLGT = KRIMINALPOLIZEISONDERDIENST +			

[Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Nachlass Felix Fechenbach, Kassettel, Mappe I, Nr. 140]







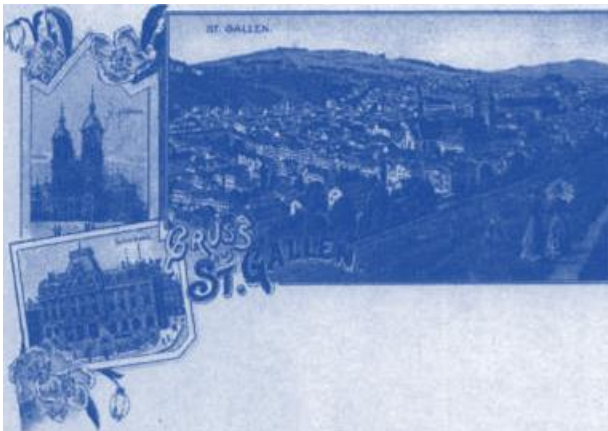
Kurt, Lotti, Hanni und Irma Fechenbach



Irma Fechenbach als Helferin in einer
jüdischen Flüchtlingskolonie [Erholungsheim, I.S.]
im Appenzellerland.



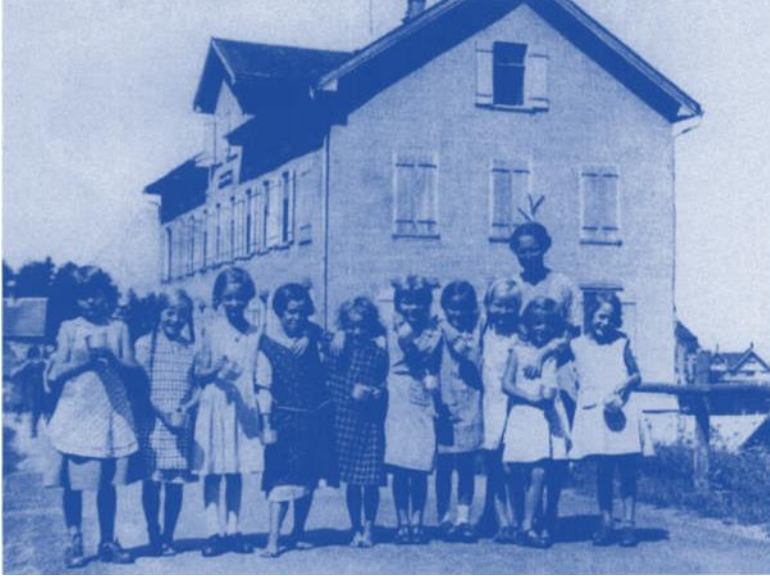
Wohnung in der Emigration:
St. Gallen, Teufenerstrasse 111,
Parterre (1933-1946).







Irma Fechenbach mit ihren Kindern
im Schweizer Exil in den Jahren
1938/39.



Irma Fechenbach in der «Landmark»,
einem Lager der ostschweizerischen
Arbeiterkinderhilfe, 1938.



Internationale Falkenrepublik in
Brighton (England):
Irma Fechenbach als Helferin vor
dem Felix-Fechenbach-Zelt, 1937

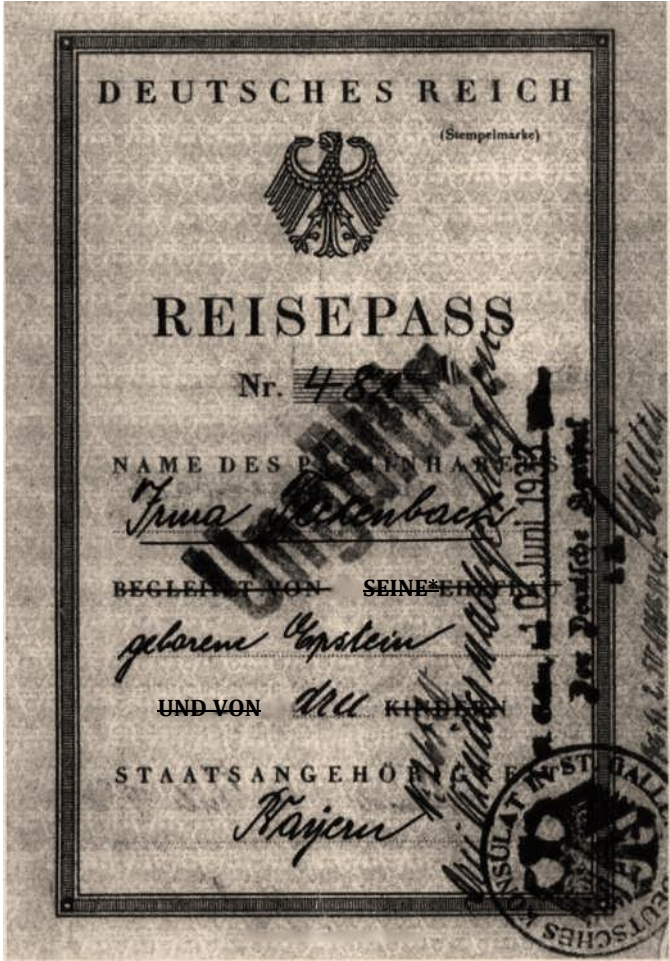




St. Moritz 1940/41.
Zweite von links Lotti Fechenbach.



Lotti und Kurt. Skitour in der Schweiz, ca. 1946.



[Sta Detmold D 1 Nr. 12759]

«Was aus uns werden wird, weiss ich nicht»

Nachdem Irma die erste Nacht in der Wohnung von Regina Kägi-Fuchsmann verbringen konnte, bemühte sich diese tags darauf, sie im ehemaligen Volksbildungsheim von Fritz Wartenweiler in Frauenfeld unterzubringen. Wartenweiler, der Pionier der Schweizer Erwachsenenbildung, hatte das Heim als erste Anlaufstelle für Emigranten zur Verfügung gestellt, nachdem er dazu übergegangen war, seine Vorträge und Kurse in der ganzen Schweiz abzuhalten. Der Aufenthalt allerdings konnte nur kurz sein, stieg doch seit dem Reichstagsbrand die Zahl der Emigranten kontinuierlich an, und Möglichkeiten der Unterkunft wie in Frauenfeld waren rar.

Bereits nach vierzehn Tagen, am 15. April 1933, konnte Irma Fehrenbach Frauenfeld verlassen und nach Neukirch im Thurgau umziehen. Diese Möglichkeit hatte sie Anny Pflüger, Diakonisse und Mitglied bei den Quäkern, zu verdanken, einer zentralen Figur der Schweizer Flüchtlingshilfe zwischen 1933 und 1945. Sie vermittelte Irma nach Neukirch in ein Erholungsheim für unverheiratete Mütter und deren Kinder. Die langjährige Bekanntschaft zwischen der Heimleiterin Didi Blumer und Anny Pflüger machte es möglich, die Gesetze zu umgehen. Ständige Personalknappheit, bedingt durch ein knappes Budget, zwang Didi Blumer Lösungen ausserhalb einer be-

zahlten Anstellung zu finden. Diese Situation konnte dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) in Bern glaubhaft dargelegt werden, so dass die von ihm erlassene strikte Anweisung, aufgrund der anhaltenden Arbeitslosigkeit in der Schweiz Emigranten jegliche Erwerbstätigkeit zu untersagen, nicht zur Anwendung kam.

Die Behörde akzeptierte die Vereinbarung, Irma Fechenbach ohne Entgelt einzustellen und ihr nur Unterkunft und ihren Kindern Unterkunft und Verpflegung zu gewähren, sowie die Garantie der sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SPS), die Kosten für Verpflegung und Taschengeld von Irma Fechenbach zu tragen.

Weder die SPS noch die Schweizer Gewerkschaften waren in den ersten Monaten nach der so genannten Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland darauf eingerichtet, Emigranten zu betreuen. Niemand dachte daran, langfristige Vorsorge zu tragen, gingen doch alle davon aus, der ganze «Spuk der Hitlerei»¹³⁸ werde in einigen Monaten von selbst verschwunden sein. Sofortige Hilfe jedoch war unumgänglich, und man beschloss, deutschen Genossen und Gewerkschaftern die finanzielle Unterstützung aus den Kassen der Partei und den Gewerkschaften zu gewähren und die ideelle Betreuung Regina Kägi-Fuchsmann in ihrer Funktion als Sekretärin der «Proletarischen Kinderhilfe» zu übertragen.

Dieses Provisorium existierte bis 1936 und erschwerte nicht nur den Helfern und Helferinnen die Arbeit, es trug auch zur zusätzlichen Verunsicherung der Emigranten bei, die besonders gross in den ersten Wochen nach dem Grenzübertritt war, der viele völlig aus dem Gleichgewicht warf.¹³⁹

Nach knapp vierzehn Tagen bereits die Notunterkunft in Frauenfeld verlassen zu können und eine Anstellung zu haben, zumindest für die nächsten sechs Monate, wie Irma Fechenbach als Betreuerin im Kinderheim Neukirch, war nicht selbstverständlich und ein grosses Glück für jemand, der in der Schweiz Asyl suchte. Die Quellen belegen, Irma Fechenbach erfuhr eine Sonderbehandlung. Ihr Mann war in der SPS spätestens seit der 1919 in Bern abgehaltenen internationalen Sozialistenkonferenz, dem ersten Treffen der Linken aller nichtkommunistischen Schattierungen nach dem Krieg, bekannt. Die Delegation um Kurt Eisner, der auch er angehörte, erregte besondere Aufmerksamkeit, und er konnte schnell Kontakt mit Schweizer Zeitungen aufnehmen, für die er zukünftig schreiben wollte.¹⁴⁰ Nachdem Felix Fechenbach von Irmas Flucht erfuhr, schrieb er sofort an befreundete Genossen in der Schweiz. Obwohl die ersten Hürden ohne grosse Hindernisse genommen waren und es Irma jetzt auch möglich war, die Kinder zu sich kommen zu lassen, konnte das grösste Problem jedoch nicht gelöst werden: Die Ungewissheit, wie lange Felix noch im Gefängnis bleiben musste, und die Frage, wie es weitergehen würde. Ihrer Freundin Eva schrieb sie damals etwas ratlos: «Was aus uns *werden wird, weiss ich nicht.*»¹⁴¹ Sie wollte es Felix überlassen. Wenn er endlich aus der Schutzhaft entlassen worden war, würde er schon die richtige Entscheidung treffen.

Ihr immer wieder sich einstellender Optimismus wurde auch von der allgemeinen Hoffnung der Emigranten getragen, die Hals über Kopf in den letzten Wochen Deutschland verliessen und in den umliegenden Ländern in Warteposition verharrten. Es werde sich Wi-

derstand im Land regen, um dem Hitler-Spuk ein Ende zu machen, glaubten viele.

Doch leider waren nur die Emigranten selbst zum Handeln bereit. Schnell entfaltete sich in Paris unter dem Patronat Willi Münzenbergs¹⁴² ein erstes Zentrum des Widerstands, dem linksgerichtete politische Emigranten von Rang und Namen angehörten oder zumindest mit ihm sympathisierten und sporadisch mitarbeiteten. Man versuchte, aus dem Ausland auf die politischen Verhältnisse in Deutschland einzuwirken, wie zum Beispiel Albert Einstein in einem Brief an die Preussische Akademie der Wissenschaften: «Ich erkläre... den Zustand im jetzigen Deutschland als einen Zustand psychischer Erkrankung der Massen... In einem Schriftstück, das ich der Internationalen Liga zur Bekämpfung des Antisemitismus zu Werbezwecken überliess,..., forderte ich ferner alle besonnenen und den Idealen einer bedrohten Zivilisation treu gebliebenen Menschen auf, alles daran zu setzen, dass diese in Deutschland in so furchtbarer Weise sich äussernde Massen-Psychose nicht weiter um sich greift.»¹⁴³

Von der Schweiz aus hätte Einstein diesen Brief nicht verfassen können, hier war den Emigranten jegliche politische Betätigung strengstens untersagt, und bei Zuwiderhandlung erfolgte ihre Ausweisung. Würde Felix nach seiner Entlassung sich unter solchen Bedingungen für die Schweiz entscheiden?

Felix Fechenbach erfuhr von der Flucht seiner Frau erst, nachdem Irma bereits in Neukirch war. Niemand informierte ihn, vielleicht aus Angst, ihn zu gefährden. Auch die Genossen in Detmold wussten keinen Rat. Die Belastung wuchs täglich.

Als er endlich von ihrer Flucht erfahren hatte, schrieb er ihr: «Meine liebe Irma, heute bekam ich von Dir *vier Briefe auf einmal*. Das war ein rechter Festtag! Ich habe mir nur Sorgen um Dich und die Kinder gemacht, weil ihr doch schliesslich auf die Dauer nicht *Verwandten* zur Last fallen könnt. Nachdem Du mir jetzt schreibst, dass Du in einem Kinderheim tätig bist und verdienst, was Du brauchst, bin ich über *diesen* Punkt beruhigt. Du bist ein tapferer Kerl.»¹⁴⁴ Ihre Flucht erwähnte er mit keinem Wort, ging doch alle Post durch die Zensur. Jeder Satz musste gut überlegt sein.

Über seine Befindlichkeiten schrieb er nach wie vor verhalten, um sie nicht unnötig zu ängstigen. Wieder und wieder lobte er ihre Tapferkeit und sprach ihr Mut zu. Irma hatte diesen Trost auch bitter nötig. Im Gegensatz zu Deutschland berichtete die ausländische Presse über die nationalsozialistische Politik und ihre Auswüchse offen, und Irma Fechenbach war gut informiert. Sie wusste über die Auflösung der Parteien und der Gewerkschaften im Mai 1933, wusste von den Bücherverbrennungen und las erste Berichte von entlassenen Schutzhäftlingen. So offen, wie es die Zensur erlaubte, sprach sie in ihren Briefen die Geschehnisse an und äusserte ihre Ängste um ihn. Aus seinen Antworten lässt sich Unmut lesen. Einmal schrieb er: «Meine liebe Irma, aus Deinem Brief vom 17. Juni ersehe ich, dass Du seit Wochen keine Nachricht von mir hast und recht sehr in Sorge bist. Dazu werden auch die Nachrichten über die Zustände in deutschen Schutzhaftlagern beitragen, die, wie ich lese, in ausländischen Blättern verbreitet sind. Diese Nachrichten sind sehr bedauerlich, denn sie nützen den Schutzgefangenen nicht, und die Angehörigen kommen unnötigerweise in Sorge. Hier ist nicht ein einziger Todesfall

vorgekommen. Du kannst also mit gutem Gewissen unsinnigen Nachrichten entgegen treten. Du brauchst Dir keinerlei Sorge um mich zu machen. Auch gesundheitlich befinde ich mich wohl.»¹⁴⁵

Die Behandlung im Detmolder Gefängnis war, im Gegensatz zu manch anderen Gefängnissen zu dieser Zeit in Deutschland, nach wie vor ausserordentlich korrekt. Dies änderte jedoch nichts daran, dass der Aufenthalt für Fechenbach zu einer starken Nervenbelastung wurde. Zeilen wie: «Die Sehnsucht nach Dir und den Kindern wächst im Quadrat der Entfernung. Aber damit muss man fertig werden...»¹⁴⁶oder «Auch hier wurden zu Ostern und zum Geburtstag des Herrn Reichskanzler eine ganze Anzahl Schutzhaftgefangener entlassen. Mich scheint man vorerst noch hier behalten zu wollen»,¹⁴⁷ finden sich immer wieder in den Briefen. Als zum 1. Mai an anderen Orten und auch in Detmold einige Häftlinge entlassen wurden und Fechenbach wieder nicht dabei war, hoffte er, es würden bei einer politischen Normalisierung zukünftig sicher auch weitere Schutzhäftlinge entlassen werden, und dann könnte auch er endlich freikommen. Um dem nachzuhelfen, reichte er am 26. April einen Haftentlassungsantrag bei der Lippischen Landesregierung ein,¹⁴⁸ doch ohne Ergebnis. Wieder tröstete er Irma und versuchte, sie aufzurichten. Freilich sei es traurig, meinte er, dass die Kinder momentan kein richtiges Zuhause hätten. Es würde aber wiederkommen, und auch er würde sich nicht weniger darauf freuen als sie und die Kinder. Aber zuerst sei noch Geduld notwendig. «Im Spazierhof blühen jetzt auf der mittleren Rasenfläche die Frühlingsblumen und ein Fliederstrauch. Die Aprikosenbäume sind abgeblüht, die zarten rosigen Blüten verwelkt und die Kirschbäume setzen schon kleine Fruchtknoten an. Nur ein Apfelbaum blüht noch. So zeigt auch der Garten, wie die

Zeit vorwärtsschreitet, die uns früher oder später *wieder* zusammenführen wird. Du musst nur Geduld haben und den Mut nicht verlieren.»¹⁴⁹ Voll warmherzigem Gefühl schrieb er ihr ein paar Tage später: «...Obendrein schenkst Du mir Deine *wenigen* Freistunden und schreibst mir pünktlich und *regelmässig wie eine* Uhr ausführliche, liebe Briefe, die mir viel Freude machen. Dass Du Dich gerade in einer so schweren Zeit doppelt bewährst als lieber, hilfsbereiter und tapferer Kamerad und als hingebend umsichtige und opferbereite Mutter, schlingt das Band, das uns bindet, nur noch fester und unzertrenlicher als es ohnehin schon war. Du weisst, so *wenig* Schüchternheit meine Sache ist, in einem Punkte war ich stets schüchtern: im Aussprechen und Niederschreiben von Gefühlen, die ich gegenüber lieben Menschen empfinde. Deshalb wirst Du auch diese *wenigen* Zeilen *so* verstehen wie sie empfunden sind.»¹⁵⁰

Sorge bereitete beiden die Situation ihres Ältesten. Er hatte nicht mit seinen Schwestern zur Mutter reisen können, musste doch zuerst die Frage seiner Einschulung geklärt sein. Da nicht feststand, was die nächste Zukunft bringt, war es schwer, eine Entscheidung zu treffen. Neukirch zu wählen, wäre nicht zu verantworten gewesen. Im Kinderheim konnte Irma Fechenbach nur vorübergehend bleiben, und Kurt hätte bereits nach kurzer Zeit die Schule wieder verlassen müssen. Eine Einschulung in Deutschland war ebenso unsinnig. Wurde Felix entlassen und des Landes verwiesen – womit zu rechnen war – , würde der Junge auch diese Schule verlassen müssen.

Nach vielen Überlegungen entschied Irma, Kurt vorläufig nicht einzuschulen. Felix war mit dieser Entscheidung einverstanden: «...Dass er in diesem Jahr noch nicht eingeschult werden konnte, ist

kein grosses Unglück», schrieb er. «Mag er noch ein Jahr herumtollen. Bis dahin wird ja die Familie hoffentlich wieder beisammen sein.»¹⁵¹

Nach der zwölften Schutzhaftwoche glaubte Fechenbach, es könne nicht mehr allzu lange dauern, bis er freigelassen würde. Pfingsten stand vor der Tür, und man munkelte unter den Gefangenen, zu den Feiertagen würden einige freikommen. Felix war allerdings nicht unter den Glücklichen.¹⁵² Auch auf seine Eingaben erhielt er keine Antwort, und er schrieb Irma, es würde gut sein, «sich nicht allzu optimistischen Hoffnungen hinzugeben.»¹⁵³ Aber einmal, so hoffte er, würde auch die Schutzhaft ein Ende haben, und dann kämen auch für sie wieder bessere Tage. Er war froh, dass sie immer noch seine Haltung akzeptierte, die ihn dazu brachte, den lippischen Arbeitern nicht den letzten Rest an Hoffnung zu nehmen.

Sollte sie eventuell auch längst anderer Meinung gewesen sein, verlor sie kein Wort darüber. Irma versuchte, Felix so gut sie konnte, Mut zuzusprechen. Doch wie schon immer in ihrer beider Beziehung, war sie auf seine Stütze angewiesen. Sie konnte kämpfen, aber so wie sie als Kind und junge Erwachsene ihren Vater zum Partner hatte, der ihr den Rücken stärkte, und später Max Hodann, so hatte sie nun Felix. Ihm überliess sie die Führung in allen wesentlichen Entscheidungen. Deshalb war es für sie auch besonders schlimm, den Menschen, der ihrem Leben Führung gab, weit von ihr entfernt im Gefängnis zu wissen. Die Tage, die Wochen vergingen, nichts änderte sich, ausser, dass sich Resignation und auch Wut einschlich. Allerdings nicht allein über die Nationalsozialisten: «Mein Mann ist noch in Schutzhaft, wie ich leider höre Dein Vater auch in Schutzhaft ist», schreibt sie an

Freundin Eva. «Die Sozialdemokratie hat eben keinen Platz mehr im neuen Deutschland. Schade, dass diese Erkenntnis erst von den neuen Machthabern aufgedrungen werden musste. Es gab so viele, die glaubten, durch Ergebenheit auch weiter mitmachen zu dürfen. Die Linie ist klar und viele stehen heute brotlos und heimatlos da. Auch wir gehören dazu.»¹⁵⁴

Nachdem Felix nicht mit baldiger Entlassung rechnen konnte, begann er wieder seine schriftstellerische Arbeit aufzunehmen, ähnlich wie bei seinem Aufenthalt im Zuchthaus in Ebrach Anfang der zwanziger Jahre. Kleine Fabeln für die Kinder, kleine Geschichten und die Arbeit an seinem Roman «Der Puppenspieler» halfen ihm, den Gefängnisalltag leichter zu ertragen.

Vier Monate später waren alle Freunde aus dem Gefängnis entlassen, Felix Fechenbach blieb alleine zurück. Und wieder unternahm er einen Vorstoss zur Veränderung seiner Situation, er beantragte, dem Staatsminister vorgeführt zu werden. Mit ihm wollte er über seine Lage sprechen. Um Irma nicht zu ängstigen, verschwieg er ihr vorerst seine Absicht. Als Fechenbach endlich die Gelegenheit für ein Gespräch mit Staatsminister Riecke erhielt, war das Ergebnis niederschmetternd. Riecke erinnerte Fechenbach an Eisner und seinen Prozess, seine politische Haltung und machte ihm Vorwürfe über Vorwürfe, ohne ihn selbst anzuhören. Fechenbach war zutiefst getroffen und niedergeschlagen. Sehr wahrscheinlich hätte er Irma die Unterredung verschwiegen, wenn nicht die Mitteilung gewesen wäre, die seine nächste Zukunft, und nicht nur seine, sondern die der ganzen Familie betraf: Riecke hatte an Bayern den Antrag gestellt, man möge Fechenbach in ein bayerisches Konzentrationslager überneh-

men. Genaueres, was Zeit und Ort betraf, würde er ihm später mitteilen.¹⁵⁵

Felix Fechenbachs letzter Brief aus dem Gefängnis an Irma beginnt: «Ich bin noch immer in Detmold und glaubte schon in der vergangenen Woche ins Konzentrationslager zu kommen. Vielleicht findet der Abtransport schon in einigen Tagen statt. Vielleicht dauert er noch Wochen. Ich weiss es nicht. Dies Warten auf die Veränderung erfüllt mich mit einer merkwürdigen Unruhe. Ich weiss selbst nicht warum, aber es ist so.»¹⁵⁶

Der Roman war abgeschlossen, die Exemplare an Irma und seine Eltern verschickt. Es gab nun nichts mehr zu tun, er konnte nur noch warten. Während er den Roman schrieb, verging die Zeit wie im Flug. Es waren für ihn die erträglichsten Tage während seines langen Aufenthaltes in der Zelle. Mit dieser Arbeit hatte er sich eine Aufgabe geschaffen, die ihn vor dem Grübeln bewahrte. Er konnte etwas gestalten und daraus Kraft und Vertrauen schöpfen. «Wie's später im Konzentrationslager wird bleibt abzuwarten», beendete er seine Reflexionen über seine Zeit im Detmolder Gefängnis. Besonders beschäftigten ihn in diesem Brief ihre gemeinsamen Kinder: «An den Sonntag, da Lotte geboren wurde, erinnere ich mich besonders lebhaft. Die Fahrt ins Krankenhaus, die Bescherung, die ich später bei Kurtl zu Hause vorfand, stehen noch bildhaft lebendig vor mir. Auf jeden Fall richte Dich so ein, dass Du bei den Kindern bleiben kannst. Sie leiden ohnehin am meisten unter unserer Trennung. Können sie schon den Vater nicht haben, dann sollen sie wenigstens die Mutter nicht entbehren. Du sagst ja selbst, die Kinder seien die Opfer der Zeit, entwurzelt, heimatlos geworden. Tue nur alles, dass Du wenig-

stens bei ihnen bleiben kannst. Aber das brauche ich Dir ja nicht besonders ans Herz zu legen. Du wirst das von Dir aus schon tun.

Die Frage, *die* Lotte an Dich gerichtet hat, als *die* Ferienkinder nach Hause fuhren, ist ja erschütternd: ‚Mutti, wo bin ich eigentlich daheim?‘ In dieser kindlichen Frage liegt die ganze Tragödie unserer Kinder. Sie haben kein Daheim, keine Familie mehr, sind entwurzelt. Das ist überhaupt, was mir am meisten Sorge macht. Wenn die Kinder im Augenblick auch untergebracht sind und zu *essen* haben – Der Mensch lebt nicht vom Brot allein ... Der Vater, die Mutter, das Heim, das gemeinsame Familienleben sind noch Dinge, die, wenn sie den Kindern Jehlen, für ihre ganze künftige Entwicklung nicht ohne Einfluss sind. *Aber* vielleicht brauchen *sie* das alles nicht gar zu lange zu entbehren. Verlier nur Du die Hoffnung nicht, wenn *es* auch noch sehr lange dauern sollte.»¹⁵⁷

Selbst in diesem Brief versuchte er Irma aufzurichten, ihr Mut zu machen und ihr zu ein wenig Distanz zu verhelfen, indem er auch auf die anderen hinwies, die ins Konzentrationslager kamen. Er erinnerte sie an Paul Löbe, den ehemaligen Reichstagspräsidenten, den nur wenige Tage zuvor ebenfalls dieses Schicksal ereilte, er erinnerte an die vielen Unbekannten, die diesen Weg gehen mussten. Er ist es nicht allein, wollte er sie trösten. Sie solle es von einem grösseren geschichtlichen Standpunkt aus betrachten, nicht nur vom persönlichen. Er relativierte sofort wieder, da ihm wohl die Schwäche des Argumentes bewusst wurde. Nochmals, zum allerletzten Mal, schrieb er, als wolle er das Schicksal beschwören, die Schutzhaft könne, wenn die politischen Verhältnisse sich normalisierten, nicht mehr allzu lange dauern. Der Brief endet mit den Zeilen: «Aus Deinen Briefen lese ich immer viel Hoffnung und Zuversicht. Darüber freue ich mich

ich stets. Sei nur weiter stark und zuversichtlich! Um mich brauchst Du Dich nicht zu besorgen. Finde mich auch in das Leben im Konzentrationslager, wenn ich dort auch keine Blumen und sonstigen Erfrischungen bekommen kann, mit denen Du mich hier jede Woche erfreust und Jir die ich Dir herzlich danke. Ich denke im Voraus an die Zeit, da meine Schutzhaft aufgehoben sein wird und grüsse und küsse Dich und die Kinder herzlich.»

Im Nachsatz schreibt er: «Soeben wird mir mitgeteilt, dass ich heute, den 7. August, abtransportiert werde.»¹⁵⁸

Es ist Felix Fechenbachs letzter Brief an seine Frau, sein letzter Brief überhaupt. Wenige Stunden später hatten die Nationalsozialisten ihn ermordet.

«Es wird eine Wunde sein, die nie vernarbt

Felix Fechenbachs letzter Brief an seine Frau war noch mit der Post unterwegs, als am Morgen des 8. August Irma zum Telefon ins Büro der Heimleitung gerufen wurde. Erschrocken und irritiert eilte sie den Flur entlang. Tausend Gedanken schossen ihr wirr durch den Kopf. Wer wollte sie sprechen? War es Felix? War er etwa doch freigekommen und wurde nicht ins Konzentrationslager gebracht? Oder hatte er vielleicht die Möglichkeit erhalten, noch einmal mit ihr zu telefonieren, bevor er verlegt wurde? Immer wieder schrieb er doch, dass er gut behandelt würde. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Im Büro angekommen, reichte ihr Didi Blumer wortlos den Hörer und ging aus dem Raum.

Am anderen Ende der Leitung meldete sich ihre Mutter. Sie rief ganz selten an und schon gar nicht tagsüber. Was war geschehen? Hatte es in irgendeiner Weise mit Detmold zu tun? Offiziell war nichts bekannt von ihrer Emigration in die Schweiz. Um Felix nicht zu gefährden, liefen ihre Briefe über die Adresse der Mutter in Augsburg. War dort eine Nachricht für sie angekommen?

Sie verstand zuerst nicht, was die Mutter am anderen Ende der Leitung sagte. Erst allmählich begriff sie: Felix war tot. Der Beweis

war ein Telegramm aus Detmold: «Bei Fluchtversuch ist ihr Mann verwundet und vergangene Nacht verstorben. Weitere Nachricht folgt. Kriminalpolizeisonderdienst.»¹⁶⁰

Ohne sich von der Mutter zu verabschieden, legte sie den Hörer auf die Gabel. Für Minuten war sie wie versteinert.

Stunden später erst, Irma wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, konnte sie den ersten klaren Gedanken fassen. Wo waren Lotti und Hanni? Jetzt erst fiel ihr auf, dass sie sich den ganzen Tag noch nicht um die Kinder gekümmert hatte. Wie sollte sie das Unfassbare den Kindern erklären? Vorerst am besten überhaupt nicht, entschied sie. Für die beiden Mädchen war der Vater in Deutschland. Er würde irgendwann, wenn er Zeit hatte, zu ihnen kommen. «Und Kurtl? Wie wird er es auffassen?», stellte sie sich die Frage.¹⁶¹ Vor nicht allzu langer Zeit bat sie ihre Mutter, ihm zu sagen, Vati habe geschrieben, wenn er wieder da sei, würden sie eine Wohnung nehmen, und er könne dann immer bei Mutti und Vati bleiben. Es war Felix' Wunsch, denn besonders ihm galt seine Sorge.¹⁶² Als kleiner Junge so herumgeschubst zu werden, von einem Ort zum anderen und unter der Unfähigkeit der Erwachsenen zu leiden, das musste das Kind traurig machen und verunsichern.

Und jetzt? Wie sagt man es dem Kind? Wer wird es tun? Als Irma Fechenbach nach einigen Tagen Post mit dem Satz erhielt: «*Wir haben Kurt noch ganz ahnungslos gelassen, wie schwer das Schicksal in sein junges Leben eingegriffen hat*»¹⁶³, war sie beruhigt. Irgendwann würde er es erfahren, nur nicht jetzt.

Drei Jahre später schrieb Walther Victor: «Wenn heute, da dieses Buch hinausgeht, diesem stillen, grossen Buben, Kurt Fechenbach,

das Schicksal, das seinen Vater vor drei Jahren ereilte, ins Gesicht gezeichnet scheint, so spricht das silberne Lachen seiner beiden kleinen Schwestern von dem kindhaft-glücklichen Gemüt ihres Vaters, der von einem neuen, frohen Geschlecht die Verwirklichung des Sozialismus erhoffte, der für eine glückliche Menschheit gekämpft und sein Leben hingegeben hat im Glauben an das Gute.»¹⁶⁴

Felix war tot, alle ihre Bemühungen in den letzten Wochen, seine Freilassung zu bewirken, waren umsonst. Ihre Eingabe an den lippischen Staatsminister mit der Bitte um Haftentlassung für ihren Mann¹⁶⁵ hatte ebenso wenig Erfolg wie der Hilferuf an den nach Prag geflohenen SPD-Parteivorstand. Erich Ollenhauer vom Exilvorstand antwortete ihr: «Die Interessierung einer hervorragenden neutralen Persönlichkeit in Deutschland für den Fall ist ebenfalls so gut wie aussichtslos, da heute niemand aus dem etwa in Frage kommenden Kreis bereit sein wird, ein Wort für einen ‚Marxisten‘ einzulegen.»¹⁶⁶ Auch Siegfried Aufhäuser, der sich mittlerweile in Paris aufhielt, und Kurt Löwenstein in Belgien wussten keinen Rat.¹⁶⁷ Gegen den Terror der Nationalsozialisten waren alle machtlos, und Felix' Ermordung war der beste Beweis. «Auf der Flucht erschossen», – die Lesart der Nazis – einfach lächerlich. Was war wirklich geschehen?

Über das Nötigste informierte sie ihr Schwiegervater ein paar Tage später. Nur eine kurze Meldung im Radio hatte ihn auf das Geschehen im Wald bei Scherfede aufmerksam gemacht. Sofort war er mit seinem Sohn Max in dessen Auto zum Scherfeder Krankenhaus gefahren, in das sie Felix gebracht hatten. Als sie ankamen, war er bereits

tot. Sie identifizierten ihn und fuhren zu der Stelle im Kleinenberger Wald, wo man ihn ermordet hatte. Als alle Formalitäten erledigt waren, liessen sie ihn in Rimbeck auf dem jüdischen Friedhof beisetzen.

Die ganze Brutalität dieser Tat geben zwei Briefe wieder, die Max Fechenbach 1948 schrieb, nachdem er in New York, in der deutsch-jüdischen Emigranten-Zeitung «Aufbau», von dem Prozess las, der im Juni 1948 einem der Mörder Felix Fechenbachs gemacht wurde:

An den Polizeipräsidenten der Stadt Detmold:

«Am 7. August 1933 erfuhr ich durch Radio dass mein Bruder auf der Flucht angeschossen wurde. Auf Umwegen erfuhr ich von der Polizeistation Warburg am selben Tag noch, dass mein Bruder im Krankenhaus Scherfede gestorben ist. In derselben Nacht fuhr ich mit meinem inzwischen verstorbenen Vater nach dorten. Ich konnte meinen Bruder noch als Leiche sehen. Hätte ich nicht meinen Bruder an seinem Muttermal an seiner rechten Hand erkannt wäre es mir unmöglich gewesen ihn zu identifizieren. So war er durch zehn bis zwölf Einschüsse, an allen Teilen des Körpers entstellt. Seinen Anzug nahm ich an mich und stellte fest, dass sämtliche Einschusslöcher Brandmale aufwiesen. Am selben Tag fuhr ich noch zur Mordstelle im Kleinbergerwald, an der Landstrasse zwischen Scherfede und Rimbeck und beschaute die Mordstelle. Ich fand noch eine Blutstelle vor und konnte an den Eindrücken des Grases feststellen wo mein Bruder zusammengebrochen ist. Ungefähr einen Meter von der Stelle entfernt fand ich die Hülsen der Kugeln, sowie Teile seiner Armbanduhr. Als Soldat aus dem ersten Weltkrieg habe ich den Eindruck gewonnen, dass mein Bruder aus nächster Nähe, auf einem vorher ausgesuchten Platz, mit vorbedacht, erschossen wurde.»¹⁶⁸

2. An die Staatsanwaltschaft Paderborn: *«Der Koeper zeigte eine Reihe von Verletzungen, als ich im Leichensaale des Hospitals von Scherfede die Leiche meines Bruders sah: Schuerf- und Streifschussverletzungen, Schusswunden am Kopf und Armen, Armdurchschuss, Genickschuss mit grossem Loch im Nacken und Ausschussoeffnung am Aermel. Das Gesicht war durch Hiebe und kraeftige Schlaege fast zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Armanduhr, bzw. das Uhrarmband des Ermordeten war zerfetzt und die Brieftasche zerrissen, alles Beweis eines der Erschiessung vorangegangenen Nahkampfes und Misshandlung, bei der sich der Ermordete gewehrt hatte.»*¹⁶⁹

Max Fechenbach hatte seine Schwägerin Ende August 1933 besucht und ihr das Uhrenarmband und die Brieftasche gebracht.¹⁷⁰ Hatte er ihr alles erzählt?

«...und habe mich seit jenen Augusttagen in mich selbst verkrochen».

Als Irma Fechenbach diesen Satz¹⁷¹ formulierte, war ihr Mann zehn Monate tot. Die ersten Wochen waren schwer zu ertragen. Sie mied nach Möglichkeit jeden Kontakt, die Beantwortung der Kondolenzbriefe schob sie vor sich her und war froh, wenn sie nach ihrer Arbeit mit Lotti und Hanni allein sein konnte. Bereits vor Felix' Tod hatte es die eine oder andere kleine Unstimmigkeit zwischen den Kolleginnen und ihr gegeben, doch jetzt, wo ihre Nerven blank lagen, häuften sie sich. Sie fühlte sich isoliert und allein, allein im doppelten Sinn: in ihrer nächsten Umgebung niemanden zu haben, dem sie sich anvertrauen konnte und allein zu sein, weil es den wichtigsten Menschen in ihrem Leben nun nicht mehr gab, den, dem sie all ihren Kummer hatte klagen können. Ein «Weisst Du noch?», ein «Was nun?» gab es nicht mehr. Alle Fragen würden in Zukunft ohne Antwort bleiben.

Ein Schriftsteller im amerikanischen Exil schrieb einmal über seine Lebenspartnerin: «Wenn ich meine Sirowitsch nicht hätte, ich könnte wohl gar nicht mehr leben. Sie bedeutet ein Stück der verlorenen Heimat für mich.»¹⁷² Das Alleinsein in der Emigration war ein Thema, das immer wieder artikuliert wurde, und die Angst vor dem Alleinsein gehörte, laut Gabriele Kreis, zum zentralen Gefühl der

Emigration¹⁷³. Ein Gefühl, das zwar alle, Männer und Frauen, betraf, aber von Frauen viel häufiger artikuliert wurde. In der von Frauen verfassten Exilliteratur zum Beispiel spielt der Mann fast durchgängig eine zentrale Rolle. Für Emigrantinnen, tatkräftig, selbstständig und durchaus in der Lage, sich selbst zu ernähren, blieb der Mann «Fluchtpunkt der Wünsche nach Geborgenheit in einer Zeit innerer und äusserer Obdachlosigkeit.»¹⁷⁴ Letztlich war es immer der Gedanke an den, ganz gleich wie fernen Mann, der dem Handeln, Denken und Fühlen Sinn gab.

Es fehlte jedoch nicht nur der Partner oder die Partnerin, es fehlte auch die Familie, es fehlten die Freunde. Irma Fechenbach schrieb kurz nach Felix' Tod an einen Schweizer Genossen: «Ihre Anteilnahme an dem schweren Verlust, der mich und meine Kinder betroffen, hat mir ungemein wohlgetan. Ich danke Ihnen herzlichst für diesen Beweis der Solidarität. Es ist ein kleiner Trost, dass ich in diesem grossen Leid nicht so *ganz* allein und verloren dastehe.»¹⁷⁵ Drei Jahre später, 1936, als sie schon Übung hatte, allein ihren Exilalltag zu bewältigen, schrieb sie an den Genossen Julius Zerfass bei der Arbeiterflüchtlingshilfe: «Mit Kurt kann man schon allerhand besprechen. Erfühlt sich als kleiner Vater. Er ist rührend in seiner Fürsorge.»¹⁷⁶ Kurt war erst neun Jahre alt, ein Kind noch, für Irma Fechenbach jedoch ein «kleines Du».

Die Emigration veränderte die Menschen. Viele Männer verzweifelten und sahen im Selbstmord den einzigen Ausweg.¹⁷⁷ Auch Frauen schieden freiwillig aus dem Leben,¹⁷⁸ doch in der Regel waren Frauen meist widerstandsfähiger, fanden sich in den neuen Bedingungen besser zurecht. Teilweise durchliefen sie sogar einen frucht-

baren Prozess der Emanzipation.¹⁷⁹ Sie waren flexibler, passten sich den veränderten Lebensumständen leichter an und wuchsen an ihren Aufgaben. «Doch wenn man nicht lieben kann, was man will, muss man lieben, was man hat. Gut ist, dass im Allgemeinen recht wenig Zeit zum Nachdenken bleibt»,¹⁸⁰ war Irma Fechenbachs Fazit in dieser Lebensphase. Eine Lebensweisheit, die ihr zum Leitbild für ihr weiteres Leben wurde.

Die vielen Kondolenzbriefe entrissen sie, zumindest für kurze Zeit, ihrer Einsamkeit. Kurt Löwenstein schrieb ihr vom internationalen Kinderfreundelager in Ostende in Belgien: «...als wir von der Greuelthat hörten, die uns alle angeht, Juhlten wir in aller Schwere und Deutlichkeit die Solidarität, die uns alle, die verfolgten Sozialisten miteinander verbindet. Wir haben unser ganzes Lager kurz zusammengehakt und der gemarterte Felix war für eine sehr ernste Viertelstunde der Repräsentant des gequälten Proletariats. Auch an Dich, unserer lieben treuen Helferin seit Beginn der Kinderfreunde, haben wir gedacht, und ich habe den Auftrag, Dir die herzlichsten Grüsse mitfühlender Solidarität zu übermitteln.»¹⁸¹

Die Genossen aus Zürich schrieben: «Werte Genossin Fechenbach! Es ist uns deutschen, sozialistischen Emigranten in Zürich in dieser für Sie und Ihre Kinder so furchtbaren Stunde ein tiefes Bedürfnis, Ihnen unser Mitgefühl und zugleich unsere Abscheu über die *an* Ihrem Gatten verübte feige Mordtat auszudrücken. Wie bei uns, wird auch im Reich die Meldung über die Erschiessung Ihres Gatten bei einem ‚Fluchtversuch‘ Erbitterung und Empörung hervorrufen. Wir wissen wohl, dass mit diesen Gefühlen noch nichts gegen die Gewaltherrschaft getan ist, der Ihr Gatte zum Opfer fiel. Es ist aber unsere Überzeugung, dass alle Märtyrer der Freiheit, die heute fallen, Wegbereiter sind für ein neues und sozialistisches Deutschland, in

das Sie und Ihre Kinder einst zurückkehren werden. Und dieses Deutschland wird einst den Opfern von heute gerecht werden. Das ist der einzige Trost, den wir Ihnen zur Stunde spenden können, mit dem Gelöbnis, im Geiste Ihres Gatten für dieses neue Deutschland und für den Sozialismus zu wirken.»¹⁸²

Ein jüdischer Genosse aus Zürich bot seine Hilfe an und versuchte ihr damit Trost zu spenden: «Was wir im Augenblick zum Tröste sagen könnten, ist nichtig! Was wir tun können, um Ihnen und den Kindern ein wenig nur zu helfen, sehr gering. Ich habe an einige Leute geschrieben in England und muss auf Antwort warten. Aber ich war heute bei der jüdischen Hilfsstelle hier um zu fragen, ob diese etwas für Sie und die Kinder tun kann. Sie sind dazu bereit und wollen für ein – zwei Monate zunächst Ihre Kinder und Sie zur Erholung und Ausspannung unterbringen, wenn Sie es wollen. Sie müssten dazu einmal herkommen, vielleicht Anjang der nächsten Woche – Dienstag oder Mittwoch. Ich würde dann mit Ihnen zu einem der Herren gehen, um die Dinge zu bereden, denn das muss ja leider sein. Und später, um das wird man dann sehen. Geben Sie dort mir oder dem Genossen Bastrast gleich kurzen Bescheid, damit wir uns einrichten können.»¹⁸³

Für diese Reise fehlten ihr sowohl die Aufenthaltsgenehmigung für den Kanton Zürich, als auch das benötigte Fahrgeld. Dennoch freute sie sich über das Angebot. Man hatte an sie gedacht, sich mit ihrem Schicksal befasst. In solchen kurzen Augenblicken war sie nicht allein.

«Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass einem die Anteilnahme lieber Menschen solch grosse Hilfe sein kann. Freilich in seinem tiefsten Schmerz ist man immer allein», schrieb sie am 2. September 1933 in ihrem Brief an Freundin Eva Aufhäuser.¹⁸⁴

Als der Exil-Parteivorstand in Prag sie um Material bat, um die Öffentlichkeit zu informieren – «besonders die letzten Briefe von Felix, aber auch das Telegramm der Kriminalpolizei und etwaige Berichte des Krankenhauses»¹⁸⁵-, kam sie sofort der Bitte nach. Die Weltöffentlichkeit sollte so viel und so oft wie möglich von seinem Schicksal erfahren. Selbst nach Paris, an das «Weltkomitee für die Opfer des Hitler-Faschismus»¹⁸⁶, an dessen Spitze auch Albert Einstein stand, schickte sie Material. Nur wenige Wochen waren vergangen seit der Herausgabe des «Braunbuchs über Reichstagsbrand und Hitlerterror»¹⁸⁷ durch diese Gruppe, und man sprach bereits wieder von einer Neuauflage. In ihr sollte Felix' Schicksal dokumentiert werden, das war ihr Wunsch.

So begann sie bereits wenige Wochen nach Felix' Tod, sich zielstrebig um die Veröffentlichung seines Nachlasses zu bemühen. Die vielen Briefe, die sie an Parteiorganisationen, Komitees, Zeitschriften und Zeitungen schrieb, waren nicht umsonst. Nur wenige Monate später erschien sein im Gefängnis geschriebener Roman «Der Puppenspieler» in der «Wiener Arbeiterzeitung» als Fortsetzungsroman.¹⁸⁸

Ihre ruhelose Tätigkeit konnte den Schmerz nur übertünchen. Und dennoch hatte sie einen Trost: Felix musste Dachau nicht erleiden. Eva Aufhäuser schrieb sie in ihrem Brief vom 2. September 1933: «...denn sein Leben in Dachau wäre eine Kette grausamer Erlebnisse gewesen.»¹⁸⁹ Sie wusste, was Dachau bedeutete. In der Thurgauer Arbeiterzeitung stand kurz vor Felix' Tod ein Artikel eines deutschen Genossen, der sehr deutlich und ohne illusionäre Hoffnung das

Schicksal ihres Mannes in Dachau vorzeichnete: «Seit mehreren Monaten wurde er in Detmold in ‚Schutzhaff gehalten, und jetzt kommt er in ein bayrisches Konzentrationslager. Wer kann ermessen, was in diesen Worten liegt?! Fechenbach wird zu denen gehören, die in Dachau in die schlimmste Sonderbehandlung genommen werden, furchtbar wird sich die Rache der SA an dem Wehrlosen austoben, und die früheren Zuchthausjahre, die manchen weniger Widerstandsfähigen schon vernichtet hätten, werden ihm als ein unerreichbares Paradies erscheinen. Und wenn die Bestien ihn endlich, nach grausigen Quälereien, ganz ‚erledigt‘ haben, dann wird über ihn wie über so viele andere schon die Lügenmeldung ‚auf der Flucht erschossen‘ herausgegeben werden. Arbeiterschicksal im Dritten Reich! Wie lange noch?»¹⁹⁰

Hätte sie noch Zweifel gehabt, konnte sie die Bestätigung für die richtige Einschätzung des Genossen einige Monate später einem Artikel der ostschweizerischen Arbeiterzeitung «Volksstimme» entnehmen, in dem es u.a. heisst: «Die kommunistischen Funktionäre, die sich weigern, den Nazis politische Informationen zu liefern, werden in Zellen eingeschlossen. Die Zellen sind feucht, dunkel und nicht geheizt. Die Ketten, an denen die Strafgefangenen gefesselt sind, sind eingemauert. ... In Dachau wird die Strafe der körperlichen Züchtigung angewandt. Die Gefangenen werden mit drahtumwickelten Ochsenziemern geschlagen, die sie selbst verfertigen müssen. Sie erhalten 25 bis 75 schwere Schläge. Kommunisten und Sozialdemokraten werden grundlos bei der Ankunft im Lager geschlagen. ... Der Münchner Kommunist Sepp Götz wurde ermordet, nachdem er so

misshandelt worden war, dass er sich nicht mehr aufrichten konnte.
... Getötet wurden der Stadtrat Hausmann, Lehrburger, der Reichsbannermann Aron, Willi Franz, Buerk, ein kommunistischer Funktionär aus Memmingen – insgesamt fast fünfzig Männer.»¹⁹¹

Die Schweiz: «Heimat auf Widerruf»¹⁹²

Nach Felix' Tod erübrigten sich Überlegungen, die Schweiz eventuell wieder zu verlassen und in einem anderen Land Aufnahme zu suchen. Mit drei kleinen Kindern das Asylland mehrmals zu wechseln, wie es durchaus zur Realität der Emigranten gehörte, war nur schwer möglich. Irma Fechenbach musste zusehen, hier mit den Kindern Fuss zu fassen. In der Schweiz zu bleiben, entsprach durchaus ihren Vorstellungen. Wie viele andere Exilanten der ersten Emigrationswelle bevorzugte auch sie den deutschsprachigen Teil des Landes wegen seiner geographischen und mehr noch wegen seiner geistig-kulturellen Nähe zu Deutschland.¹⁹³

Die Hoffnung, hier eine zweite Heimat zu finden, war jedoch gering. Die Schweiz konnte für Asylsuchende laut Beschluss des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) vom 31. März 1933 nur Transitland sein.¹⁹⁴ Damit war dem Flüchtling von vorneherein die Pflicht auferlegt, sich um Weiterwanderung zu bemühen. Aufenthaltsrecht hatten 1933 sowieso nur diejenigen Emigranten, die als politische Flüchtlinge anerkannt waren. Wer sich um den Status des politischen Flüchtlings bewarb, musste nachweisen können, bereits vor 1933 aktiv gegen den Nationalsozialismus eingetreten zu sein. Mit dieser gezielten Zuordnung beabsichtigte die Eidgenössi-

sche Kantonale Fremdenpolizei, die Zahl der Asylsuchenden aus Deutschland so niedrig wie möglich zu halten.

Die Betreuung der politischen Flüchtlinge übernahm von Anfang an die «Flüchtlingshilfe der Schweiz», d.h. die Schweizer Sozialdemokratie (SPS) zusammen mit den Gewerkschaften. Wer, wie Irma Fechenbach, sofort die Schweizer Flüchtlingshilfe ansteuerte und dort auch aufgenommen wurde, brauchte sich um eine Anerkennung als politischer Flüchtling beim EJPD keine Sorgen zu machen. Die Beantragung und Begründung übernahm die Flüchtlingshilfe selbst.¹⁹⁵

Der politische Flüchtling wurde polizeilich überwacht, und musste halbjährlich bzw. mindestens einmal im Jahr seine Aufenthaltsgenehmigung verlängern lassen. Sein Aufenthaltsrecht beschränkte sich ausschliesslich auf den Kanton, dem er zugewiesen worden war. Ein Wohnungswechsel von einem Kanton in den anderen war schwierig und konnte nur mit Zustimmung der Fremdenpolizei beider Kantone vollzogen werden. Wer den Kanton für einen oder mehrere Tage verlassen wollte, musste einen begründeten Antrag bei der Fremdenpolizei stellen.

Hatte der politische Flüchtling das Glück, wenn auch vielleicht nur kurzfristig, eine Erwerbstätigkeit zu erhalten, musste vor Antritt der Stelle die Zustimmung der kantonalen Fremdenpolizei eingeholt werden.

Der vermeintliche Widerspruch zwischen der vom Bundesrat genehmigten Weisung des EJPD vom 31. März 1933, eine Erwerbstätigkeit sei den Flüchtlingen untersagt, und dem Bundesratsbeschluss vom 4. April 1933, die Zustimmung der Fremdenpolizei sei bei Antritt einer Stelle notwendig, irritiert nicht erst heute.

Die im Schweizer Sozialarchiv in Zürich liegenden Unterlagen der in der Schweiz als politische Flüchtlinge zwischen 1933 und 1945 anerkannten Personen sind beredtes Zeugnis für diese janusköpfigen Rechtsgrundlagen. Man gewinnt bei genauerer Durchsicht den Eindruck, beide Formulierungen blieben mit Absicht nebeneinander bestehen, um einerseits auf Bundesebene ein Instrument der Steuerung nicht aus der Hand zu geben, andererseits auf der Kantonsebene aber den dortigen Behörden Spielraum zu lassen, damit sie ihren Tagesbedingungen entsprechend entscheiden konnten. Hatte ein politischer Flüchtling eine Arbeitsstelle, und sei es nur für kurze Zeit, ohne Zustimmung der kantonalen Fremdenpolizei angetreten, konnte dies für ihn die Ausweisung bedeuten.¹⁹⁶

Ausgewiesen bzw. zurückgewiesen wurden laut Kreisschreiben des EJPD vom 20. April 1933 an die Kantone¹⁹⁷ grundsätzlich «nicht-asylwürdige» Personen.

Was war unter «nichtasylwürdig» zu verstehen? Dem Schreiben zufolge handelte es sich um «unerwünschte Personen». Auch dieser Begriff war nicht wesentlich klarer, der angefügte Zusatz jedoch «...vor allem schriftenlose Kommunisten» macht deutlich, in welche Richtung die Schweiz sich abgrenzen wollte. Der schwammige Begriff gab aber auch der kantonalen Fremdenpolizei die Möglichkeit, politisch Agierende auszuweisen. Dennoch gehörte die politische Tätigkeit gegen das Hitler-Regime bei vielen Emigranten zum heimlichen Teil ihres Exil-Alltags.

Das harte Vorgehen gegen die Kommunisten schreckte kaum ein Mitglied der KPD ab, die Schweizer Grenze zu überschreiten. Intellektuelle konnten Englisch oder Französisch, ein einfacher Arbeiter

dagegen hatte nur die Möglichkeit, sich in seiner Muttersprache zu verständigen. Der im Schreiben des EJPD gebrauchte Begriff «schriftenlose Kommunisten» verwundert, findet aber hierin seine Erklärung. Ein Kommunist zählte also von vorneherein zu den Illegalen und musste immer damit rechnen, entdeckt und ausgewiesen zu werden. Die Kantone hatten anscheinend von dieser Möglichkeit reichlich Gebrauch gemacht, denn weshalb sonst hätte das EJPD in seinem Kreisschreiben vom 18. August 1937 die Kantone angewiesen, Mässigung gegenüber Illegalen walten zu lassen und nur in Ausnahmefällen zurückzuweisen.¹⁹⁸ Gefährdet waren nicht allein die Illegalen. Schweizer KP-Mitglieder, die sich in der Regel auch aktiv in der «Roten Hilfe», der Unterstützungsorganisation der Partei, engagierten, mussten ebenfalls mit Sanktionen rechnen. Stefan Keller berichtete in seinem Buch über den Fall Paul Grüninger von einem St. Galler Kommunisten, der infolge seiner politischen Haltung in jenen Jahren acht Jahre arbeitslos war.¹⁹⁹

Bereits in den ersten Monaten ihres Exilaufenthaltes erfuhr Irma Fechenbach schmerzlich, wie sich kantonale Selbstständigkeit auf die Emigranten auswirken konnte. Ihre durch Vermittlung der Flüchtlingshilfe vom EJPD ausgestellte Aufenthaltsbewilligung bis zum 15. Oktober 1933 war im Kanton Thurgau praktisch wertlos. Als feststand, dass sie in Neukirch im Thurgau als Betreuerin arbeiten konnte, verwehrte ihr dies die kantonale Fremdenpolizei nicht, wandelte aber ihre allgemeine Aufenthaltsbewilligung für den Thurgau in «Besuchsrecht» um, und zwar nicht wie die Aufenthaltsbewilligung bis zum 15. Oktober 1933, sondern nur bis zum 30. September.²⁰⁰

Die Macht der Thurgauer kantonalen Fremdenpolizei bekam sie bald ein zweites Mal zu spüren: Dem Redakteur der Thurgauer Arbeiterzeitung in Arbon, einem Freund von Felix Fechenbach, war es bereits Anfang September 1933 durch persönliche Beziehungen gelungen, ihr im städtischen Krankenhaus eine Stelle als Operationschwester und allen drei Kindern einen Hortplatz in einem Kindergarten zu vermitteln.²⁰¹ Die kantonale Fremdenpolizei verweigerte die Arbeitsbewilligung mit dem Hinweis auf ihr bis zum 30. September befristetes Besuchsrecht, das mit der Erteilung der Arbeitsbewilligung hätte automatisch verlängert werden müssen; genau das aber war nicht gewollt.

Doch sie war mit ihrem Schicksal in diesem Falle nicht allein. Eine Gruppe von deutschen Gewerkschaftern wurde fast zur gleichen Zeit gezwungen, den Kanton zu verlassen, obwohl die Geflohenen von der schweizerischen Bundesanwaltschaft als politische Flüchtlinge anerkannt waren und die Eidgenössische Fremdenpolizei ihnen einen vorübergehenden Aufenthalt gewährt hatte.

Die deutschen Gewerkschafter emigrierten darauf hin in den Kanton St. Gallen. Die Genehmigung für ihren Aufenthalt erhielten sie von Valentin Keel, dem zuständigen Polizeidirektor persönlich. Keel war bekannt, das Wohl der Emigranten höher zu bewerten als die mögliche Belastung des schweizerisch-deutschen Verhältnisses. Als Mitglied der Schweizer Sozialdemokratie seit ihrer Gründung, ehemaliger Gewerkschaftssekretär, Pazifist und erklärter Gegner aller Nazis und Faschisten, war von ihm auch keine andere Haltung zu erwarten. Als einzigen Sozialdemokraten in der St. Galler Regierung platzierten seine bürgerlichen Regierungsrats-Kollegen ihn gegen

seinen Willen ins undankbare Polizeidepartement.²⁰² Für die deutschen und später, ab 1938, auch die österreichischen Emigranten konnte dies nur von Vorteil sein. Als kantonaler Polizeichef hatte er die Entscheidungskompetenz und konnte sie im Sinne der Emigranten anwenden.

Auch so im Falle von Irma Fechenbach: Ursprünglich hatte sie wohl die Absicht, in den Kanton Bern überzusiedeln. Bereits noch zu Felix' Lebzeiten schrieb sie an Oskar Schneeberger, den Präsidenten der Schweizer Flüchtlingszentrale in Bern, – einem Freund Felix Fechenbachs – von ihrem Interesse nach Bern zu ziehen. Unter einem Pseudonym hatte Fechenbach am 30. Juli 1933 an ihn geschrieben und sich für seine Hilfe bedankt: «Lieber Freund Vogel», und fuhr dann fort: «von meiner Frau höre ich immer wieder, wie sehr Du Dich bemüht, ihr zu helfen, alle möglichen Schwierigkeiten zu überwinden. Jetzt neuerdings wieder hast Du ihr die Möglichkeit verschafft, wieder ein eigenes Heim zu haben. Ich möchte Dir für all Deine Mühe und Hilfe, die Du meiner Familie gewidmet hast, meinen ganz besonders herzlichen Dank sagen. Irma ist ja ein tapferer Mensch, und *weiss* sich auch ein wenig zu helfen, aber es tut doch gut, zu wissen, dass liebe Menschen da sind, die ihr beistehen.»²⁰³

Warum sich Irma Fechenbach endgültig für den Kanton St. Gallen entschied, geht weder aus dem Archivmaterial noch aus dem Nachlass hervor. Fest steht, dass sie sich bereits Anfang September einen Besuchsschein für den Kanton St. Gallen ausstellen liess, um sich mit Johannes Huber, Rechtsanwalt und Nationalrat, in St. Gallen zu treffen. Mit ihm wollte sie ihre Umzugsabsichten besprechen. Huber

setzte sich sofort mit Valentin Keel in Verbindung, der jede Unterstützung zusagte, um den schwierigen Transfer der bei Irmas Schwester in Göppingen eingelagerten Möbel zu gewährleisten. Bereits am 19. September 1933 konnte sie Oskar Schneeberger mitteilen: «Die Möbel sind letzte Woche abgegangen. Leider hat mir die Polizei noch einen Teil meiner Bücher beschlagnahmt, d.h. gestohlen. Aber man wird wohl nichts machen können.»²⁰⁴

Um den Möbeltransfer wagen zu können, musste Johannes Huber die Unterstützung Valentin Keels gewinnen, ohne ihn hätte die Emigrantin Irma Fechenbach ihre Möbel niemals nach St. Gallen holen können. Wer die Pflicht hatte, sich permanent darum zu bemühen, weiterzuwandern, wie es das Schweizer Asylrecht verlangte, konnte sich nicht mit einem aus Deutschland transferierten Hausstand belasten. Ein klein wenig trug damit Valentin Keel dazu bei, aus der «Heimat auf Widerruf», zumindest für einige Jahre, eine echte Heimat werden zu lassen.

Sich für St. Gallen zu entschliessen, hatte noch einen weiteren Vorteil für Irma Fechenbach. Ein Verwandter, Besitzer einer grossen Textilfabrik, und eins, zwei weitere entfernte Verwandte lebten ebenfalls in St. Gallen. Es war gewiss nicht ihre Absicht, ihnen zur Last zu fallen, doch würde sie einmal in Schwierigkeiten sein, konnte sie auf Hilfe hoffen. Das wusste sie.

Fünf Jahre später, nach dem 12. März 1938, als die deutschen Truppen nach Österreich einrückten und den Anschluss an Hitler-Deutschland vollzogen, wäre ein solcher Start sicher nicht mehr möglich gewesen. Es ist auch fraglich, ob Valentin Keel dann noch den Transfer der Möbel genehmigt hätte. In der Rückschau auf diese Zeit schreibt Regina Kägi-Fuchsmann:

«Der Flüchtling war nach kurzer Zeit kein ‚Held‘ mehr, den man mit Enthusiasmus aufnahm und zum Teil verwöhnte, sondern viele überlastete Parteifunktionäre sahen in ihm eine Last, die man nicht mehr los wurde.»²⁰⁵

Doch die umfassende Unterstützung, die Irma Fechenbach genoss, war wohl auch im ersten Jahr der Emigration nicht selbstverständlich. Die Begeisterung über die Hilfesuchenden, die über die Landesgrenze kamen, war von Anfang an nicht besonders gross, behauptete Alfred A. Häslar: «Die Flüchtlinge waren eine Last und man liess es sie fühlen. Wir liebten die Ausländer und behandelten sie mit grösster Zuvorkommenheit, wenn sie hier ihre Ferien verbrachten und wenn sie zahlungsfähig waren.»²⁰⁶ Eine bittere Äusserung eines Schweizers über sein eigenes Land, eines exzellenten Kenners der Asylpolitik nach 1933.

Wie konnte eine solche Meinung entstehen, war doch die Schweiz das Asylland in Europa schlechthin?²⁰⁷ Nicht in einer Zeit wirtschaftlicher Krisen, denn dann änderten sich sehr schnell die Rahmenbedingungen der Asylpolitik. Überfremdung, Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskrise waren die zentralen Stichworte, die in der Schweizer Presse in Zusammenhang mit der Haltung gegenüber den Emigranten gebracht wurden und mit denen die Behörden die restriktive Flüchtlingspolitik rechtfertigten.

Die ökonomische Krise hatte vor allem die Konsumgüterindustrie getroffen, und die Jahre 1931 und 1932 – explizit in der Textilindustrie – waren geprägt von Streiks, verschlechterten sich die Verdienste der Beschäftigten doch innerhalb von drei Jahren um 40 Prozent.²⁰⁸

Als rohstoffarmes Land, überwiegend agrarisch geprägt, war die Schweiz vom Handelspartner Deutschland abhängig. Beide Länder vereinbarten 1934 ein Verrechnungsabkommen, das fast den gesamten Zahlungsverkehr zwischen der Schweiz und Deutschland ausmachte.²⁰⁹ Von dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit waren insbesondere die Asyl suchenden deutschen Juden betroffen. Bereits am 7. April 1933 hatte der Bundesrat durch Beschluss über die Behandlung politischer Flüchtlinge aus dem Dritten Reich den Juden diesen Status erstmals abgesprochen, wenn sie nicht infolge politischer Tätigkeit geflüchtet waren. Der Boykott gegen diese Bevölkerungsgruppe gelte nicht als politischer Grund, so die Argumentation der Schweizer Regierung.²¹⁰ Diese für die deutschen Juden lebensbedrohliche Haltung lag allerdings nicht allein in der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Schweiz begründet. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts begann der Antisemitismus – unterstützt durch die Presse der Frontisten²¹¹ – sich immer weiter auszubreiten. Stefan Keller fand in den kantonalen Polizeiakten von St. Gallen einen anonymen Flugzettel vom Sommer 1938 mit dem Text: «Der ‚deutsche Jude‘ Kleinberger, der ‚polnische Saujud‘ Teitler, der ‚ganz gefährliche Jud‘ Sternbuch, das ‚gefährliche Subjekt‘ Dreifuss, der ‚Obersauhund‘ Wyler, die ‚artfremden Elemente‘ Wind, Wohlgenannt, Burgauer und so weiter, sie alle stünden auf der ‚Schwarzen Liste‘, weil sie ‚das Schweizervolk auspressen‘, ‚unsere Töchter missbrauchen‘ oder ‚unsere guten dummen Christen vergiften, vergewaltigen und anstecken‘ etc.»²¹² Zu diesem Feindbild trat nach und nach vermehrt der «Emigrant» und «Flüchtling».²¹³

Inwieweit Irma Fechenbach Wirtschaftskrise, Juden- und Fremdenhass registrierte, lässt sich nicht einschätzen. Für die ersten drei Jahre ihrer Emigration gibt es relativ wenig Quellenmaterial. Dankeskarten in regelmässigen Abständen für die Unterstützung, adressiert an Oskar Schneeberger, hin und wieder Klagen, dass der Winter für Emigranten besonders schwer sei, weil die gezahlte Unterstützung dann wegen des benötigten Brennmaterials nicht ausreiche,²¹⁴ sind über weite Strecken der einzig erhaltene Schriftwechsel. Vom Februar bis zum Mai 1934 brachte die St. Galler Arbeiterzeitung «Volksstimme» den «Puppenspieler» als Fortsetzungsroman in 53 Folgen heraus.²¹⁵

Aus dem Jahr 1936 finden sich im Staatsarchiv Detmold Dokumente, die irritieren: Irma Fechenbach stellte einen Antrag zur Einreise nach Deutschland, um ihre Schwiegereltern mit den Kindern zu besuchen, weil ihr Schwiegervater zu alt sei, um zu ihr nach St. Gallen zu kommen. Wie konnte sie die Verhältnisse in Deutschland so falsch einschätzen? Tatsache war doch, eine Einreise nach Deutschland als Emigrant bzw. als Emigrantin war nur denen möglich, die glaubhaft versichern konnten, vom Gegner zum Befürworter des Nazi-Systems geworden zu sein.

Trotzdem schrieb sie an die Detmolder Polizeidirektion und bat um eine Unbedenklichkeitserklärung ihres letzten Wohnortes für eine Einreise nach Deutschland, um sich beim deutschen Konsulat in St. Gallen ihren Pass zur Einreise verlängern lassen zu können.²¹⁶ Nachdem das Detmolder Bürgermeisteramt die Landespolizeistelle aufgefordert hatte zu überprüfen, ob Bedenken bestehen, antwortete die lippische Landeskriminalpolizei:

«Gegen die Ausstellung eines Passes für den vorübergehenden Aufenthalt in Deutschland bestehen hier keine Bedenken. Die Antragstellerin ist in politischer und strafrechtlicher Hinsicht hier bis jetzt nicht in Erscheinung getreten. Es wird jedoch bemerkt, dass es sich hier in diesem Falle um die Witwe des früheren Redakteurs des Volksblattes Felix Fechenbach handelt, der im Jahre 1933 auf der Flucht bei der Überführung in das Konzentrationslager Dachau erschossen worden ist.»²¹⁷ Daraufhin erhielt sie vom Bürgermeister als Ortspolizeibehörde der Landeshauptstadt Detmold folgenden Brief: «Auf Ihr Schreiben vom 4. d. Mts. wird mitgeteilt, dass ich Ihnen nach Lage der Verhältnisse die erbetene Unbedenklichkeitsbescheinigung für eine Reise nach Deutschland nicht erteilen kann.»²¹⁸

Am 15. Juni 1936 verlängerte ihr das deutsche Konsulat ihren Reisepass bis Juli 1940 auch ohne die erforderliche Unbedenklichkeitserklärung. Sofort bat sie erneut um Einreiseerlaubnis in Deutschland. Ihr Gesuch wurde wieder abgelehnt. Ohne auch nur mit einem Wort Felix Fechenbach zu erwähnen, hiess es jetzt: «Die Einreiseerlaubnis der Fechenbach ist abzulehnen, da sie nachgewiesenermassen in der Schweiz Material zur Verbreitung von Greuelpropaganda zur Verfügung gestellt hat. Sollte die F. dennoch nach Deutschland wieder einreisen, so ist sie als Emigrantin zu behandeln.»²¹⁹

Was damit gemeint war, hatte Hermann Göring, Chef der Gestapo in Preussen und Preussischer Ministerpräsident, deutlich zu verstehen gegeben. Nach seiner Auffassung bildeten die Emigranten «durch ihre Zahl, mehr aber noch durch ihr vaterlandsloses und gegen den nationalsozialistischen Staat gerichtetes Verhalten, eine der

wesentlichsten Quellen der unausgesetzten Vergiftung der internationalen Politik und der teilweise noch immer festzustellenden feindseligen Haltung des Auslandes gegenüber dem neuen Deutschland.»²²⁰

Den gegen den NS-Staat aktiven Emigranten drohte Göring daher an, «dass ihre Hetzarbeit einer dauernden Beobachtung unterliegt und jede ihrer Handlungen gegen ihr eigenes Vaterland auf das Genaueste festgehalten wird. Sie müssen gegenwärtig sein, dass auf jede ihrer Niederträchtigkeiten hin alle möglichen Repressalien persönlicher und vermögensrechtlicher Natur unnachsichtlich ergriffen werden.»²²¹ Ähnlich versicherte auch der «Völkische Beobachter» den Emigranten, ihre Schandtaten würden von dem überall wachsamem Auge des Geheimen Staatspolizeiamtes aufmerksam verfolgt, und sie entgingen der Sühne für ihre Verbrechen nicht.²²²

Seitdem im März 1935 ein Gestapo-Agent den Journalisten Jacob Salomon, genannt Berthold Jacob, in Basel in eine Falle gelockt und nach Deutschland entführt hatte,²²³ wusste man, wie ernst die Drohungen der Nazis zu nehmen waren. Die Schweiz hatte zwar erfolgreich interveniert, und Berthold Jacob konnte zurückkehren, doch anschliessend schoben ihn die Schweizer Behörden nach Frankreich ab, um jegliche weiteren Komplikationen mit Deutschland zu vermeiden.

Irma Fechenbach war über all diese Ereignisse gut informiert. Nicht allein ihre Angewohnheit, täglich ausführlich Zeitung zu lesen, auch durch die Gespräche mit Genossen und Genossinnen sowie anderen Emigranten, war sie immer auf dem neuesten Stand des Weltgeschehens, und es entsteht gleichsam zwingend die Auffassung, sie

habe nicht weltfremd um Einreiseerlaubnis gebeten, sondern eine ganz bestimmte Reaktion provozieren wollen. Nachdem sie nunmehr seit fast drei Jahren ständig darum bemüht war, die Öffentlichkeit über Felix' Schicksal zu informieren, kann es durchaus ihre Absicht gewesen sein, herauszufinden, wie die Nazis auf ihren Antrag reagieren. Erhärtet wird diese Annahme noch durch die Tatsache, dass ihre Schwiegereltern bereits 1935 verstorben waren. Die Lippische Regierung hatte ihr allerdings nur die Einreise verweigert, den «Heimatschein für den Aufenthalt im Ausland», gültig bis zum 19. Juli 1946, stellte sie aus.²²⁴ Das bedeutete, dass sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht staatenlos war, wie die meisten Emigranten und Emigrantinnen. Am 2. Dezember 1939²²⁵ ereilte auch sie und ihre Kinder dieses Schicksal.

Emigrantenschicksal: Fragile Sicherheit

Dreizehn Jahre sollten es werden, von 1933 bis 1946, die Irma Fechenbach mit ihren Kindern in der Schweiz als Emigrantin verbrachte. Eine Zeit, in der die Asylpolitik des Landes zunehmend restriktiver und die Lebensbedingungen der Exilanten immer schwieriger wurden.

Reiche Emigranten hatten während der Zeit zwischen 1933 und 1945 kein Problem, Asylrecht in der Schweiz zu erhalten. Je reicher und bekannter sie waren – exemplarisch erwähnt sei Thomas Mann –, umso mehr kam ihr Aufenthalt dem Status von Touristen gleich. Personen wie Thomas Mann mussten selbstverständlich ihr Vermögen nicht zur Verwaltung bei der Treuhandstelle der Polizei oder Justiz hinterlegen. Auch vermögende Juden konnten, so lange ihre Geldmittel ausreichten, im Land bleiben. Gefordert wurde, die Devisen, die sie aus dem Ausland bezogen, zum Lebensunterhalt zu verwenden. Schmuck und Wertsachen mussten abgegeben werden und wurden von der Treuhandstelle verkauft. Den Erlös hinterlegte die Treuhandstelle.²²⁶

Nur der allergeringste Teil der Exilanten war wohlhabend und nicht auf finanzielle Hilfe angewiesen. Emigranten aus dem politischen Lager, Sozialisten und Kommunisten, gehörten nur in Ausnahmefällen zu der Gruppe, deren Vermögen von der Treuhandstelle

verwaltet werden musste. In der Regel waren es allenfalls geringe Ersparnisse, die ihnen die Möglichkeit boten, sich anfänglich über Wasser zu halten. Doch bald waren diese aufgebraucht, und man musste den schwierigen Weg gehen, nach Unterstützungsmöglichkeiten zu suchen. Es begann die Zeit des Betteldaseins. «Es war ein Stigma, Emigrant zu sein», erinnerte sich der Lektor des Zürcher Europa-Verlages, Dr. Heinrich Rumpel, 1993, in einem Interview.²²⁷

Die Hoffnung von 1933, der «Hitler-Spuk» möge bald ein Ende haben, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, die Verhältnisse spitzten sich zu, und um wenigstens die grösste Not der politischen Flüchtlinge zu lindern, entschlossen sich 1936 der Schweizer Gewerkschaftsbund und die Sozialdemokratische Partei der Schweiz die «Schweizer Flüchtlingshilfe» zu gründen. Eine Organisation, deren finanzielle Mittel zum überwiegenden Teil durch Mitgliedsbeiträge der Genossen und Genossinnen zusammengetragen wurden und deren Tätigkeit auf die Städte Zürich, Bern (Zentralstelle), Basel, Genf und St. Gallen ausgedehnt war. Um die schwache Finanzdecke dieser Hilfsorganisation zu verbessern, führte das Schweizer Arbeiter-Hilfswerk regelmässig Sammlungen bei seinen Mitgliedern für die Flüchtlinge durch.²²⁸

Für die finanzielle Hilfe der jüdischen Flüchtlinge mussten allein die Schweizer Juden aufkommen. Um dieser Aufgabe gerecht werden zu können, gründete der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) eigens hierfür eine Flüchtlingshilfe-Organisation.²²⁹

Die Gründung der Israelitischen Flüchtlingshilfe in der Schweiz geht auf das Jahr 1933 zurück, als der SIG seine Mitglieder aufforderte, ausserordentliche Mittel zur moralischen und materiellen Bekämpfung des Antisemitismus zu sammeln, und darüber hinaus um finanzielle Unterstützung der deutschen jüdischen Flüchtlinge bat. Bereits in den ersten Monaten des Jahres wurden fünftausend Flüchtlinge betreut. Im Jahre 1935 war das Vermögen aufgebraucht.²³⁰ Es mussten erneut Sammlungen in den jüdischen Gemeinden durchgeführt werden. Auch diese Mittel hielten nicht lange vor, und man war auf die Unterstützung des «American Joint Distribution Committee» und die internationalen jüdischen Auswanderergesellschaften angewiesen. Zusätzlich zur Jüdischen Flüchtlingshilfe, die ihren Hauptsitz in Zürich hatte, eröffnete die jüdische Gemeinde in St. Gallen 1938 eine Zweigstelle, weil nun durch den Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland der Grenzkanton St. Gallen durch hohe Zuwanderungsströme extrem belastet wurde.²³¹

Neben den beiden grossen Flüchtlingshilfe-Organisationen existierten noch einige kleinere, unbedeutendere, doch sie alle standen vor der gleichen zweifachen Aufgabe: Sie mussten versuchen, für die Flüchtlinge, die für kürzere oder längere Zeit blieben, die notwendigen Unterhaltsmittel aufzubringen und darüber hinaus, ihnen bei der Ausreise in ein anderes europäisches oder überseeisches Land materiell und mit Rat zur Seite stehen. Dabei traten bei der Beschaffung der notwendigen Papiere oft fast unüberwindbare Hindernisse auf. Viele Emigranten hatten ohne Ausweispapiere flüchten müssen, bei

anderen waren die Pässe bald abgelaufen oder schon ungültig, ohne dass eine Möglichkeit bestand, sie durch die Konsulate erneuern zu lassen.

Der im Laufe der Diktatur der Nationalsozialisten ständig anwachsende Flüchtlingsstrom explodierte förmlich nach Ausbruch des Krieges. Ende 1939 waren die Kassen der sozialdemokratischen Flüchtlingshilfestellen erschöpft, und die Unterstützungssätze mussten mehrfach reduziert werden, so dass sie sich am Ende weit unter dem behördlichen Existenzminimum bewegten. Um diesem Dilemma zu begegnen, versuchte man durch private Initiative – mit der Vergabe von Essens-Bons, Gewährung von Gratislogis, durch Essplätze in einzelnen Familien – wo immer möglich, einen Ausgleich zu schaffen.

Als der schweizerische Gewerkschaftsbund und die sozialdemokratische Partei der Schweiz trotzdem nicht mehr in der Lage waren, die für die Unterstützung der politischen Flüchtlinge notwendigen Mittel aufzubringen, beauftragte man ab 1. Januar 1940 das Schweizer Arbeiter-Hilfswerk mit der Mittelbeschaffung auf dem Wege von Sammlungen, Patenschaften etc. In einem Bericht der Flüchtlingshilfe heisst es: «Es sollte möglich sein, für diese so kleine Gruppe von unglücklichen, vertriebenen Menschen auch weiterhin die notwendige finanzielle Unterstützung aus den Kreisen der politisch denkenden Arbeiterschaft aufzubringen. Wir erlauben uns daher auch an dieser Stelle, die Arbeiterorganisationen, sowie Einzelpersonen an unsere Hilferufe zu Gunsten der politischen Flüchtlinge zu erinnern.»²³²

Obwohl die finanzielle Unterstützung aller Flüchtlingshilfe-Organisationen eine unverzichtbare Grundvoraussetzung für aller Emi-

granten war, bedurfte es darüber hinaus auch zusätzlich noch des persönlichen Einsatzes von Schweizer Bürgern und Bürgerinnen, wie zum Beispiel Fritz Wartenweiler, der sein ehemaliges Volkshaus zur Verfügung stellte, oder Didi Blumer, Heimleiterin in Neukirch. Nur das Zusammenwirken von organisierter und privater Hilfe garantierte die Sicherung des Alltags der Emigranten und Emigrantinnen. Als Kurt Fechenbach nicht länger bei seiner Tante in Göppingen bleiben konnte, weil der Onkel Nachteile für seine Rechtsanwaltskanzlei fürchtete, war Didi Blumer bereit, Kurt im Kinderheim aufzunehmen. Die Unterhaltskosten für ihn übernahm die Flüchtlingshilfe.²³³

Die Hilfsbereitschaft auf der einen Seite und das Angewiesensein auf diese Bereitschaft auf der anderen brachte Konflikte mit sich. In allererster Linie hatte der Emigrant dankbar zu sein²³⁴ und sich mit jeder ihm erwiesenen Hilfe zufrieden zu geben. Wer Wünsche äusserte, strapazierte das Verhältnis von Gebenden und Nehmenden. Genau dieses Spannungsverhältnis zieht sich wie ein roter Faden durch das Emigrantendasein von Irma Fechenbach. Nachdem sie mit einer Kinderschwester und einer Angestellten im Heim Neukirch in Streit geraten war und die Spannungen immer unerträglicher für alle wurden, setzte Anny Pflüger alle Hebel in Bewegung, für sie und die Kinder eine neue Bleibe zu finden.

Die Wohnungsfrage gehörte zu den Hauptproblemen im Exil, und es war allseits bekannt, dass Emigranten-Wohnungen in der Regel allen Komfort vermissen liessen, musste doch die Not verwaltet werden. Wer Hals über Kopf sein gutbürgerliches Umfeld verlassen

musste und wie die nach Prag emigrierten Führer der deutschen Sozialdemokratie mit mehreren Personen in einem Zimmer lebte, «an dessen Wänden der Schimmel glänzte»²³⁵, dem wurde Flexibilität und grosse Kompromissbereitschaft abverlangt.

Irma Fechenbach hatte ausserordentliches Glück. Nachdem mit Valentin Keel die Bedingungen für den Möbel-Transfer abgeklärt waren, machte sich Johannes Huber sofort auf die Suche nach einer Wohnung. Mit Unterstützung anderer Genossen konnte er bald eine Bleibe für Irma und ihre Kinder finden. Doch einziehen wollte Irma Fechenbach nicht. Die Wohnung hatte nur Oberlichter und erinnerte sie an ein Gefängnis. Die Genossen waren pikiert und fühlten sich vor den Kopf gestossen. Wie äusserte sich Regina Kägi-Fuchsmann? «Die Emigranten waren bald keine ‚Helden‘ mehr.»

Wie gross die Empörung über Irmas «Undankbarkeit» gewesen sein muss, lässt sich daran ermessen, dass der ehemalige St. Galler Nationalrat und Bundesrichter Dr. Harald Huber, Sohn von Johannes Huber, sich noch 1995 an diesen Vorfall erinnerte.²³⁶ Nach weiteren Bemühungen hatte Johannes Huber dann endlich die Wohnung in der Teufenerstrasse gefunden, mit der sich Irma Fechenbach auch einverstanden erklären konnte.

Das Wohnungsproblem war zwar gelöst, die Spannungen im Heim aber waren geblieben. Um dem Unfrieden ein Ende zu machen, bat Didi Blumer die Flüchtlingshilfe Mitte September, eine Familie zu suchen, die Irma Fechenbach mit ihren Kindern einlud, bis zum vorgesehenen Einzug am 1. Oktober bei ihnen zu wohnen.²³⁷ Gleich

vier Genossinnen erklärten sich bereit, sie und ihre Kinder für diese Übergangszeit aufzunehmen, darunter auch die Ehefrau von Johannes Huber, und Irma entschloss sich für sie.²³⁸

Nur wer den Stolz überwinden konnte, die Rolle eines Bettlers oder einer Bettlerin anzunehmen, hatte in der Emigration die Chance, einigermaßen zu überleben. Vornehme Zurückhaltung war zwar gut fürs Image und wer dafür bekannt war, wurde gerne gesehen, doch Geld oder andere Zuwendungen brachten sie ihm in der Regel nicht. Neben dem Mut zum Betteln bedurfte es vor allem auch der Kenntnisse darüber, wie man sich im Dschungel der Zuwendungen zu recht fand. Und, was vielleicht zur ersten Tugend eines Emigranten bzw. einer Emigrantin gehörte, war die Beharrlichkeit. Das Netz der sozialen Sicherheit im Emigrantendasein war derart fragil, dass jede Kunst und Geschicklichkeit aufgewendet werden musste, es nicht zu zerstören.

Gleich zu Anfang wandte sich Irma Fechenbach auch an die jüdische Gemeinde in St. Gallen und bat um Unterstützung.²³⁹ Wie die Israelitische Flüchtlingshilfe in Zürich hatte auch sie sich verpflichtet, grundsätzlich allen Juden und Jüdinnen zu helfen. War jemand nach deutscher Rassedefinition zwar jüdischer Herkunft, beispielsweise aber katholischen Glaubens, sprang die Caritas oder ein anderes Hilfswerk ein.²⁴⁰ Zur Geschicklichkeit eines Emigranten oder einer Emigrantin gehörte eben auch die Fähigkeit, vor kleinen Schwindeleien nicht zurückzuschrecken. Jede Unterstützungsorganisation war darauf bedacht, die Unterstützungsbeträge so niedrig wie möglich zu halten, konnte doch niemand wissen, wie viele noch Zuflucht in der Schweiz suchten und wie lange es der Hilfe bedurfte.

Deshalb galt als oberstes Gebot das Prinzip der gläsernen Taschen: Der zu Unterstützende musste alle Geldmittel angeben, ganz gleich woher er sie bekam. Darüber hinaus mussten alle Ausgaben belegt werden. Zahlte eine Organisation mehr, verminderte sich automatisch die Zahlung der anderen. Insgesamt lag die Höhe der Unterstützung immer knapp über dem Existenzminimum.

Irma hatte nach Felix' Tod sofort den Parteivorstand in Prag um Unterstützung gebeten. Sie erhielt fünfhundert Franken, doch nicht zu ihrer eigenen Verfügung. Das Geld wurde direkt dem Arbeitersekretariat in St. Gallen zur Verwaltung überwiesen, um der Zentralstelle der Arbeiterflüchtlingshilfe in Bern über sämtliche Ausgaben Rechenschaft abzulegen. «Die Spesen des Umzugs beliefen sich nachweisbar auf Fr. 260.- Für Anschaffung eines schwarzen Kleides wurden Fr. 30.- benötigt, Neukirch forderte den Betrag von Fr. 40.- pro halben Monat. Für Ernährung und Einrichtung der Wohnung wurden Fr. 100.- benötigt, sodass die Summe von Fr. 500.- der Neige zu gehen»,²⁴¹ so hiess es in einer Abrechnung.

Voll und ganz war Irma Fechenbach letztendlich von der öffentlichen Unterstützung nicht abhängig. Bereits im Oktober erhielt sie aus Deutschland eine Hinterbliebenenrente in Höhe von 99,50 RM monatlich²⁴², so dass sich der monatliche Gesamtbetrag von 260 Franken neben der Witwen- und Waisenrente aus der Zuwendung der Israelitischen Flüchtlingshilfe (50 Franken), der des Arbeiterhilfswerkes (40 Franken) und des Hilfswerkes für Emigrantenkinder (30 Franken) zusammensetzte. Die volle Höhe ihrer Rente gab Irma Fe-

chenbach jedoch nicht an, erhielt sie diese doch direkt aus Deutschland. Ihre finanzielle Situation bereitete ihr kontinuierlich grosse Sorgen und liess sie immer wieder nach Möglichkeiten suchen, diese zu verbessern. Erschwerend für sie kam hinzu, mit Geld nicht umgehen zu können. Gleich zu Anfang schrieb Nationalrat Huber an die Flüchtlingshilfe: «Da Genossin Fechenbach unsere Verhältnisse nicht kennt und in Geldsachen zunächst etwas lebensunkundig erscheint, hat sie sich damit einverstanden erklärt, dass alle Zahlungen an mich gehen sollen. Ich werde sie auf ein Sparbuch anlegen und Genossin Fechenbach die nötigen Mittel in kleineren Teilbeträgen zur Verfügung stellen.»²⁴³

St. Gallen: Den Kindern eine Heimat geben

St. Gallen, eine der geschichtsträchtigen Städte der Schweiz – Kirche, Kloster, Stiftsbibliothek sind beredte Zeugen. St. Gallen, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum der Ostschweiz, St. Gallen, Grenzkanton zu Österreich, St. Gallen, das Zusammenspiel von Tradition, Gewerbeleiss und landschaftlicher Anmut – Sätze, mit denen das Stadtmarketing heute um Besucher wirbt.

Für Kurt, Lotti und Hanni Fechenbach sollte es die Stadt ihrer Kindheit und Jugend werden. Hier fanden sie Freunde und Freundinnen, lernten Schweizerdeutsch und, wie alle in der Stadt, den Sankt-Galler-Dialekt, gingen in den Kindergarten und zur Schule. Sie besuchten den jüdischen Religionsunterricht, lernten dort Hebräisch und gingen an hohen jüdischen Feiertagen in die Synagoge und nicht zur Schule. Sie nahmen sowohl am Purim-Ball teil als auch am traditionellen St. Galler Kinderfest mit grossem Umzug und besuchten zur Weihnachtszeit das Kindermärchen im Stadttheater. Sie lasen viel, ganz besonders Kurt. «Theater gehörte wie Lesen und Schreiben bei uns dazu», erinnerte sich Lotti Fechenbach in einem Interview am 6. Dezember 1993 in Zürich.²⁴⁴

Ihre Freizeit füllten die Kinder mit unterschiedlichen Aktivitäten aus: Kurt ging zu den Falken, die beiden Mädchen zu den Pfadfindern. Sonntags wurden Wanderungen mit der Mutter ins nahe gelege-

ne Appenzellerland unternommen oder auch nur in die nähere Umgebung. Sehr zur Freude der Mutter. Die Kinder konnten diesem Freizeitvergnügen weniger abgewinnen, ganz im Gegensatz zu den Ausflügen mit dem Fahrrad im Sommer zum Schwimmen an den Bodensee. Alle drei trieben wie ihre Mutter gerne Sport, fuhren Schlitten und Schlittschuh, liefen Ski. Ein ganz normales Kinderleben einer gutbürgerlichen Familie. Gutbürgerlich waren vor allem die Normen, die vermittelt wurden. Von den Tischsitten angefangen bis zum Verbot, ins Kino zu gehen, wie es andere Jugendliche taten.

Bei einem Spaziergang durch St. Gallen mit Lotti Fechenbach im Sommer 1994 zu einzelnen Stationen ihrer Kindheit und Jugend gingen wir auch am «Trischli», einem Tanzlokal, vorbei. Auf das Schild zeigend sagte sie lachend: «So wie wir nie ins *Kino* durften, war es uns auch verboten in's Trischli zu gehen. Ich war immer recht neidisch, denn meine Schulkameradinnen gingen dort mit Vorliebe hin. Dafür sahen wir fast jedes Theaterstück und hörten Konzerte». Und als wir weitergingen, sagte sie etwas nachdenklich: «Ja, manchmal kam in der Erziehung *so* ein Schuss aus der anderen Welt, da kam die Epstein-Seite dazu».

Selbstverständlich war auch das Musizieren in der Familie üblich. «Frau Fechenbach *lag* viel daran, dass ihre Kinder ein Instrument spielen konnten. Klavier, Geige und Flöte *mag* ich mich noch erinnern. Ich weiss noch, dass ich mit Lotti den Flöten-Unterricht besuchte. Noch heute sehe ich Frau Fechenbach am Klavier sitzen, und wir Kinder haben dann *gesungen*. Eine wirklich schöne Zeit.»²⁴⁵

«Der Lebenszweck meiner Mutter war, uns zu einem besseren Leben zu verhelfen», erinnerte sich die jüngere Tochter Hanni F. Sherman.

Als Emigrantenkind suchte Hanni Geborgenheit, Sicherheit und Anerkennung. «Das war sicher auch der Grund, warum ich als erstes meine Schweizer Tracht und meine Pfadfinderinnen-Uniform in den Koffer packte, als *wir* nach Amerika reisten. Bei den Pfadfinderinnen *war* ich kein Flüchtlingskind, sondern wurde für meine Leistungen anerkannt und zur Gruppenführerin befördert. Die Schweiz war die einzige Heimat, die ich kannte. Die Tracht war ein Symbol dafür, dass ich gern Schweizerin geworden wäre, und mich eigentlich als Schweizerin fühlte.»²⁴⁶

Alle drei Kinder pflegten Freundschaften, die zum Teil bis ins Erwachsenenalter hielten. Die Kindergeburtstage bei den Fechenbachs sind bis heute noch in guter Erinnerung. Irma hielt viele Spiele für die Kinder bereit, ihre Phantasie war unerschöpflich. Es gab Sandwichs mit Tomatenpurée-Aufstrich und Geburtstagskuchen mit viel Schokolade. «Bei Fechenbach's gab es einfach alles, und wir fühlten uns *wie* im Paradies.»²⁴⁷ Die Kinder, die in die Teufenerstrasse in kamen, mochten die Mutter ihres Freundes bzw. ihrer Freundinnen. «Frau Irma Fechenbach, die kleine, quirlige, mutige, fröhliche und so vielbegabte Mama meiner Freundin Lotti, ist mir in all den Jahrzehnten in lebhafter Erinnerung geblieben», schrieb Heidi Huber 1991²⁴⁸, und fuhr fort: «Vor allem denke ich an die lustigen, unbeschwernten Kinder-Einladungen in der Wohnung an der Teufenerstrasse in St. Gallen. Wie oft durfte ich damals Kasperli Nachmittage genießen, die uns Frau Fechenbach in gekonnter Weise, *wie* ein richtiger Profi, vorführte. Immer gab es nach den Vorführungen von Frau Fechenbach ein *Zvieri*²⁴⁹ mit selbst gebackenem Kuchen, Früchten, Zuckerbrot etc.» Besonders beliebt waren die Sommerausflüge an die Sitter, einem kleinen Fluss nördlich von St. Gallen. Irma machte mit den Kindern Feuer, und ein Spiel wechselte das andere ab. Ehe sich die

Kinder versahen, ging die Sonne unter, und es wurde Zeit, den Heimweg anzutreten.

In einem Gespräch mit Hanni F. Sherman über ihre Zeit in St. Gallen, kam ihr wieder in den Sinn, wie isoliert sie damals doch lebten. Sie sieht den Grund in der häufigen Kritik, der sie ausgesetzt waren. Ein Fahrrad zu besitzen oder sonst Dinge zu haben, die andere sich nicht leisten konnten, oder mit der Mutter in den Winterferien nach St. Moritz, Arosa oder Davos zu fahren, in den Sommerferien ins Tessin oder sogar einmal nach Paris – welches St. Galler Kind hatte schon solche Möglichkeiten? Ab und zu auch noch, so lange die Grossmutter lebte, konnten Lotti und Hanni sie in Augsburg besuchen. Manches hübsche Kleid oder ein anderes Geschenk hatten sie dann auf der Rückreise im Gepäck. Besuchte sie die Grossmutter in St. Gallen, waren die Sorgen des Emigrantendaseins für Irma Fehenbach wie weggewischt, und gar mancher Wunsch der Kinder wurde erfüllt. Bei den Freunden und Freundinnen hiess es dann: «Ihr seid doch zu arm, um so etwas zu haben.»²⁵⁰

Noch heute, im Erwachsenenalter, blieb bei einigen ehemaligen Spiel- und Schulkameradinnen die Erinnerung haften von wohlthuendem Luxus, den sich eigentlich nur «bessere Leute» leisten konnten. «Noch etwas Besonderes war, dass ich mit Lotti einige Male ins Volksbad (Hallenbad) *gehen* konnte, um zu schwimmen. Weil Lotti ein Abo besass und nicht *gerne alleine* dorthin *ging*, lud sie mich dazu ein. Immer noch habe ich den Chlorgeschmack, den wunderbaren, in der Nase, wenn ich daran denke. Diese ganze Atmosphäre im Volksbad war für mich etwas Einmaliges. Diesen Luxus konnten sich nur ‚bessere‘ Leute leisten zur damaligen Zeit.»²⁵¹ Dieselbe Frau er-

innerte sich noch lebhaft daran, wie sie mit Lotti Strassenbahn fahren durfte: «Lotti hatte ein Tram-Abo und liess dann zweimal ab knip-sen.» Irma Fechenbach sei nie mit der Strassenbahn gefahren, sie habe immer alle schweren Taschen die Teufenerstrasse den Berg hinauf getragen.

Die Kinder gehörten gerne zum Freundeskreis von Lotti, Hanni und Kurt, konnten sie doch hier an einer Welt teilhaben, die ihnen fremd war. Viele Erwachsene beäugten mit Neid und Missgunst die Art und Weise, wie Irma Fechenbach ihre Kinder «verwöhnte», und fragten sich, wo sie das Geld dazu hernahm. «Meine Mutter war eben sehr raffiniert und fand immer wieder Wege, um ein wenig Geld ‚schwarz‘ zu verdienen, meistens mit Pflegen von sterbenden reichen Leuten. Während des Krieges, als Lebensmittel rationiert waren, verkaufte sie die Butter- und Fleischmarken, *da* diese Sachen sowieso zu teuer waren. So lernten wir jung, den Leuten nicht viel zu sagen, da sie uns immer leicht kritisierten»²⁵², erinnerte sich Hanni F. Sherman.

Es waren nicht nur die Wege, Geld «schwarz» zu verdienen, Irma Fechenbachs Phantasie reichte viel weiter. Sie schrieb Besprechungen von Kinderbüchern für Zeitungen, um über die kostenlosen Belegexemplare den Kindern Literatur zu beschaffen. Damit sie alle ins Theater gehen konnten und keine Karten kaufen mussten, schrieb sie Theaterkritiken. Um Hanni, Lotti und Kurt schöne Ferien zu bieten, ganz besonders während des Krieges, organisierte sie für Kinder wohlhabender Eltern Winterferien in den bekannten Wintersportorten der Schweiz. «Als wir etwas grösser waren», erinnerte sich Heidi Huber, «organisierte Frau Fechenbach auch Ferienkolonien. Meine

Ferien mit Freundin Lotti und anderen Kindern verbrachte ich in Arosa. Das Haus steht heute noch. Auch dort herrschte immer eine fröhliche Stimmung und immer war etwas los. Das Organisieren verstand Frau Fechenbach natürlich ausgezeichnet. Jeden Tag wurde ein anderer Ausflug unternommen und abends gab es interessante Diskussionen und Gespräche, die für uns junge Mädchen teils von grosser Wichtigkeit waren für unseren späteren Lebensweg. Von der Teilaufklärung über Religion bis zur evtl. Berufswahl.»²⁵³

Herman Schmidt, Sohn des damaligen Redakteurs der «Volksstimme», St. Gallens Arbeiterzeitung, lernte Irma Fechenbach in einem von ihr geleiteten Falkenlager kennen. Sie sorgte sich um ihn, doch war sie in seinen Augen streng und energisch, nicht weich und gefühlsbetont. Gut zehn Jahre früher hatte man in ihrem Praktikantenzugnis als angehende Fürsorgerin in Berlin ihre Warmherzigkeit hervorgehoben. Empfindungen sind individuell und nicht verallgemeinerbar, dennoch wäre es nicht verwunderlich, wenn sich bei all den Erlebnissen in Irma Fechenbach ein innerer Wandel vollzogen hätte. Andererseits wiederum kann sich in ihrer Arbeit als Helferin auch der etwas rigide Stil des Nelson-Bundes widerspiegeln. Nelsons Ideologie hatte sehr viel Preussisches; neben der Askese wurde auch besonderer Wert auf Disziplin gelegt, und man kommt nicht umhin, – zumindest aus heutiger Sicht –, ihr ein gerüttelt Mass an Unnachgiebigkeit und Strenge zuzuschreiben.

Die Kritik an Irma Fechenbach muss damals hauptsächlich aus der St. Galler Sozialdemokratie gekommen sein. Die Genossen nahmen Anstoss an der Grosszügigkeit, mit der sie ihre Kinder ausstattete. «So erinnere ich mich», schrieb Herman Schmidt, «dass Kurt in ein Herbstferien-Lager mit einem fabelhaften Norweger Gestellruck-

sack, einem nagelneuen Kindermodell kam. Niemand sonst hatte damals bei den Roten Falken so etwas Luxuriöses.»²⁵⁴

Er gab zu bedenken, wie unterschiedlich die sozialen Verhältnisse der St. Galler Arbeiterschaft zu denen in der Teufenerstrasse waren: «Die sozialistischen Frauengruppen und eine ‚Proletarische Kinderhilfe St. Gallen-Appenzell‘, die der Bezirksrichter Georges Scherrer präsidierte, unterstützten viele ausgesteuerte arbeitslose Familien. Von denjenigen, die noch Arbeit hatten, wurden jede Woche 10 Rappen in eine kleine Sparkasse gelegt, deren Inhalt von Vertrauensleuten regelmässig eingezogen wurde. In den Sommerferien organisierte die Kinderhilfe Ferienlager, in denen die durchwegs unterernährten Kinder einheimischer Arbeiter drei Wochen lang mit billigen Nahrungsmitteln wie Porridge und Gemüse etwas aufgefuttern und von Moniteuren (die wir ‚Helfer‘ und ‚Helferinnen‘ nannten) betreut wurden, – und zwar in einer pädagogisch im Vergleich zu Schulferienkolonien sehr fortschrittlichen Art (1 Helfer auf ca. 10 Kinder), aber mit bescheidensten Mitteln (2-3 Fussbälle, einzelne Blockflöten, Gitarren und Geigen der Helfer, einige private Kinderbücher wie die Kästner-Kinderromane, welche vorgelesen wurden). Mein Vater, der 1930 als Redaktor an die sozialistische ‚Volksstimme‘ nach St. Gallen gekommen war, leitete die ersten dieser Lager, und ich besuchte sie als ganz kleiner Bub in seiner Begleitung. Es wurden leerstehende Textilfabriken im Appenzellerland gemietet und Schlafsäle mit Stroh, gemieteten Militärwoldecken und Schlafsäcken aus Baumwollstoff eingerichtet. Die Frauengruppen nähten die Schlafsäcke aus Stoff, den Georges Scherrer, der eine kleine Weissnäherei betrieb, *ballenweise* billig besorgte. Einige grosse Nägel in der Wand *genügte*n für die paar Kleider. Die wenigsten Kinder kamen mit einem richtigen Kofferchen, viele mit einem alten Korb oder nur mit einer Kar-

ton-Schuhschachtel für ihre Zahnbürste und Wäsche. In Regenperioden war es ein Problem, mit ihnen regelmässig an die frische Luft zu gehen, weil längst nicht alle wasserdichte Lodenpellerinnen oder Segeltuchwindjacken und Schuhe hatten.

Die Helfer und die Küchenmannschaft, die mit mächtigen Aluminiumtöpfen auf Holzherden oder in Militärherden Porridge, Suppe, Teigwaren kochte, bestand zum Teil aus Arbeitslosen und aus Emigranten ohne Arbeitsbewilligung, die während der Lagerwochen freie Kost und Unterkunft hatten. Irma Fechenbach war Helferin im Sommerlager der Proletarischen Kinderhilfe von 1934 in Schwellbrunn (Appenzell Ausser-Rhoden).»²⁵⁵

Aus Äusserungen seiner Eltern erfuhr er als Kind von der Kritik, die innerhalb der Arbeiterschaft umging. Ein Fahrrad konnten 1942 nur ganz wenige privilegierte Kinder bekommen, und die Bewilligung zum Kauf brauchbarer Reifen erhielten praktisch nur Berufstätige, die darauf angewiesen waren. In Herman Schmidts Schule hatten nur zwei Kinder ein Fahrrad, die asthmatische Tochter eines Zahnarztes mit einem Schulweg von über zwei Kilometer und der Sohn eines wohlhabenden und einflussreichen deutschen Nationalsozialisten, der mit seiner Familie bei Kriegsende ausgewiesen wurde. Lotti Fechenbach geht davon aus, ihre Mutter habe ihnen die Fahrräder gekauft, um sie im Mai 1940, bei der zweiten Mobilmachung, vor allem als mögliche «Fluchtfahrzeuge» zu benutzen, da die Mutter grosse Angst hatte vor dem Überfall der Nazis. Schmidt vermutete nach den Äusserungen seiner Eltern, Irma Fechenbach habe, wenn sie Geld hatte, ihre Kinder verwöhnt, wobei die Dinge durchaus immer praktisch gewesen wären, die die Kinder hatten.²⁵⁶

Lagen Irma Fechenbach schon immer Kinder ganz besonders am Herzen, so erst recht ihre eigenen, seine Kinder, «ihr heiligstes Erbe», wie sie es einmal ausdrückte, für die allein wollte sie da sein, für sie alles tun, ganz gleich, was man über sie dachte. Letztendlich fühlte sie es als ihre Verpflichtung gegenüber dem toten Felix, dem die Kinder, die fremden wie die eigenen, immer ebenso wichtig waren, wie ihr. Um seinetwillen würde sie alles daransetzen, ihnen eine bessere Zukunft zu geben.

Alle drei, Kurt, Lotti und Hanni, haben ihre ganz persönlichen Erinnerungen an dieses Wollen. «Als ich schon in Amerika *war* und das Studium beendet hatte, ich *war* 24 Jahre», erinnerte sich Sohn Kurt, «kam sie und schenkte mir eine Dampfmaschine. Sie sagte: ‚Ich konnte Dir nie eine Dampfmaschine kaufen, aber ich habe mir vorgenommen, wenn ich das kann, dann kaufe ich sie Dir. Und leider hat es jetzt so lange gedauert, hier hast Du eine Dampfmaschine‘». ²⁵⁷

Mit und für die Kinder zu leben, immer für sie da zu sein, sie als eigene, kleine Persönlichkeiten ernst und wichtig zu nehmen, hatte bereits in Detmold Beachtung bei den dortigen Helfern und Helferinnen der Kinderfreunde gefunden. Neben den Kasperstücken, die sie immer aus dem Stegreif spielte, hatte sie auch Freude am Schreiben von Kindergeschichten. «Uns Kindern gehört die Welt» zum Beispiel ist der Titel eines Weihnachtsmärchens, das sie 1936 schrieb. Im Vorwort macht sie ihren pädagogischen Anspruch deutlich: «Das Stück basiert auf modernsten psychologischen Vorstellungen, wonach die Kinder auch im Alltag das Märchen, im Märchen den Alltag erleben. Ganz besonders in der Weihnachtszeit verbinden die Kinder die Wirklichkeit mit all dem Wunderbaren, das ihnen aus Erzählun-

gen und Geschichten gegenwärtig ist. Auf Grund dieser Erfahrung wird absichtlich auf Traum oder Verzauberung verzichtet». Sie unterzeichnete als «Der Verfasser». Das Märchen wurde erfolgreich im Stadttheater St. Gallen aufgeführt, doch Irma Fechenbachs Name tauchte nicht auf, denn sie durfte publizistisch nicht tätig sein.

Um das Stück überhaupt zur Aufführung bringen zu können, suchte sie sich in St. Gallen eine «Co-Autorin», doch diese liess es ohne ihr Wissen auch in Deutschland aufführen. Die Inszenierung dort wurde einer dem Regime entsprechenden Form angepasst, und die mitwirkenden Kinder traten in der Uniform der Hitlerjugend auf. Als Irma davon erfuhr, forderte sie empört die Rücknahme des Stückes aus dem Programm. Als diese Forderung nicht erfüllt wurde, übergab sie die Angelegenheit einem Rechtsanwalt.²⁵⁸

Ohne jeden bitteren Nebengeschmack konnte sie im Jahr darauf eine Aufgabe wahrnehmen, die schon in Deutschland zu ihren bevorzugten und mit grosser Freude durchgeführten Aktivitäten gehörte: «*Auf Fahrt gehen.*» Mehr noch, zusammen mit Kurt konnte sie am internationalen Falkenlager in Brighton in England teilnehmen, das Kurt Löwenstein organisiert hatte. Er war es, der sie zur Mitarbeit im Schweizer Lager aufforderte. Daraufhin übernahm der Landesverband schweizerischer Kinderfreundeorganisationen (Lasko) einen Teil der Kosten für sie, der verbliebene Anteil war ebenfalls gesichert: «Ich möchte nun hierzu nur bemerken, dass mein Sohn Kurt den Lagerbeitrag von einem Freund meines Mannes geschenkt be-

kam. Für Kurt kann ich demnach voll bezahlen. Was meinen Beitrag angeht, so habe ich Abmachungen mit einem grossen Teil unserer Parteiblätter für monatliche regelmässige Mitarbeit.»²⁵⁹

Brighton war für sie noch einmal ein Erlebnis. Das Zusammentreffen mit Kurt Löwenstein, die Atmosphäre eines Falkenlagers weckten positive, alte Erinnerungen. Selbst Felix war gegenwärtig: Die Schweizer Falken hatten zum Andenken an ihn und zur Mahnung an die Vorgänge in Deutschland ihr Zelt nach ihm benannt.

Es sollte das letzte internationale Falkenlager vor dem Krieg sein.

«Und leider hat man so gar keine Mittel ...»

Im Juli 1935 schrieb Irma Fechenbach an den Präsidenten der Flüchtlingshilfe in Bern: «Und leider hat man *so gar* keine Mittel, dass ich Jroh bin, wenn ich von einem Monat zum anderen reiche.»²⁶⁰ Immer wieder versicherte sie ihm in ihren Briefen ihre Dankbarkeit und lobte das «grosse Zeichen internationaler Solidarität». Das Problem aller Emigranten drückte sie sehr: Mit minimalen Beträgen auskommen und das Dasein gestalten zu müssen. Für sich selbst benötigte sie wenig. Um den Kindern jedoch ein nach ihren Vorstellungen normales Leben bieten zu können, musste sie kämpfen, musste rechnen und immer wieder rechnen. Doch genau das fiel Irma Fechenbach schwer.

Geld hatte für sie immer eine untergeordnete Rolle gespielt. Sie legte nie besonderen Wert auf Attribute ihres Standes, wie Pelze und Schmuck, doch finanziell abgesichert zu sein und Wünsche erfüllt zu bekommen, gehörten zur Selbstverständlichkeit ihres Lebens. Die Mutter versuchte auch nach des Vaters Tod zu helfen, wo sie konnte, die Zeit allerdings, als die finanziellen Möglichkeiten grösser waren als die Wünsche, gehörte nun der Vergangenheit an. Deshalb jedoch änderten sich Irmas Lebenswertvorstellungen nicht. Als es etwa darum ging, in Detmold eine Wohnung zu finden, wurde Felix Fechen-

bach hart mit den Vorstellungen seiner Frau konfrontiert. Die Wohnung musste Heizung haben und ein Badezimmer, das war die Grundvoraussetzung. Als er endlich in der Feldstrasse eine Wohnung gefunden hatte, die diesen Anforderungen entsprach, fand sie bei Irma nur Gnade, weil beide sich darauf einigten, diese Wohnung nur als Übergang zu betrachten. Der Zuschnitt der Wohnung behagte ihr absolut nicht.

Probleme mit der Wohnungseinrichtung gab es weniger. Fehlte das nötige Geld für eine Anschaffung, schrieb Irma ihrer Mutter. Felix Fechenbach war diese Bettelei bei der Schwiegermutter unangenehm, und als er auf einer Reise nach Süddeutschland bei einem Treffen mit ihr die neuen Wünsche seiner Frau überbringen sollte, lehnte er mit der Begründung ab, das sei ihre Sache, dafür fühle er sich nicht zuständig.²⁶¹

Viele ehemals wohlhabende Menschen scheiterten im Exil, weil sie Probleme hatten, sich einzurichten. Emigranten aus einfachen Verhältnissen fanden sich eher zurecht, sie waren gewohnt, mit Kompromissen zu leben und sich in den Verhältnissen einzurichten. Trotzdem gehörte Irma Fechenbach nicht zu denen, die scheiterten. Ihre Zähigkeit und Zielstrebigkeit – es sei nur an ihren Kampf um die zweite Berufsausbildung erinnert oder ihren Ablösungskampf vom Elternhaus insgesamt – wie ihre Durchsetzungsfähigkeit halfen ihr beim Bewältigen aller auftretenden Schwierigkeiten. Das Archivmaterial über Flüchtlinge im Sozial-Archiv in Zürich liefert den Beweis hierfür. Die Akte von Irma Fechenbach ist die umfangreichste von allen. Sie versuchte nicht nur jede Hilfsmöglichkeit auszuschöpfen, sie gab sich auch mit keiner Ablehnung zufrieden und ignorierte

selbst persönliche Beleidigungen, wenn es darum ging, ein angestrebtes Ziel zu erreichen.

Dieser Mut löste jedoch nicht ihr Problem, mit Geld nicht umgehen zu können, und ersparte ihr auch nicht eine gewisse Entmündigung. Wie zu Anfang Johannes Huber und Regina Kägi-Fuchsmann die Verwalter ihrer Unterstützung waren, musste später, als die Genossen sich von ihr abgewandt hatten, der Kantor der jüdischen Gemeinde St. Gallen diese Funktion übernehmen. Diese «Vormundschaften» wählte niemand freiwillig, und keiner, der diese Aufgabe wahrnahm, war davon begeistert. Um einerseits die Betreuungsarbeit «des Falles Irma Fechenbach» nicht noch aufwendiger zu gestalten und andererseits auch in gewisser Weise eine notwendige Fürsorgepflicht nicht zu vernachlässigen, war eine solche Entscheidung jedoch unumgänglich.²⁶²

Kämpfen zu müssen, obwohl man sich viel lieber an einen starken Mann anlehnen möchte, macht müde und gibt das Gefühl, sich zu verbrauchen, auch wenn man noch jung ist. In ihren Briefen an Eva Aufhäuser, die mittlerweile nach Palästina ausgewandert war, sprach sie des Öfteren über dieses Gefühl. Sie kam sich alt und verbraucht vor, obwohl sie noch nicht einmal Mitte vierzig war. So lange ihre Mutter lebte, war es weniger tragisch, wenn die knappen Mittel nicht ausreichten, die Mutter half immer. Doch nach ihrem Tod, im Oktober 1937, war die wichtigste Quelle der Hilfe neben den öffentlichen Zuwendungen versiegt. «Seit meine Mutter tot ist, geht es mir oft recht dreckig. Die kleine Unterstützung reicht kaum zum Nötigsten und Arbeiterlaubnis habe ich nicht», lesen wir in einem Brief an die Freundin.²⁶³

Wie sie erhofft hatte, liessen die Verwandten sie nicht im Stich. Kleider für die Kinder, regelmässige wöchentliche Einladungen zum Essen und manch andere Zuwendung kam von der St. Galler Verwandtschaft. Aus Paris und Clarens bei Montreux erhielten sie vor allem Geldzuwendungen. Reich, sehr reich waren diese Verwandten, erinnerte sich Lotti Fechenbach.²⁶⁴

Doch es war die Geldnot nicht allein, es kam der Kampf ums Alltägliche hinzu. Kochen, putzen, waschen, bügeln, Verrichtungen, die Irma Fechenbach früher dem Dienstpersonal überlassen konnte, jetzt musste sie selbst diese Arbeiten übernehmen. Dr. Curt Fey erinnert sich noch gut an die Schwierigkeiten seiner Mutter, die sie zu Anfang überwinden musste: «Bisher hatte sie ihr *ganzes* Leben lang Dienstpersonal gehabt, das ihr die Hausarbeit abnahm, jetzt musste sie alles alleine machen. Sie wusste weder wie man kocht, noch wie man einen Ofen anmacht. Sie hat sich aber nie beklagt.»²⁶⁵

Es wäre unfein gewesen, als «Tochter aus gutem Hause» solche Arbeiten zu verrichten. Um später jedoch einem grossen Haushalt vorstehen zu können, sollten die «höheren Töchter» solche Tätigkeiten wenigstens kennenlernen und besuchten deshalb den Haushaltsunterricht in der Schule. Doch auch der fehlte Irma Fechenbach. Sie und ihre Schwester brauchten diesen Unterricht nicht zu besuchen, nach Auffassung des Vaters würden seine Töchter nie in ihrem Leben mit solchen Arbeiten konfrontiert werden.²⁶⁶

Immer wieder erwähnten die drei Kinder, sich nicht daran erinnern zu können, dass sich ihre Mutter jemals beklagte. Pragmatisch wie sie war, besuchte sie Haushaltskurse und konnte im März 1938

ihrer Freundin schreiben: *«Arbeiten tue ich alles. Bügeln, Waschen, Kinderhüten, Kranke pflegen. Aber alles ist Schwarzarbeit, was ich mache. Ich habe keine Arbeitserlaubnis. So hat man immer ein schlechtes Gewissen, immer Angst, verpöfien zu werden. Und der Erfolg ist das Fehlen der rechten Schaffensfreude.»*²⁶⁷

Um ihre Finanzen aufzubessern, schrieb sie weitere Artikel für die ostschweizerische Arbeiterpresse und auch für andere Zeitungen. Nur wenige lassen sich heute noch identifizieren, da nur in Ausnahmefällen unter einem Artikel «if» steht. Man musste vorsichtig sein, zu viele Artikel mit ihrem Namen und das über Jahre, hätte von der Fremdenpolizei leicht als feste Anstellung ausgelegt werden können. Mittlerweile waren auch als Fortsetzungsroman in der «Volksstimme» Felix Fechenbachs Zuchthäuserinnerungen «Im Haus der Freudlosen» gedruckt.²⁶⁸ So konnte die Erinnerung an Felix wachgehalten werden, und sie hatte noch kleine zusätzliche Einnahmen.

Wenn Irma Fechenbach bedauerte, man habe leider so gar keine Mittel, so dachte sie im Brief an den Präsidenten der Flüchtlingshilfe selbstverständlich nur an ihre knappen finanziellen Möglichkeiten. Doch es gab noch etwas, das ihr am Herzen lag und wofür die Mittel leider ebenfalls äusserst knapp waren: den Kampf in Felix' Sinne und für Felix weiterzuführen. Niemals vergessen hatte sie seine Enttäuschung über den kampflosen Untergang der Arbeiterbewegung. Würde er noch leben, er hätte nicht aufgegeben. Ihr selbst waren die Hände gebunden. Wie konnte sie in der Schweiz politisch tätig sein, ohne ihre und ihrer Kinder Aufenthaltsbewilligung zu gefährden?

Aufmerksam verfolgte sie die Widerstandsaktivitäten der Emigranten in Frankreich, denen unter anderem auch Freunde wie Sepp (Siegfried) Aufhäuser und Kurt Löwenstein angehörten. Am 23. Juni 1935 fand im Pariser Vorort Montreuil im Rahmen des Schriftstellerkongresses die «Siebte Solidaritätstagung» der «Internationalen Arbeiterhilfe» (IAH) statt. Mehr als dreissig Emigrantenorganisationen waren hier vertreten, und als der Aufruf erging, sich endlich zu einigen, bezeichnete Heinrich Mann (exponierter Mitstreiter um die Entlassung Felix Fechenbachs aus dem Zuchthaus Ebrach in den zwanziger Jahren²⁶⁹) dies nicht nur als «grosse Neuheit», er übernahm auch den Vorsitz im neu gegründeten «Lutetia-Kreis». Dieser hatte zum Ziel, bürgerliche Intellektuelle und Sozialdemokraten, Katholiken und Kommunisten in einer gemeinsamen politischen Front gegen den Nationalsozialismus zu sammeln, um die bisher herrschende unselige und kräfteverschleissende Zersplitterung zu überwinden.²⁷⁰ Die Schweizer Arbeiterpresse berichtete ausführlich über diesen neuen Schritt der Widerstandsbewegung der deutschen Emigranten in Frankreich.

Der Wille zur Einigung der Emigrantenorganisationen in Paris machte Irma Fechenbach Hoffnung und gab ihr Mut für ihre eigenen Bemühungen. Felix' Nachlass sollte in Buchform erscheinen, sein Werk und sein Schicksal mussten jetzt an die Öffentlichkeit. Als sie von der Flucht des Freundes Walther Victor – einem der bekanntesten Feuilleton-Redakteure in der Weimarer Republik – in die Schweiz erfuhr, nahm sie zu ihm Kontakt auf, um mit seiner Hilfe ihr Vorhaben zu verwirklichen. Victor, dessen journalistische Tätigkeit auch in der Schweiz von engagiertem Antifaschismus geprägt war, liess sich

nicht lange bitten und begann zusammen mit ihr Felix' Nachlass zu sichten: «Für Irma Fechenbach, die hilfreich-getreue, gab ich das literarische Werk des Freundes Felix Fechenbach heraus und schrieb die Biographie sowie die Dokumentation seiner Ermordung durch die Nazis.»²⁷¹ Alle drei Ausgaben scheinen auf den ersten Blick ausschließlich der Erinnerung Felix Fechenbachs gewidmet zu sein. Bei kritischer Betrachtung wird nicht nur die politische Brisanz deutlich, es fällt auch die Verbindung zur Pariser Volksfront auf, hatte doch der Kopf der Volksfrontbewegung, Heinrich Mann, die Aufgabe übernommen, das Vorwort für «Mein Herz schlägt weiter» zu schreiben.

Selbst der harmlose Roman «Der Puppenspieler» barg durch den «Brief an den Herrn Reichskanzler» am Ende des Buches politischen Zündstoff: «Gestatten Sie mir, Ihnen nach der Lektüre des Buches Felix Fechenbach: ‚Der Puppenspieler‘ meinen herzlichen Dank zum Ausdruck zu bringen, dass Sie uns dieses hervorragende deutsche Volksbuch geschenkt haben. Es ist Ihr Geschenk, denn es ist unter Ihrer unumschränkten Herrschaft im Jahre 1933 von dem Verfasser im Amtsgerichtsgefängnis zu Detmold geschrieben, seine Abfassung und Absendung ist von Ihren Beauftragten genehmigt worden und so verdankt sich der Umstand, dass es nun in Buchform zu erscheinen und viele Menschen erfreuen vermag, in erster Linie Ihnen.» Der Brief an Hitler geht über sechs Seiten und endet: «In dieser Hoffnung, Herr Reichskanzler, übersende ich Ihnen das Buch ‚Der Puppenspieler‘ von Felix Fechenbach und wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre. Möge auch Ihr Schlaf ein guter sein und ver-

schont bleiben von den Erscheinungen derer, die wie unser unvergessener Freund in Ihrem Auftrage ohne Prozess und ohne Urteil ‚auf der Flucht‘ ermordet wurden.»²⁷²

Die Schweizer Behörden machten Walther Victor nach seiner Flucht zunächst keine nennenswerten Schwierigkeiten. Er hatte eine begrenzte Aufenthaltserlaubnis auf ein Jahr erhalten, die um ein weiteres Jahr verlängert wurde, und der Schweizerische Schriftstellerverband erteilte ihm sogar eingeschränkte Publikationserlaubnis. Als er 1938 seine Aufenthaltserlaubnis erneut verlängern lassen wollte, erhielt er die Aufforderung zur Ausreise. Die Begründung lautete: «politische Betätigung».²⁷³

Die rechte Presse beobachtete die publizistischen Tätigkeiten der Emigranten argwöhnisch und geisselte sie, wo sie nur konnte. Im Juli 1937 stand in einer Ausgabe des Organs der Frontisten, «Die Front», ein offener Brief an den bekannten Zürcher Verleger Emil Oprecht, aus dem deutlich wird, welche Richtung das rechte Lager in der Schweiz vertrat: «Von ihrem Verlagsunternehmen sind in letzter Zeit mehrere Bücher herausgegeben worden, die sich mit den politischen Verhältnissen in Deutschland und insbesondere mit der Persönlichkeit des deutschen Staatsoberhauptes befassen. Diese Bücher, die von Ausländern, meistens Emigranten, verfasst sind, wollen den Leser von den nachteiligen Folgen des heutigen Regimes in Deutschland überzeugen. Sie bezwecken, das Ansehen der staatlichen Einrichtungen Deutschlands in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Es handelt sich somit um ausländische Tendenz- und politische Kampfliteratur.» Der Brief endet: «Sollten Sie fortfahren, solche Tendenzbücher herauszugeben oder zu verbreiten, so wird sich der

Bundesrat in Wahrung seiner aussenpolitischen Aufgabe veranlasst sehen, die weiter in Betracht kommenden Massnahmen zu ergreifen.»²⁷⁴

Obwohl eindeutig feststand, von wem Walther Victor die Materialien über Fechenbach hatte, und auch über die Absicht der Herausgabe der Bücher kein Zweifel bestand, unternahm die Schweizer Fremdenpolizei im Falle Irma Fechenbachs nichts. Sie wurde jedoch mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls überwacht. Diese Vermutung wird untermauert durch die Ablehnung der Bitte ihres Schwiegersohnes, Max Wiederkehr, Anfang der 1990er Jahre, Einsicht in die Staatsschutzakte seiner Schwiegermutter zu erhalten.²⁷⁵

In Detmold war man bereits 1936, kurz nach der Herausgabe der ersten beiden Felix-Fechenbach-Bücher, über die Rolle Irma Fechenbachs informiert, wie sonst sollte die Detmolder Ortspolizeibehörde zu der Begründung kommen: «Die Einreiseerlaubnis der Fechenbach ist abzulehnen, da sie nachgewiesenermassen in der Schweiz Material zur Verbreitung von Greuelpropaganda zur Verfügung gestellt hat.»²⁷⁶

Durch ihren Widerstand brachten sich die Emigranten in Gefahr, so auch Irma Fechenbach. Der Einsatz war oft hoch, das Ergebnis niederschmetternd. Es fehlte die Macht und es fehlten die Mittel, den Verlauf des Geschehens zu beeinflussen.

Die «kleine St. Galler Volksfront»

Ausser der Ortspolizeibehörde wussten noch andere in Detmold über die Veröffentlichungen von Irma Fechenbach in der Schweiz. Sie wussten nicht nur darüber, sie mussten auch in gewisser Weise mitbeteiligt gewesen sein, denn wie sonst hätte das Bild von Felix Fechenbachs Grab in diesen Veröffentlichungen erscheinen können? Ein Artikel in der «Freien Presse»²⁷⁷ vom 28. August 1946 liess sogar die Vermutung aufkommen, es sei direkt überbracht worden: «Gelegentlich einer Schweizer Reise im Jahre 1938 führte mich mein Reiseweg auch nach St. Gallen, und ich besuchte bei dieser Gelegenheit auch Frau Irma Fechenbach. ...Die Wohnung von Frau Fechenbach war der Treffpunkt der in der dortigen Gegend versprengten deutschen Gesinnungsfreunde, deren Zusammenkünften auch ich gelegentlich beiwohnen konnte.»²⁷⁸ Die in dem Artikel erwähnte Reise fand zwar erst zwei Jahre nach der Veröffentlichung des Buches statt, doch weist der Schreiber auch darauf hin, dass er schon des Öfteren Irma Fechenbach besucht hatte. Der Artikel hilft auch bei der Klärung der Frage, ob Irma Fechenbach mit zu den Emigranten zu zählen ist, die im Widerstand arbeiteten.

Die Herausgabe der Schriften von Felix Fechenbach war ohne Zweifel eine Tätigkeit, die unter der Rubrik «Widerstand» zu fassen ist. Dies bedeutet allerdings nicht, dass Irma Fechenbach im organi-

sierten Widerstand tätig gewesen sein muss. Von dieser Überlegung könnte man schon deshalb absehen, weil ein solches Handeln für eine alleinstehende Frau mit drei kleinen Kindern kaum vorstellbar ist. Der Satz jedoch «Die Wohnung von Frau Fechenbach war der Treffpunkt der in der dortigen Gegend versprengten deutschen Gesinnungsfreunde», ist im Grunde genommen aber der Beweis für diese Vermutung, denn solche Treffen fanden niemals bei Personen ausserhalb des organisierten Widerstands statt, dazu war die Situation viel zu gefährlich. Wer um die Kurierdienste wusste, wer diese Kuriere sogar kannte, der musste schon zum inneren Kreis gehören.

Thomas Mann drückte einmal in einer Ansprache über den amerikanischen Rundfunk aus, was viele Emigranten empfanden: «Die deutsche Emigration hat ein furchtbares Erlebnis mit denen gemeinsam, die innerhalb Deutschlands ihre Schmerzen und Hoffnungen teilten: Es war das qualvolle langsame, bis zum äussersten immer wieder verleugnete Gewahrwerden der Tatsache, dass wir, die Deutschen der inneren und äusseren Emigration, Europa, zu dem wir uns bekannt hatten und das wir moralisch hinter uns zu haben glaubten; dass dieses Europa den mehrmals in so greifbare Nähe gerückten Sturz der nationalsozialistischen Diktatur gar nicht wollte.»²⁷⁹

Die Emigranten hofften auf Europa, auf seine Unterstützung bei der Beseitigung des Albtraumes Hitler. Die Enttäuschung über die Haltung der europäischen Nachbarn Deutschlands war gross und wurde in autobiographischen Darstellungen immer wieder artikuliert. Heinz Kühn, der ehemalige Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, zum Beispiel schrieb: «Was die Alliierten der Weimarer

Republik verweigert hatten, warfen sie Hitler in die Arme. Vom päpstlich-hitlerschen Konkordat vom 20. Juli 1933 bis hin zum sowjetisch-hitlerischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 haben die Mächte der Welt Hitler moralisch unterstützt und politisch gestärkt. Wie oft haben wir auf unseren illegalen Reisen ins Land und bei unseren Treffen mit Illegalen draussen die Depressionen derjenigen erfahren, denen wir Widerstand zumuteten, und die rund um sich in der Welt nur Kapitulation zu erkennen vermochten. ... Nicht Hitlers Stärke, sondern Europas Schwäche bestimmte die Stunde.²⁸⁰

Viele Beispiele wären hierfür aufzuführen, zwei sollen die damalige Situation verdeutlichen: Als 1935 die Konservativen in England die Regierung übernahmen, erklärte ihr Botschafter, Neville Henderson, in Berlin, Deutschland werde Österreich, die Tschechoslowakei und andere Länder annekieren. Es müsse das Donau-Balkan-Gebiet und damit Europa beherrschen, während England und die USA die Weltmeere im Griff behielten. Beide, Deutschland und England, müssten in engen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen verbunden sein. Selbst Winston Churchill sagte noch 1937 über Hitler: «Wenn unser Volk geschlagen würde, könnte ich nur wünschen, wir möchten einen ebenso unbeugsamen Vorkämpfer wie Hitler finden, der uns unseren Mut wiedergäbe und uns auf den Platz zurückführte, der uns unter den Nationen gebührt.»²⁸¹

Wer bewusst die politische Haltung der europäischen Staaten verfolgte – und das taten die Emigranten –, war entsetzt und fühlte sich dazu aufgerufen, nach seinen Möglichkeiten alles zu tun und nicht zu schweigen.

Gar mancher sah sich bestätigt in seiner Auffassung, die Gegnerschaft zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten in der Weimarer Zeit habe dazu beigetragen, die Situation herbeizuführen, in der man sich jetzt befand. Ein Teil der aktiv im Widerstand Tätigen entschloss sich deshalb für die Mitarbeit in der «Volksfront», und prominente Sozialdemokraten wie Rudolf Breitscheid, Max Braun, Victor Schiff, arbeiteten trotz der ablehnenden Haltung des Parteivorstandes der Sopade in Prag im Volksfrontausschuss in Paris mit.²⁸²

Innerhalb der Sozialdemokratie war es bereits im Laufe der zwanziger und auch zu Beginn der dreissiger Jahre zur Kritik am Parteivorstand und damit zu heftigen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei gekommen. Abgesehen von der Gründung des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) in der Nachfolge des Internationalen Jugendbundes (IJB), der Gründung der späteren SAP (Sozialistische Arbeiter-Partei), hatte sich schon 1929 ein geheimer Diskussionszirkel «Neu Beginnen» um Karl Frank²⁸³ etabliert, um die Möglichkeit eines sozialdemokratisch-kommunistischen Zusammengehens zu erörtern. Zwischen der Sopade in Prag und der Gruppe «Neu Beginnen» entwickelte sich in den dreissiger Jahren ein recht stürmisches Verhältnis, war man doch über die Kooperation zwischen Sozialdemokratie und Kommunisten geteilter Auffassung. Auch die Gruppe «Revolutionäre Sozialisten», der Siegfried Aufhäuser angehörte, proklamierte die Vereinigung von Sozialdemokraten und Kommunisten in einer sozialistischen Einheitspartei²⁸⁴ und setzte sich damit in Widerspruch zur Sopade.

Die Auseinandersetzungen innerhalb der Sozialdemokratie be-
wegten auch Irma Fechenbach. Im Januar 1938 schrieb sie an Eva
Aufhäuser: «Vielleicht ist es unser aller Fehler, dass *wir* uns ein viel
zu hohes Ziel stecken. Ich habe das ja auch getan und nun sehe ich,
dass es vor allem notwendig ist, im kleinen, kleinsten Kreis zu wir-
ken und Recht zu tun, das Unrecht zu bekämpfen und den Sozialis-
mus zu verwirklichen. Der Zusammenbruch unserer deutschen So-
zialistenbewegung kam nicht von ungefähr. Sie war hohl und un-
wahrhaftig. Der gute Redner sprach vom Sozialismus und daheim war
er just das Gegenteil. Die meisten waren verhinderte Kapitalisten.
Daher kam es, dass sie verbonzten, sobald sie durch einen guten Po-
sten mehr Gehalt bezogen als früher. Wer dann von sich sagen kann,
dass er im kleinen Kreis sozialistisch lebt, der hat das Recht und die
Pficht auch im Grossen, im öffentlichen Leben zu kämpfen und zu
wirken.»²⁸⁵

Die Äusserungen im Brief an ihre Freundin Eva waren von Irma
Fechenbach nicht als abstrakter Appell gedacht, dahinter standen
klare politische Zielvorstellungen, für die sie aktiv in der «kleinen St.
Galler Volksfront» eintrat. Dort zählte sie zum inneren Kreis der
Gruppe, wie Anna Siemsen, die bekannte Pädagogin und Mitglied
der SAP; Walter Polascheck, Schriftsteller aus Frankfurt am Main
und Mitglied der KPD; Anton Döring, Sekretär des Gewerkschafts-
kartells, Mitglied der SPD, Führer der «Eisernen Front» und seine
Frau Elfriede; Paul Müller, Sekretär im Zentralverband der Ange-
stellten in Hessen und seine Frau Martel Müller-Schmid.²⁸⁶

Der grösste Teil der «kleinen St. Galler Volksfront» wohnte, wie
Irma Fechenbach, in St. Gallen. Ähnlich wie die Volksfrontbewe-
gung in Paris versuchte man auch hier, der Zersplitterung der Arbei-

terbewegung tatkräftig entgegenzuwirken. Bis zum Auseinanderbrechen der Gruppe bei Kriegsbeginn trafen sich die Mitglieder zur inneren politischen Schulungsarbeit, arbeiteten mit Widerstandsgruppen und Widerstandskämpfern in Nazi-Deutschland zusammen und hatten intensive Verbindungen mit den politischen und gewerkschaftlichen Organisationen der Schweiz und der Internationale. In den ersten Jahren bestand ihre Hauptarbeit darin, Kontakte zu Widerstandsgruppen in Deutschland zu pflegen. Darüber hinaus gab es eine enge Zusammenarbeit mit dem eigentlichen Kopf der Bewegung «Neu Beginnen» in der Schweiz, Erwin Schoettle.

Der Hitler-Stalin-Pakt von 1939 setzte der Idee ein Ende, und die ideologischen Auseinandersetzungen führten zur Spaltung der Gruppe in St. Gallen. Das endgültige Aus war am 26. Juni 1940 besiegelt, als Paul Müller, dessen Ehefrau und andere Mitglieder verhaftet wurden. Paul Müller musste nach seinem Gefängnisaufenthalt in ein Internierungslager, seine Frau Martel fand nach ihrer Entlassung Unterkunft im Heim in Neukirch bei Didi Blumer. Durch den Einsatz von Regina Kägi-Fuchsmann konnte auch Paul Müller das Internierungslager nach einiger Zeit verlassen und ebenfalls in Neukirch Zuflucht finden.²⁸⁷

Die Fechenbach-Kinder wussten nichts von der politischen Tätigkeit ihrer Mutter. Ihnen blieben nur die ausgiebigen Wanderungen mit ihr und anderen Personen am Wochenende in Erinnerung. Diese Ausflüge dienten selbstverständlich auch der Erholung der Teilnehmenden, doch hatten sie für die Mitglieder der «kleinen St. Galler Volksfront» vor allem die Bedeutung: sich auszutauschen und neue Aktionen zu planen.

«Es ist eine furchtbare Geschichtsperiode, die wir erleiden»²⁸⁸

Der Kriegsausbruch im September 1939 bedeutete für die damals rund achtausend Flüchtlinge in der Schweiz, von denen der grösste Teil inzwischen jüdische Flüchtlinge waren, eine einschneidende Zäsur. Am 1. September hatten Hitlers Armeen Polen überfallen, Grossbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg erklärt und die schweizerische Regierung die allgemeine Mobilmachung verfügt. Bereits am 5. September erliess der Bundesrat an alle in der Schweiz lebenden Exilanten die Aufforderung, sich binnen 24 Stunden bei der Polizei zu melden, und führte am gleichen Tag eine Visumpflicht für alle Ausländer ein. Die Grenzkontrolle wurde verschärft, das Vorgehen gegen illegal Eingereiste war rigoros. Das Verhalten der Fremdenpolizei führte zwar zu scharfer Kritik in den kantonalen Parlamenten und der Schweizer Presse, doch bereits am 17. Oktober beschloss der Bundesrat, Ausländer, die rechtswidrig in die Schweiz gekommen waren, in das Herkunftsland zurückzuweisen, es sei denn, es handelte sich um Deserteure und um als politische Flüchtlinge anerkannte Personen. Von nun an wurde zwischen Emigranten und Flüchtlingen unterschieden. Emigranten waren Ausländer, die nach 1929 in die Schweiz eingereist sind, ihre Staatsangehörigkeit verloren hatten oder nicht mehr in ihren Heimatstaat zurückkehren konn-

ten. Für ihren Aufenthalt in der Schweiz benötigten sie die «Toleranzbewilligung» eines jeweiligen Kantons, und ihre Ausweispapiere wurden mit dem Lochstempel «Emigrant» versehen. Flüchtlinge wurden von nun an jene genannt, die nach Kriegsausbruch in die Schweiz geflüchtet waren. Sie unterstanden direkt dem Bund. Für beide Kategorien wurden teilweise völlig neue Vorschriften in Bezug zur Meldepflicht, dem Aufenthaltsort usw. erlassen.²⁸⁹

Der Flüchtlingsstrom war seit dem Anschluss Österreichs an Deutschland besonders stark im Grenzkanton St. Gallen angestiegen. Trotz rasch erfolgter Grenzsperrung wuchs der Ansturm weiter. Paul Grüniger, Polizeikommandant von St. Gallen, gehörte zu den vielen im Bodenseeraum, die sich dem Schicksal der flüchtenden österreichischen Juden nicht verschlossen. Grüniger war jedoch so exponiert tätig, dass sein Handeln nicht verborgen bleiben konnte. Im Mai 1939 entliess ihn Valentin Keel fristlos.²⁹⁰

Mit Kriegsausbruch hatte der Flüchtlingsstrom weiterhin zugenommen, und die Regierung liess im März 1940 die ersten Arbeitslager errichten. Irma Fechenbach war tief deprimiert und schrieb im März 1940 an Eva nach Palästina: «Es ist eine furchtbare Geschichtsperiode, die wir erleben. Ich bin kein Pessimist, aber trotzdem sehe ich sehr schwarz. Macht geht vor Recht und es Jehlt nicht mehr viel, so wird es heissen Macht ist Recht. Dann herrscht Gewalt und Brutalität in Europa und die kleinen Staaten werden von den grossen aufgefressen. Auch die Schweiz. So sitzen wir auf einem Pulverfass und harren der kommenden Dinge.»²⁹¹

Wie realistisch ihre Einschätzung war, zeigt der Einmarsch der Deutschen am 9. April in Dänemark und Norwegen und am 10. Mai in Belgien, Holland und Luxemburg. Beim Vormarsch der deutschen Wehrmacht gegen Frankreich fürchtete man in der Schweiz, die Deutschen könnten die Befestigungen der Maginot-Linie über Schweizer Gebiet zu umgehen versuchen. Als in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai ein deutscher Angriff erwartet wurde, begaben sich viele Autobesitzer auf die Flucht in die Innerschweiz. Bereits die Nachricht über den Einfall der Deutschen in den Benelux-Ländern hatte schon viele zur Flucht veranlasst. Dr. Heinrich Rumpel erinnert sich: «Als im Mai 1940 Deutschland in Holland einfiel, flüchteten die besitzenden Kreise von Schweizern. Zürich war leer am zweiten Tag nach der Mobilmachung, besonders die Leute vom Zürichberg.» Auf die Frage, wohin er flüchtete, antwortete er: «Ich blieb. Wo hätte ich denn hin gesollt?»²⁹²

Um der drohenden Gefahr zu entgehen, suchten Emigranten bei der Schweizer Armee unterzukommen. Auch Anton Döring, ehemaliges Mitglied der kleinen St. Galler Volksfront, bat das kantonale Militärdepartement St. Gallen um Aufnahme. Könnte ihm dies nicht gewährt werden, so würde er für sich, seine Frau und politische Freunde um die Erlaubnis bitten, die Ostschweiz zu verlassen, denn blieben sie hier, fielen sie in die Hände «der modernen Hunnen», und ihr Schicksal sei besiegelt.²⁹³

Vielleicht hatte auch Irma Fechenbach versucht, bei der Schweizer Armee, d.h. dem Frauenhilfsdienst (FHD) der Armee, unterzukommen. Zumindest erhielt sie am 20. Mai 1940 einen «Marschbefehl» mit der Aufforderung: «Sie erhalten den Befehl zum Aktivdienst einzurücken am 8. Juni 1940.»²⁹⁴ Das «Aufgebot» bedeutete,

der oder die Betroffene musste für einen Tag zur «sanitarischen Musterung» erscheinen. Laut Verordnung über die Hilfsdienste, die der Bundesrat im April 1939 erlassen hatte,²⁹⁵ sollten Frauen «durch Verfügung der kantonalen Militärbehörden und auf deren Verantwortung» als Freiwillige dem Sanitäts-Hilfsdienst zugeteilt werden können, ferner konnten auch Berufskrankenschwestern infolge ihrer Zugehörigkeit zu ihrem Pflegeverband als freiwillige Hilfsdienstpflichtige gelten²⁹⁶. Im Grunde genommen hätte Irma Fechenbach diesen «Marschbefehl» überhaupt nicht erhalten dürfen, weil diese Bestimmungen ausschliesslich für Schweizer Bürgerinnen galten. Hatte Irma Fechenbach sich wie Döring gemeldet, oder wurde sie vom Militärdepartement angeschrieben, weil sie durch ihre sporadische Auslandstätigkeit als Krankenpflegerin im Kantonsspital mit auf der Liste der dortigen Krankenpflegerinnen stand? Wir wissen es nicht. Es existiert nur das oben zitierte Dokument, und es steht fest, dass sie nicht dem FHD zugeordnet wurde. Die Suche nach ähnlichen Beispielen in den Akten des Zürcher Sozialarchivs blieb erfolglos. Ähnlich wie bei ihrem Antrag um Einreiseerlaubnis nach Deutschland kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, es stünde hinter allem eine Absicht ihrerseits, und sie wähle bei der Verfolgung ihrer Ziele vielleicht unkonventionelle Methoden. Dr. Herman Schmidt, Schweizer Alt-Bundesrichter, bemühte sich dankenswerter Weise um die Klärung dieses ungewöhnlichen Sachverhaltes. Doch leider ohne Erfolg. Er vermutete, das Aufgebot könne nur erfolgt sein, weil in der Militärkanzlei oder im Kantonsspital übersehen wurde, dass Irma Fechenbach Emigrantin ohne Arbeitsbewilligung war.²⁹⁷

Wie auch immer dies zustande kam, fest steht, Irma Fechenbach wie Döring und die anderen Emigranten hatten panische Angst vor einem Überfall der Deutschen, und alle bemühten sich um die Erlaubnis, den Kanton verlassen zu dürfen. Am 15. Mai 1940 schrieb Irma an Regina Kägi-Fuchsmann: «...meine Freunde raten mir *dringend*, St. Gallen zu verlassen. Als Frau von Felix Fechenbach, als Jüdin und deutscher Emigrant möchte ich es nicht riskieren den Barbaren in die Hände zu fallen.»²⁹⁸

Erschwerend kam für sie noch hinzu, dass sie und ihre Kinder seit dem 2. Dezember 1939 staatenlos und damit vogelfrei waren. In heller Aufregung, ohne die Zustimmung der Flüchtlingsfürsorge abzuwarten, verliess sie Hals über Kopf mit den Kindern St. Gallen. Ihr Weg führte sie nach Brent sur Montreux, in ein von einem Genossen geführtes Kinderheim.²⁹⁹ Von dort aus schrieb sie Regina Kägi-Fuchsmann, die Furcht vor den Deutschen habe sie so handeln lassen, und sie hätte sich keine Zeit mehr nehmen können, eine Eingabe um Bewilligung zum Verlassen des Kantons zu machen. Regina Kägi-Fuchsmann verstand ihre Angst und bemühte sich, die Mitglieder der Flüchtlingskommission davon zu überzeugen, grundsätzlich allen Emigranten die Möglichkeit zur Flucht in die Innerschweiz zu gewähren. Sie ging zwar davon aus, dass Emigranten auch nicht stärker bedroht seien als die führenden Genossen und Kollegen der Flüchtlingshilfe, konnte jedoch die Angst der Menschen nachvollziehen. Für die überstürzte Abreise Irma Fechenbachs übernahm sie die Verantwortung und meldete der Flüchtlingskommission, sie habe bei ihr eine Ausnahme gemacht.³⁰⁰ Man tolerierte dort Irmas Verhalten, lehnte den Vorschlag Kägi-Fuchsmanns jedoch ab. Es fehlten ganz

einfach die notwendigen zusätzlichen finanziellen Mittel, um allen Emigranten die Flucht zu ermöglichen, denn letztendlich waren hierfür Reise- und Unterbringungskosten notwendig.

Weder die Israelitische noch die Arbeiterflüchtlingshilfe waren dem Ansturm der Flüchtlinge seit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich am 12. März 1938 gewachsen. Keiner der beiden Institutionen wusste, wo er die Unterstützungsgelder hernehmen sollte. Die Israelitische Flüchtlingshilfe litt unter dem zunehmenden Strom der jüdischen Emigranten nach dem Anschluss Österreichs und dem Überfall Frankreichs, die Arbeiterflüchtlingshilfe, deren Mittel bereits mit den Hilfsaktionen im Spanischen Bürgerkrieg gewaltig geschrumpft waren, setzte darüber hinaus noch einen Teil ihrer Mittel für die Rettung der Emigranten in Frankreich ein und stand buchstäblich vor leeren Kassen. Auch die jüdische Gemeinde in St. Gallen war an ihre finanziellen Grenzen geraten. Die Nachbarschaft des Kantons zu Österreich brachte bereits am Tag nach dem Anschluss Österreichs die ersten hundert illegalen und mittellosen Flüchtlinge über die Grenze. Nur wenige Tage später waren es bereits zweihundert täglich, und trotz rasch erfolgter Grenzsperrung wuchs der Ansturm weiter.

Der Überfall Frankreichs und der Anschluss Österreichs waren politische Ereignisse, tangierten aber auch unmittelbar das Leben der Emigranten, zwang doch die steigende Flüchtlingszahl die Hilfsorganisationen dazu, die vorhandenen Mittel immer sparsamer einzusetzen.

Nach ihrer Flucht aus St. Gallen war auch Irma Fechenbach vollkommen mittellos und musste um weitere Unterstützung bitten. Die Antwort von Kägi-Fuchsmann lautete: «Es wird mir nicht möglich sein, Dir den Betrag ein zweites Mal zu geben, weil wir ihn ganz einfach nicht haben. ...Wir haben tatsächlich im Augenblick noch Geld für knapp 2 Monate.»³⁰¹

Nur mit Arbeitsbewilligungen konnte die Flüchtlingshilfe etwas entlastet werden, da diese aber nur in Ausnahmefällen zu erhalten waren, blieb oft nur der Ausweg der Einweisung ins Arbeitslager, damit der Staat die Kosten übernahm. Regina Kägi-Fuchsmann versuchte, zuerst immer alle anderen Möglichkeiten auszuschöpfen, bis sie sich zur letzteren Lösung durchrang. Auch bei Irma Fechenbach gelang ihr dies. Glücklicherweise suchte die Arbeiterkinderhilfe für das Ferienlager in Itelfingen für die Sommerkampagne eine Leiterin, und Regina Kägi-Fuchsmann erhielt eine Arbeitsbewilligung für Irma Fechenbach.

Nach der Rückkehr aus dem Lager musste Irma Fechenbach erneut alle Einnahmen zur Überprüfung melden und jeden Rappen belegen. Die finanzielle Situation der Arbeiterflüchtlingshilfe zwang zu Abstrichen bis ans unterste Existenzminimum, und die zuständigen Kommissionsmitglieder im Bewilligungsausschuss hielten sich streng an das Prinzip «der gläsernen Taschen».

Als seien es der Probleme nicht genug, traten auch noch Meinungsverschiedenheiten zwischen ihr und Regina Kägi-Fuchsmann auf. Ihre Tätigkeit im Lager Itelfingen hatte zu ähnlichen Kontroversen mit Mitarbeiterinnen geführt, wie sie vor Jahren im Heim in Neukirch aufgetaucht waren. Kägi-Fuchsmann ärgerte sich, schob die

Klärung der Kontroverse vor sich her und schrieb Irma wütende Briefe.

Zu allem Übel wollte man ihr auch noch die Unterstützung der Arbeiterhilfe streichen, weil sie eine monatliche Rente aus Deutschland erhielt. Trotz ihrer Wut setzte sich Regina Kägi-Fuchsmann für die Beibehaltung der finanziellen Hilfe ein. Der Schweizerische Verband des Personals Öffentlicher Dienste, Mitglied im Vorstand der Arbeiterflüchtlingshilfe, allerdings sah die Angelegenheit etwas kritischer: «Ich bin mit dem Antrag der Genossin *Kägi* einverstanden, obschon sicher *gewisse* Bedenken geäussert werden können; *wenn* jemand eine Rente von Fr. 140 bezieht, dann stellt sich die Frage, ob er noch unterstützt *werden* kann. Es gibt in der Schweiz viele Rentner, die mit 140 Fr. auch auskommen müssen, und zwar auch Witwen und Waisen. Ich möchte *deswegen* nur auf Zusehen hin die Unterstützung im Falle Fechenbach noch auszahlen lassen.»³⁰²

Hätte man ihr sofort die Unterstützung gesperrt, hätte sie immer noch das Entgelt ihrer Aushilfe im Pflegedienst des Kantospitals in St. Gallen erhalten, eine Tätigkeit, der sie mit Zustimmung der Flüchtlingshilfe auch ohne Arbeitserlaubnis nachgehen konnte. Doch auch die Stundenzahl dieser Tätigkeit verringerte sich, und sie musste einen Teil ihres Silbers verkaufen, wie sie Regina Kägi-Fuchsmann schrieb, um für den kommenden Winter Kohlen und Kartoffeln beschaffen zu können.

Die Kohlen scheinen überhaupt das brisante Problem gewesen zu sein. Immer und immer wieder kam Irma Fechenbach auf ihre Schulden beim Kohlenhändler zu sprechen. Zu den Verkäufen gehörte auch ein gemaltes Kinderbild von ihr, das sie für 25 Fr. verkaufte³⁰³, um die Heizkosten für den nächsten Winter zu haben.

Doch nicht nur Irma Fechenbachs Situation und die der Emigranten insgesamt verschlechterte sich, die Verhältnisse in der Schweiz allgemein spitzten sich bedrohlich zu. Bereits seit 1940 war das Land von den überseeischen Märkten abgeschnitten, und ab November 1941 wurden Textilien, Schuhe und Waschmittel rationiert. Ab Dezember 1941 durfte nur noch an drei Tagen in der Woche Fleisch gegessen werden. Dies störte allerdings Irma Fechenbach wenig, lebten sie doch von jeher vegetarisch. Die Situation brachte ihr sogar den Vorteil, ihre Fleischmarken, die einen höheren Wert hatten als Marken anderer Lebensmittel, günstig eintauschen zu können.

Immer strengere Grenzkontrollen sowie schlechtere Bedingungen für Flüchtlinge in der Schweiz selbst waren keine Kriterien, die Exil-suchende davon abhielten, die Schweizer Grenze zu überqueren, egal mit welchem Risiko. Deshalb versiegte auch der Flüchtlingsstrom nie vollständig. Um diesem Problem Herr zu werden, richtete die Schweizer Regierung nach und nach immer mehr Arbeits- und Internierungslager ein, so dass im Laufe der Kriegsjahre einige hundert dieser Lager entstanden, Lager in denen oft katastrophale Zustände herrschten.³⁰⁴ Die Insassen waren zum Teil in der sogenannten «Anbauschlacht» eingesetzt und mussten von November bis April unfruchtbare Moorflächen durch Auftragen von fruchtbarer Ackererde anpflanzungsfähig machen. Politische Flüchtlinge arbeiteten im Strassenbau und legten Sümpfe trocken, manche arbeiteten in Fabriken. Die Frauen mussten in den Lagern oder Heimen, in denen sie untergebracht waren, die Wäsche für die Männer in den Arbeitslagern flicken.³⁰⁵

Die Internierungslager wurden zwar in erster Linie für die nach Kriegsbeginn eintreffenden Flüchtlinge errichtet, doch es war durchaus unsicher, wie lange die freiwilligen Hilfsorganisationen ihre Schützlinge vor einem solchen Schicksal noch bewahren konnten.³⁰⁶ Hatte Regina Kägi-Fuchsmann für Irma Fechenbach bisher immer wieder einen Ausweg gefunden, so handhabte der Verband der Schweizer Israelitischen Flüchtlingshilfe den «Fall Irma Fechenbach» doch weitaus weniger sensibel und liess prüfen, ob sie nicht in eine der Flickstuben eingereiht werden könnte, wie es auch von anderen Frauen verlangt wurde.³⁰⁷ Diese Überlegung musste nicht unbedingt sofort eine «Einweisung ins Internierungslager» nach sich ziehen, doch es wäre zumindest der erste Schritt gewesen, und weitere hätten dann sehr leicht folgen können. Aber auch dieser Kelch ging an ihr vorüber, und sie konnte weiterhin ihrem gewohnten Alltag und ihrer «Schwarzarbeit» nachgehen.

Doch nicht genug der Sorgen, nebenher bestand immer noch die Pflicht, die Schweiz nur als Durchgangsland zu betrachten und sich tatkräftig um Weiterwanderung zu bemühen. Schon lange hatte Irma Fechenbach keine Aufforderung mehr bekommen, und es sah fast so aus, als würde sie bereits zu den Schweizer Bürgern zählen. Doch Anfang Februar 1941 schickte Bern wieder einmal den «berühmten gelben Zettel mit dem Ausreise-Termin»³⁰⁸. Sie schrieb sofort an Regina Kägi-Fuchsmann: «Ich war ganz gelähmt vor Schreck und bin natürlich verzweifelt. Würdest Du mir zu einem Rekurs raten? Sieh, ich habe doch noch so kleine Kinder. Keines kann mir helfen mitzuverdienen. Und *wie* soll ich mich durchbringen? Hier habe ich meine Rente, die Möbel und die geretteten Inventarien aus Deutschland.

Nichts, nichts könnte ich mitnehmen. Ich wäre bitterarm und habe drüben niemand der sich unserer annimmt.»³⁰⁹ «Darum kommst Du nicht herum; Du musst ernsthaft versuchen, wegzukommen, sonst können wir Dir auch nicht helfen», schrieb Regina Kägi-Fuchsmann zurück. «Die Lage der Schweiz macht dies notwendig. Schwester Anny Pflüger hat mir im Auftrag der Quäker in Philadelphia Deinetwegen telefoniert. Wir sind bereit, für Dich Reisezuschüsse, falls es einmal so weit sein sollte, vom Bund, Kanton und eventuell auch von einigen Organisationen zu erhalten, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass auch Deine Schwester in Amerika dazu beiträgt, wozu sie ja nach *Deinen* Schilderungen in der Lage ist. Sie wird Dir auch ein Affidavisum³¹⁰ verschaffen müssen. Gewiss könntest Du einen Teil Deiner Sachen mitnehmen, wenn auch nur den kleineren. Vor der Verpflichtung, auszuwandern, kann ich und kann kein Komitee Dich retten. Es müssen Leute aus der Schweiz nach Deutschland oder nach anderen Ländern zurück, die schon 12 und mehr Jahre hier lebten und verdienen. Übrigens wird es Dir in Amerika so gut wie hier gelingen, Dich durchzuschlagen; es gehen 1.000 hinüber, die schlimmer dran sind als Du und die wirklich Niemanden haben, während Du noch die Schwester und andere Verwandte hast. Dann hilft ja auch für den Anfang die Hicem und der Joint. Zudem ist Kurt in einem Alter, wo er bald ans Verdienen denken kann. Wer darf heute noch dran denken, seinen persönlichen Berufswünschen nachzugehen? Kurt ist doch jetzt 14 Jahre; *wie* viele Schweizerkinder verdienen ihr Brot in diesem Alter; Lotte ist 13, sie wird auch bald dazu im Stande sein. Dazu werden sie in U.S.A. die Erlaubnis haben, nicht aber in der Schweiz. So bist Du *es* schon Deinen Kindern schuldig, damit sie etwas *lernen* und verdienen können, dass Du die Auswan-

Müssiggänger, wie dies das Los vieler Emigrantenkinder ist, die in der Schweiz ins Verdienstalder *hineingewachsen* sind.»³¹¹

Irma bemühte sich halbherzig und versuchte, das Ganze hinauszuzögern, was ihr letzten Endes auch gelang.

Im Mai 1942 ein erneuter Schlag: Von der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte in Berlin erhielt sie den Bescheid, da sie die deutsche Staatsangehörigkeit verloren und als Jüdin ihren Aufenthalt im Ausland habe, ruhe ihre Rente.³¹² Regina Kägi-Fuchsmann half wieder und setzte sich bei allen drei Organisationen – Arbeiterflüchtlingshilfe, dem Schweizerischen Hilfswerk für Emigrantenkinder und der Israelitischen Flüchtlingshilfe – für eine Überprüfung ihrer Angelegenheit ein. Es fehlte nicht allein die Rente, auch die Heimpflege, die sie über längere Zeit ohne Arbeitserlaubnis durchführen konnte, musste sie aufgeben, weil die Bedingungen sich verschärften und sie von nun an auch hierfür einer Arbeitserlaubnis bedurfte. Sie konnte zwar ihre Patientin weiterhin betreuen, doch als diese verstarb, erhielt sie keine Erlaubnis, eine neue Pflege zu übernehmen. Regina Kägi-Fuchsmann hatte wiederum Erfolg: Anfang Juni erhöhten alle drei Organisationen die Unterstützung und glichen somit die fehlende Rente und den Verlust der Heimpflege aus.

Nur wenige Tage später jedoch kam das grosse Donnerwetter von Kägi-Fuchsmann: Irma Fechenbach hatte aus Amerika Unterstützung erhalten und sie nicht angegeben. «Diese nachträgliche Mitteilung, nachdem Dir Frau Dr. Rittmeyer Vorwürfe gemacht hat, gibt allem ein anderes Gesicht und stimmt leider mit dem Unangenehmen überein, das ich jedes Mal, wenn ich in St. Gallen bin, von Dir zu hören

bekomme. Man braucht nicht kleinlich zu sein, um an manchem Anstoss zu nehmen, was Du für Dich und Deine Kinder als selbstverständlich betrachtest, besonders wenn man bedenkt, wie mühsam die Unterstützungsgelder von Leuten gespendet werden, die sich sehr oft lange nicht so viel leisten können wie Du. ... Würde ich das Vorkommnis im Vorstand erzählen, würde man ohne Weiteres den Antrag stellen, Dich von der Unterstützungsliste zu streichen. Die Genossen sind nämlich der naiven Ansicht, dass man so viel Ehrlichkeit von jemand erwarten dürfe, dem man nun bald 9 Jahre lang geholfen hat. Es tut mir leid, dass ich Dir immer und immer wieder in einem Ton schreiben muss, der mir absolut nicht liegt und der in meiner Korrespondenz selten zu finden ist.»³¹³

Irma entschuldigte sich und versuchte, bei Kägi-Fuchsmann die Verärgerung zu zerstreuen. Doch es kam noch viel schlimmer. Einen Monat später schrieb Kägi-Fuchsmann ihr: «Werte Genossin, [nicht mehr wie früher Liebe Irma, LS.], wir haben Gen. Hürlimann mitgeteilt, dass wir Dir den Beitrag von zusätzlich 50 Frk. nicht auszahlen können, wegen der Nichtbekanntgabe der amerikanischen Unterstützung. Darauf stellt Gen. Hürlimann den Antrag, Deine Unterstützung überhaupt zu streichen, da Du, nach dem Aufwand, den vor allem Deine Kinder treiben, gewiss noch andere Unterstützungen erhältst, die Du nicht gemeldet hast. U.a. erwähnt er die neuen Velos, die sie erhalten haben, das Taschengeld von 10 Frk. pro Kind etc. Auch andere St. Gallergenossen haben schon bei mir wegen der Velos gestürmt; alle die Jahre hindurch musste ich besänftigen und erklären und beschwichtigen, wenn sich die Leute – aus allen möglichen Kreisen – über Deine Lebenshaltung bei mir beschwerten. Gewiss wurde dann auch jeweils Deine Bereitwilligkeit, jede Arbeit anzunehmen,

anerkannt, aber die Meinung ist einhellig, dass Deine Kinder sehr verwöhnt sind und alles haben, was sehr viele Kinder, deren Eltern für die Flüchtlingshilfe zahlen, niemals bekommen könnten.

Ich habe mich darum nun doch genötigt gesehen, dem Gen. Dr. Oprecht die Angelegenheit zu unterbreiten und er ist der Meinung, dass wir die Unterstützung streichen müssen, schon um die böse Stimmung, die in St. Gallen deswegen herrscht, zu entwaffnen. „...»³¹⁴

Ab sofort erhielt Irma Fechenbach nur noch Unterstützung von der Israelitischen Flüchtlingshilfe und der Hilfe für Emigrantenkinder, insgesamt 120 Franken im Monat. Sie musste den Streit mit Kägi-Fuchsmann ignorieren und sie erneut darum bitten, weiter von der Arbeiterhilfe unterstützt zu werden, denn 120 Franken waren zum Leben für vier Personen einfach nicht ausreichend. Das sah auch Regina Kägi-Fuchsmann ein und erklärte sich bereit, beim Flüchtlingsausschuss einen Wiedererwägungsantrag zu stellen. Doch jetzt wurde die Katastrophe komplett: Irma Fechenbach hatte ihren Sohn Kurt aus der Volksschule genommen und ihn «auf dem Rosenberg» angemeldet.

Fragt man heute in St. Gallen, was unter «dem Rosenberg» zu verstehen ist, kommt die prompte Antwort: «Dort oben das Internat.» Gemeint ist das «Institut auf dem Rosenberg», eine Privatschule vom Grundschulalter bis zum Abitur. Damals war es ein Nazi-Institut, wie die St. Galler sagen, und Kägi-Fuchsmann schrieb empört: «Die Sache schien mir zu unglaublich, dass ausgerechnet der Sohn von Felix Fechenbach in einem Nazi-Institut erzogen werden soll. Ich hatte ja noch im Ohr Deine pathetische Erklärung, dass Du den Namen Dei-

nes Mannes heilig hältst. Ich bin der Sache nachgegangen und habe tatsächlich feststellen müssen, dass es sich so verhält.»³¹⁵

Noch heute können nur Kinder aus wohlhabenden Familien dieses Institut besuchen, denn 50.000 Schweizer Franken Schulgeld als Grundgebühr und ca. 20.000 Franken pro Jahr an Nebenkosten können sich nur wenige Eltern leisten.³¹⁶ Auch damals waren die Kosten immens hoch. «Wenn Deine ‚Verwandten‘ Geld dazu haben, Deinen Sohn aus der guten schweizerischen Volksschule herauszunehmen, um ihn in einem Privat-Institut schulen zu lassen, wenn sie ferner Geld haben, Dir ein Telefonabonnement zu zahlen, etc. etc., dann sollen diese guten Verwandten für Euren Lebensunterhalt aufkommen. ... Angesichts dessen, was sich heute in der Welt und *gegenüber* dem Judentum abspielt, auch angesichts dessen, *welche* neuen Lasten allen Flüchtlingshilfen durch die neuen Katastrophen auferlegt werden, sollte es auch für Dich, als sogenannte Genossin klar sein, dass ein solches Vorgehen untragbar ist.»³¹⁷

Die Geduld der Genossen war überstrapaziert, und die sozialdemokratische Flüchtlingshilfe verweigerte ihr von nun an jegliche Unterstützung. Ein knappes Jahr später wandte sie sich an den Genossen Oprecht, den Vorsitzenden des Ausschusses der Abteilung Flüchtlingshilfe, um wieder in den Kreis der zu Unterstützenden aufgenommen zu werden. Ihr Brief wurde im Ausschuss verhandelt, doch entschied dieser negativ und man verweigerte ihr weiterhin jede finanzielle Zuwendung.³¹⁸

Auch die Unterstützung der Israelitischen Fürsorge von St. Gallen war ihr nicht mehr sicher. Man wollte ihr zwar das Geld weiter auszahlen, doch sie sollte ab 1943 an die Israelitische Flüchtlingshilfe nach Zürich abgegeben werden.³¹⁹ Die Flüchtlingshilfe in Zürich er-

klärte sich dazu bereit, die Unterstützung zu übernehmen, doch nur vorübergehend, und sie liess offen, für wie lange.

Lebte Felix noch, ihr wäre der Ärger mit den Genossen mit Sicherheit erspart geblieben. Nie und nimmer hätte er Kurt auf eine Schule wie das Institut auf dem Rosenberg geschickt und seiner Frau mit Sicherheit jede kleine Schwindelei gegenüber der Arbeiterflüchtlingshilfe untersagt, und es hätte bestimmt auch keinen Grund zu dem Vorwurf gegeben, die Familie würde sich undankbar gegenüber den Genossen verhalten. Aber Felix war tot, und sie hatte sich verrannt. Die Liebe zu ihren Kindern, der einzige Trost, der ihr noch geblieben war, hatte sie in mancher Beziehung stabsichtig gemacht und führte sie mit immer grösseren Schritten in die Isolation. Irma Fechenbach fehlte das so notwendige Korrektiv. In einem graphologischen Gutachten, das sie während eines Aufenthaltes in den dreissiger Jahren in Frankreich machen liess, hiess es: «Sie zwingen sich zu einer Selbständigkeit, die innerlich brüchig ist, da Sie zu den Frauencharakteren gehören, die zwar jede Pflicht unendlich ernstnehmen, die aber doch ein innerliches Anlehnungsbedürfnis niemals ganz unterdrücken können.»³²⁰ Es war niemand da, an den sie sich hätte anlehnen können, aber auch niemand, der sie beriet.

Und so kämpfte sie auf ihre Weise.

«Denk' an die Kinder und verliere den Mut nicht»³²¹

Die schwierige Bewältigung des Emigrationsalltages, geprägt von der Angst, bei «Schwarzarbeit» entdeckt zu werden, oder dem ständigen Bemühen, dem Prinzip der «gläsernen Taschen» zu entfliehen, die Angst vor einem Überfall der Deutschen, die Auseinandersetzungen mit der Arbeiter-Flüchtlingshilfe, das Auseinanderfallen der Volksfrontbewegung in St. Gallen wie auch in Paris, die zunehmende Isolierung von den St. Galler Genossen, die Tatsache, staatenlos zu sein, das Drängen der Behörden, sie möge weiterwandern, all das brachte Irma Fechenbach an den Rand ihrer Kräfte und führte zu körperlichen Beschwerden und zu krankhaften Reaktionen. Massive Herzbeschwerden stellten sich ein, die eingeleitete Behandlung brachte wenig Erfolg; die Bedingungen hätten sich ändern müssen.

Irma Fechenbach las zwar regelmässig Zeitung und war über den Flächenbrand in Europa gut informiert, doch das ganze Kriegsgeschehen um sie herum tangierte sie im Laufe der Zeit immer weniger. Die Nachrichten über die Deportationen der Juden aus Deutschland und den besetzten Gebieten in die Vernichtungslager bestätigten nur ihre Befürchtungen. Jetzt hiess es in Europa: «Macht ist Recht.» Auch ihre in Deutschland verbliebenen Verwandten waren von diesem Wahnsinn betroffen.

Bereits nach dem 9. November 1938, nach der so genannten Reichskristallnacht, erlitt sie einen Nervenzusammenbruch, nachdem sie erfahren hatte, dass auch Familienangehörige in Konzentrationslager gebracht worden waren.³²² Als eine in St. Gallen lebende Verwandte ihr Ende August 1942 die letzten Grüße von Tante Hedwig und Onkel Sigmund aus Göppingen überbrachte, bevor diese nach Theresienstadt abtransportiert wurden, war sie wie gelähmt. Zur Schwester ihres Vaters und deren Familie hatte sie immer ein besonders herzliches Verhältnis. In einem 1923 aus Berlin geschriebenen Brief an die Eltern bemerkte sie: «Bei Tante Hedwig war es, wie immer arg gemütlich ... überhaupt von der ganzen Familie bin ich entzückt. Das sind wirklich alles prächtige Menschen. Ich hätte mich wochenlang wohl dort gefühlt.»³²³ Letztendlich waren diese Verwandten die einzigen, die Felix sofort akzeptierten und nicht ihre grossbürgerlichen Vorurteile pflegten.

Mit Schaudern hatte sie die Meldungen über die Deportationen der deutschen Juden in der St. Galler «Volksstimme» gelesen. Nun war dieser Wahnsinn auch in ihre Familie eingebrochen. Tante Hedwig hatte noch in letzter Minute versucht, über eine Verwandte in St. Gallen Hilfe von der Schweizerischen Flüchtlingshilfe zu erhalten, doch wie, wenn nur wenige Tage nach Ankunft des Briefes bereits der Abtransport nach Theresienstadt erfolgen sollte?³²⁴

Für Hilfe wäre es sowieso zu spät gewesen. Onkel und Tante hatten zu lange gezögert. Wie so viele, wollten auch sie das Unfassbare nicht glauben. Jetzt, im Jahr 1942, war alles zu spät. Eine Flucht in die Schweiz wäre so gut wie unmöglich gewesen, denn im gleichen

Monat, als Hedwig und Sigmund Frankfurter nach Theresienstadt deportiert wurden, verpflichtete der Bundesrat die Grenzbehörden, «die Abweisung von Flüchtlingen zu erhöhen»³²⁵, und am 13. August, nur wenige Wochen später, erteilte Bern die Anordnung: «...Flüchtlinge aus Rassegründen an der Grenze oder nach erfolgtem Übertritt anzuhalten und sofort zurückzuweisen.»³²⁶ Am 30. August sprach man im Bundesrat vom «stark besetzten kleinen Rettungsboot».³²⁷

Von der Schweizer Bevölkerung wurde die Asylpolitik der Regierung unterschiedlich bewertet. Es bildeten sich buchstäblich zwei Lager heraus. Fürchtete der eine Teil Überfremdung, sah der andere sich in der Pflicht, Asylland zu bleiben. Selbst in der Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) wurden beide Auffassungen vertreten.³²⁸

Als im September 1943 die Deutschen auch noch Oberitalien besetzten und die Schweiz nun vollends eingeschlossen war, musste Irma Fechenbach äusserste Disziplin aufbringen, um sich bei den Kindern nicht anmerken zu lassen, wie sehr sie dieses Geschehen belastete. Der Alltag sollte so normal wie nur irgend möglich weitergehen. Die Kinder durften von ihrer Verunsicherung nichts mitbekommen. War jetzt auch die Schweiz an der Reihe und alle noch so restriktiv gehandhabte Asylpolitik war ohne Erfolg geblieben, was die Anpassung an Deutschland betraf? Wenn sie daran dachte, wie einfach es bei einem Überfall sein würde, die in der Schweiz lebende jüdische Bevölkerung innerhalb kürzester Zeit zu deportieren, musste sie alle Beherrschung aufbringen, um nicht in Panik auszubrechen.

Ihre Angst war durchaus begründet. Bereits am 3. Mai 1940 hatte das EJPD eine Bestandsaufnahme aller in der Schweiz anwesenden Flüchtlinge verfügt.³²⁹ Bei einem Überfall wären diese Listen schnell den Deutschen in die Hände gefallen. Und dann? Im Frühjahr 1942 hing schon einmal, auch ohne Überfall, das Schicksal der Schweizer Emigranten am seidenen Faden, als der deutsche Gesandte von Bibra höchsten Druck auf das EJPD ausübte, um die Herausgabe der Personalien aller deutschen Flüchtlinge in der Schweiz zu erzwingen. Zum Glück behauptete das EJPD seine Position und verweigerte mit Erfolg die Herausgabe. Der Kraftakt blieb ohne Folgen.³³⁰

Im Juni darauf erwähnte Irma Fechenbach zum ersten Mal ihre Absicht auszuwandern. «Wir bereiten uns alle vier auf U.S.A, vor, indem ich meine Kinder zu allen Arbeiten *anleite* und nebenher mit ihnen englisch lerne»³³¹, steht in einem Brief an Regina Kägi-Fuchsmann. Ob dahinter Taktik stand, um die Behörden glauben zu machen, sie bemühe sich ernsthaft um Weiterwanderung, oder ob für sie die Situation in Europa zu bedrohlich wurde und Irma deshalb lieber die Mühe der Auswanderung auf sich genommen hätte, lässt sich schwer einschätzen. Im gleichen Monat taucht nochmals ein Hinweis zu diesem Thema auf, als sie nämlich wieder einmal Rechenschaft über ihre Finanzen ablegen musste: «Die amerikanische Unterstützung wurde mir von dortigen Freunden zur Auswanderung gegeben. Ich hätte *es* selbstverständlich gemeldet, wenn ich nicht von den Spendern die Erlaubnis gehabt hätte, es zum Zahnersatz, zur Anschaffung von Koffern, Passfotos usw. zu verwenden.»³³²

Erst mehr als ein Jahr später, im Oktober 1943, als sie alles daran setzte, wieder von der Schweizerischen Flüchtlingshilfe unterstützt zu werden, tauchte zum ersten Mal wieder das Wort «Amerika» auf, als sie erwähnt, sie habe Geld aus den USA erhalten. Es handelte sich jedoch um ausserordentliche Zuwendungen des Joint³³³ während der Zeit, als sie von der sozialdemokratischen Flüchtlingshilfe nicht unterstützt worden war.

Die Zuwendungen waren einmalig, denn im Sommer 1943 hatte sie dank der Möglichkeit, die gemeinsame Ferienkolonie des Bundes Schweizerischer Jüdischer Frauenorganisationen (BSJF) und des Schweizerischen Hilfswerks für Emigrantenkinder (SHEK) in Klosters-Dorf leiten zu können, die grösste finanzielle Not abwenden können. Voll positiver Erwartungen trat sie damals in Begleitung ihrer Töchter Hanni und Lotti ihre Arbeit an. Zwei Tage später entzog ihr die Eidgenössische Fremdenpolizei im Einvernehmen mit der Bundesanwaltschaft «aus prinzipiellen Gründen» die Arbeitsbewilligung.³³⁴ Eine völlig willkürliche Entscheidung, hatte sie doch ein Jahr zuvor für die gleiche Arbeit eine Bewilligung erhalten.³³⁵ Die beiden Organisationen lösten zum Glück das Problem und übertrugen die Leitung offiziell einer anderen Person. Man war mit Irma Fechenbachs Arbeit zufrieden, doch leider gab es auch hier zwischen ihr und den Helferinnen Schwierigkeiten.³³⁶

Im Gegensatz zum Arbeiter-Hilfswerk vermittelte ihr die jüdische Gemeinde St. Gallen abermals eine Aushilfsstelle, und sie konnte für zwei Wochen die Vertretung der Leitung des israelitischen Kinderheims «Wartheim» in Heiden im Appenzellerland übernehmen. Die-

ses Heim kannte die Familie gut, waren die Kinder doch schon mehrmals dort gewesen. Lotti Fechenbach: «Für mich war das die Zeit, wo ich so richtig das Judentum mitbekommen habe.»³³⁷

Im Gegensatz zu den Kolonien der St. Galler Arbeiterbewegung, die aufs Spartanischste ausgestattet waren, lag «das Wartheim» nicht nur in einer wunderschönen Landschaft mit Blick auf den Bodensee und die umliegenden Berge, es war auch praktisch und gediegen ausgestattet.³³⁸ Neben den Kindern von bedürftigen Schweizer Juden nahm man im Heim ab 1942 hauptsächlich Kinder von Flüchtlingen bzw. Flüchtlingskinder auf, die von ihren Eltern getrennt wurden³³⁹, so dass das Heim vorübergehend den Charakter einer «Auffangstation» bekam.³⁴⁰

Nach dem grossen Streit mit dem Arbeiter-Hilfswerk und den Genossen meldete Irma Fechenbach ihren Sohn Kurt in der Internatsschule ab, und sie konnte für ihn nach intensiven Bemühungen einen Studienfreiplatz am Technikum in Winterthur erhalten.

Nicht ohne Stolz schrieb Irma an Kägi-Fuchsmann: «Was das für einen Ausländer bedeutet, weisst Du selbst. Auch für uns Sozialisten sollte es selbstverständlich sein, begabte Kinder ihren Fähigkeiten entsprechend auszubilden.» Man merkt ihrem Brief an, sie ist wütend, will aber unbedingt erreichen, wieder unterstützt zu werden: «Ich habe mich tapfer in zehn schweren Emigrationsjahren gewehrt. Es ist wirklich eine Tragik, dass die Genossen mit denen ich mich gesinnungsgemäss am meisten verbunden Juhle, mir am verständnislosesten gegenüberstehen. Ich will die alten Sachen nicht wiederholen. Es scheint mir kein Verbrechen, wenn auch ein Emigrant seine Kinder anständig kleidet oder eine Einladung nach dem Tessin an-

nimmt. Sie haben schliesslich die Erholung ebenso notwendig wie Du sie notwendig hattest, besonders mein Hanni, das noch immer mit seiner Lunge zu tun hat. Aber Schluss damit. Was ich heute will, ist die Möglichkeit, einer mündlichen Aussprache mit dem Vorstand des Arbeiterhilfswerks. Man hat mich doch sozusagen angeklagt. Ich bitte um Gelegenheit, mich zu verteidigen. Das Recht, das nicht einmal die bürgerlichen Gerichte verweigern, wird mir hoffentlich auch von den Genossen nicht versagt werden.»³⁴¹

Ende des Jahres 1943 hatte sie auch wieder erreicht, zu den Unterstützungswürdigen zu gehören. Dies ermutigte sie sofort, offensiv für eine Studienzulage für ihren Sohn einzutreten. Keine der Hilfsorganisationen liess sie jemals endgültig fallen, doch während Kägi-Fuchsmann polternd geradeheraus ihre Anschauungen äusserte, waren die anderen zwar in ihrer Diktion zurückhaltender, aber man kommt nicht umhin festzustellen: Irma Fechenbach hatte ihren Vertrauensbonus überall aufgebraucht. Man war ihr gegenüber misstrauisch, verständigte sich untereinander und prüfte sehr genau, ob nicht Doppelbeantragungen oder Gelder aus dem Ausland existierten.³⁴²

Als im August 1944 französische Kinder zwischen fünf und dreizehn Jahren für drei Monate bei Schweizer Familien zur Erholung untergebracht wurden, dachte Kägi-Fuchsmann auch an Irma Fechenbach und gab ihr die Möglichkeit, ihr Haushaltsbudget aufzubessern.³⁴³

Erneut jedoch belastete ein Streit ihr Verhältnis. Dieses Mal ging es nicht um «gläserne Taschen», dieses Mal war der Anlass ein politischer.

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juli 1944 hatten die politischen Emigranten in der Schweiz – die meisten wa-

ren im Lager Gordola bei Locarno konzentriert – mit intensiver Schulungsarbeit und der Diskussion über das neue Deutschland begonnen.³⁴⁴ Auch Irma Fechenbach wollte mitarbeiten, gehörte doch ein Teil der Gordolaner zur ehemaligen kleinen St. Galler Volksfront.

An die Volksfront-Idee anknüpfend, verfolgte dieser Kreis das Ziel, einen «Dritten Weg» zu finden. Nicht internierte Emigranten, etwa Schauspieler des Schauspielhauses Zürich, halfen beim Aufbau der Bewegung aktiv mit. Diese war zwar zuerst offiziell verboten, wurde aber in zunehmendem Masse von den Behörden toleriert und konnte gegen Kriegsende unbehelligt Zusammenkünfte und öffentliche Konferenzen durchführen.³⁴⁵ Offiziell hatte sich Irma Fechenbach zwar zur Auswanderung nach Amerika gemeldet, doch mit der neuen politischen Perspektive konnte sie sich eine Rückkehr in die Heimat vorstellen. Kurt, der mittlerweile ein Studium als Tiefbautechniker absolvierte, konnte, so ihre Auffassung, «sich beim Aufbau all der Zerstörungen nützlich machen.»³⁴⁶

Um Kontakt zu der Gruppe zu bekommen, bat sie den Genossen Zerfass³⁴⁷ bei der Arbeiterflüchtlingshilfe in Zürich, ihr bei der Vermittlung behilflich zu sein.³⁴⁸ Zerfass antwortete auf ihren Brief nicht, dafür Regina Kägi-Fuchsmann. Die Antwort war eine glatte Abfuhr. Zuerst begründete sie, warum man Irma Fechenbachs Qualifikation nicht benötige, um dann zum eigentlichen Schlag auszuholen: «Leider muss ich sagen, dass wir nach den Erfahrungen, die wir zusammen machten, uns nicht entschliessen können, Dich zur Mitarbeit aufzufordern.»³⁴⁹

Irma Fechenbach gab sich jedoch vorerst nicht geschlagen, provo-

zierte damit aber nur einen erneuten wütenden Brief, der sie völlig ins Abseits stellte.³⁵⁰

Auswirkungen auf ihre finanziellen Zuwendungen hatte der Streit zum Glück nicht. Als sie um eine Beihilfe für Kurts Bücher und um die Möglichkeit bat, in einem Sommerlager mitzuhelfen, sagte Kägi-Fuchsmann ihr trotz Geldmangels der Flüchtlingshilfe die Unterstützung für Kurt zu. Ihre zweite Bitte allerdings lehnte sie ab und erwähnte erneut die alten Geschichten: «Was nun die Mithilfe in den Sommerlagern anbelangt, glaube ich, ist es besser, wir bleiben bei der jetzigen Regelung. Deine und meine Auffassungen in diesen Dingen gehen zu sehr auseinander; und ich möchte nicht wieder Krach.»³⁵¹

Regina Kägi-Fuchsmann zog sich von der Betreuung Irma Fechenbachs zurück, und sie übergab Irma Fechenbach zur weiteren Betreuung an Ruth Fabian.

Die ständigen Auseinandersetzungen, die aussenpolitische Lage, der Druck, der auf den Emigranten lag, die schwierige Bewältigung der Alltagsprobleme, Irma hielt den Belastungen immer weniger stand. Zu den wiederkehrenden Herzbeschwerden kam erneut ein Nervenzusammenbruch, von dem sie sich nur langsam erholte. In einem Brief an Ruth Fabian erwähnte sie nach Wochen, es gehe ihr immer noch schlecht, es sei ihr noch nicht einmal möglich, einen kleinen Artikel zu schreiben, um etwas nebenher zu verdienen, eine Gesundung wolle sich nicht einstellen.³⁵²

Bis zu Felix' Tod kann man aus ihren Äusserungen, sei es in Briefen, Notizen oder kleinen Niederschriften zu ihrer Situation, Optimismus herauslesen. Das Jahr danach war von Trauer und ihrem

Rückzug in sich selbst geprägt, während die dann darauffolgenden Jahre, zumindest bis zum Kriegsausbruch, zwar mit dem Alltagskampf des Emigrantendaseins belastet waren, insgesamt aber als ruhig und gleichmässig verlaufende Jahre bezeichnet werden können. Ab 1942 scheint es, als nähme ihre Kraft zunehmend ab. Sie klagte über physische und psychische Probleme, ihr Briefstil wirkt teilweise unterwürfig, aber auch vorwurfsvoll, klagend und gleichzeitig anklagend.

Auch ihre Jüngste, Hanni, machte ihr in den Kriegsjahren Sorgen. In mehreren Briefen gab sie an, ihre Jüngste habe es «*auf der Lunge*». ³⁵³ Aber sie verfolgte weiter ihr Ziel, die Voraussetzungen für eine qualifizierte Ausbildung ihres Sohnes zu schaffen. Dazu gehörte auch nach Abschluss des Technikerstudiums in Winterthur das Externenabitur am Institut Minerva ³⁵⁴ in Zürich, um ein Bauingenieur-Studium an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich anstreben zu können. Kurt arbeitete verbissen und errang in Winterthur wie auch in Zürich, entsprechend seinen Leistungen, jedes Mal einen Studienfreiplatz. Die finanziellen Mittel für Bücher, Studiengebühren etc. musste Irma jedoch mühsam beim Arbeiter-Hilfswerk erbetteln.

In welcher Weise Irma Fechenbach das Kriegsende wahrnahm, darüber existieren keine Aufzeichnungen. War ihr bewusst, was sich in St. Gallen ereignete? 1.200 jüdische Flüchtlinge aus Theresienstadt trafen im Februar 1945 auf dem Bahnhof ein, nur wenige Wochen später, am 24. April, kamen in Lastwagen des Internationalen Roten Kreuzes über tausend Flüchtlinge aus dem KZ Mauthausen in die Stadt. ³⁵⁵ Diese Menschen mussten versorgt werden. Die jüdische Gemeinde von St. Gallen konnte auch mit Hilfe des Joint und anderen

jüdischen Unterstützungsorganisationen die Aufgabe nicht bewältigen, und alle anderen Hilfsorganisationen mussten mit einspringen. Als Irma Fechenbach dann am 25. Februar 1945 die Schweizerische Flüchtlingshilfe um zusätzliche finanzielle Hilfe bat, weil sie Kohlen, Holz, Kartoffeln und ein Kleid für ihre Älteste benötige, antwortete man ihr: «Sie müssen wirklich versuchen, mit dem Ihnen zur Verfügung stehenden *Betrag* auszukommen.»³⁵⁶ Im gleichen Brief heisst es aber auch: «Wir übernehmen Kurt vollkommen ab 1. April und wenn wir keinen Freiplatz finden, so werden wir ihn ab 1. Mai in der Schule selbst einlogieren.»

Fast zeitgleich mit dem Ende des Krieges begann Kurt sich im Institut Minerva auf das Externenabitur vorzubereiten.

Irma Fechenbach erhielt im Juni 1945 von der Eidgenössischen Fremdenpolizei in Bern nochmals eine Verlängerung ihres Toleranzaufenthaltes bis zum 31. Dezember 1945. Emigranten wie Flüchtlingen wurde in der Schweiz nach 1945 kein Dauer asyl zugestanden³⁵⁷, und auch Irma Fechenbach musste nun endgültig Vorkehrungen treffen, die Schweiz zu verlassen.

Im Laufe der Herbstmonate 1945 setzten die ersten Aktionen zur Rückwanderung ein, und Irma Fechenbach erhielt von der Deutschen Interessenvertretung (DIV) das Angebot, sich für die Rückwanderung nach Deutschland zu melden. Wäre sie dazu noch bereit gewesen, wie 1944 anvisiert, hätte die DIV ihre Unterstützung ab sofort übernommen. Doch ihre Pläne hatten sich mittlerweile geändert, und sie teilte der DIV mit, sie habe nicht die Absicht, nach Deutschland zurückzukehren, sondern sei dabei, ihre Einwanderung nach USA vorzubereiten.³⁵⁸

Die Zelte in der Schweiz abzurechen und alle Voraussetzungen für die Einwanderung in die USA zu schaffen, brauchte vor allem Zeit. Die Frist, die ihr durch die Toleranzbewilligung gesetzt war, konnte deshalb von ihr nicht eingehalten werden. Weil sie aber nachweisbar ihre Weiterwanderung betrieb, hatte sie weder Probleme mit der Verlängerung ihres Aufenthaltes noch mit der finanziellen Unterstützung.

Im März 1946 schrieb sie erleichtert an Regina Kägi-Fuchsmann – die beiden Frauen hatten mittlerweile ihren Streit beigelegt: «Liebe Regina, meine *Auswanderung ist endlich* erreicht. Am 4. Mai Jahre ich mit einem Victory boat von Antwerpen nach New York. Ich nehme meine beiden Mädels mit, während der Bub hier seine Matur im Herbst ablegt.»³⁵⁹ Regina Kägi-Fuchsmann schrieb Irma zurück: «Liebe Irma, es freut mich, dass Deine jahrelangen Anstrengungen zur Ausreise von Erfolg gekrönt sind. Hoffentlich tut sich Dir in USA nun endlich eine befriedigende Existenz auf. Was nun *die* Unterstützung anbelangt, so wollen wir Dir gerne im Masse des Möglichen helfen, möchten aber natürlich wissen, was Du von anderer Seite bekommst, vor allem wer die Passage zahlt, was Du evtl. für Dich und *die* Mädels als Reisezuschuss erhältst.»³⁶⁰

Die Wohnung in der Teufenerstrasse war aufgelöst, ein Teil der Sachen verkauft, ein anderer bei den Verwandten in St. Gallen untergestellt. Am 22. Mai 1946 musste Irma jedoch an das Schweizer Arbeiter-Hilfswerk schreiben: «*Liebe Genossen, meine Auswanderung* klappt leider gar nicht. Ich bin unbeschreiblich unglücklich, *denn* Sie können sich denken, dass man ohne Wohnung und zu dritt nicht auskommen kann. So ist bald der letzte Rappen verbraucht, den ich als Nothilfe für U.S.A. zurücklegte. Ich will nun versuchen, die Arbeits-

erlaubnis zu bekommen, denn ich weiss nicht, *wann* ich Jahren kann. Zuerst sollte das Schiff am 6. Mai in Antwerpen ablegen, nachher wurde mir die Passage ab Genua versprochen. Heute sagte man mir, Genua sei gesperrt. „...»³⁶¹

Alle Unterstützerorganisationen halfen noch ein letztes Mal. Irma Fechenbach erhielt eine Stelle im Mütter- und Säuglingsheim «Inselhof» in Zürich, und die Töchter Lotti und Hanni wurden im Institut Fischer, einem Kinderheim in Montreux, untergebracht. Bei der Lösung der Probleme half wie schon 1933 Anny Pflüger. Sie besorgte Irma nicht nur wieder eine Stelle, sie setzte sich auch für einen Zuschuss, aus dem Emigrationsfond der Quäker ein, der helfen sollte, die ausserordentlich anfallenden Ausgaben zu bestreiten.³⁶²

Alles war geregelt. Irma sass mit ihren Töchtern buchstäblich auf gepackten Koffern, doch keine Bemühung um einen Schiffsplatz hatte Erfolg. Kurz entschlossen fuhr sie Anfang Juni mit Hanni und Lotti zu ihrer Tante nach Paris. Von hier aus wollte sie ihr Glück versuchen. Das Durchreisevisum jedoch lief ab, ohne, dass sie für sich und ihre beiden Töchter einen Schiffsplatz gefunden hatte. Hanni F. Sherman erinnerte sich: «Wir konnten nicht länger in Paris bleiben, wir konnten nicht in die Schweiz zurückkehren, Mutter war verzweifelt. Eines Tages ging ich mit ihr zur Schiffsgesellschaft und sah, wie sie weinend den Beamten anflehte, ihr doch Schiffskarten zu verschaffen. Endlich erhielt sie drei Karten auf einem Frachtschiff.»³⁶³ Mit einem Schiff, das ehemals Kriegsmaterial nach Europa transportierte, ging es in die neue Welt. Lotti wie Hanni gefiel die Überfahrt. Sie amüsierten sich mit der jungen Besatzung, die versuchte, ihnen

bei der Verbesserung ihrer englischen Sprachkenntnisse zu helfen. Besonders genossen es beide, im Offiziers-Speisesaal ihre Mahlzeiten einzunehmen, wo sie zum ersten Mal amerikanisches Essen kennenlernten. Hanni F. Sherman: «Das kam uns äusserst merkwürdig vor.»

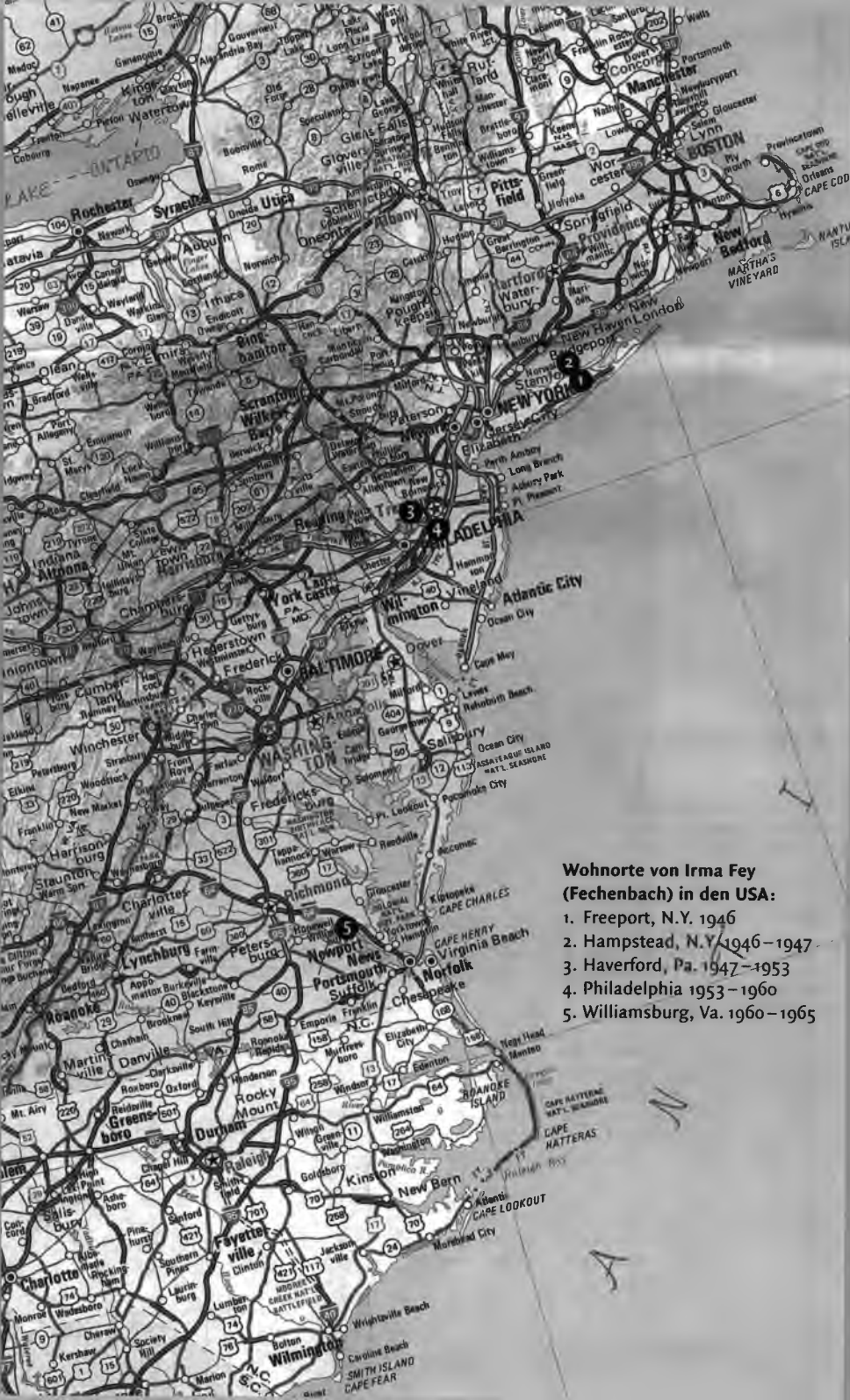
Nach nicht ganz zwei Wochen, am 18. Juni 1946, lief ihr Schiff im Hafen von New York ein. Sie waren in Amerika!

«Wollen wir uns auch äusserlich amerikanisieren, dann müssen wir uns damit ebensolche Mühe geben wie mit dem übrigen ‚adapt to the country‘. Unsere Röcke sind zu *lang*. Die Hüte, *die* wir mitgebracht haben, sehen ganz *anders aus* als die landesüblichen, und die Silberfuchscapes, *auf die* wir so stolz waren, trägt hier kein Mensch.» «Aufbau», New York, 31.Mai 1940, S.8

Teil III I USA I 1946-1965



Mit diesem «Liberty Ship», einem Frachtschiff, das im Krieg Material nach Europa transportiert hatte, fuhren Irma, Lotti und Hanni Fechenbach einem neuen Anfang entgegen.



**Wohnorte von Irma Fey
(Fechenbach) in den USA:**

1. Freeport, N.Y. 1946
2. Haverford, N.Y. 1946–1947
3. Haverford, Pa. 1947–1953
4. Philadelphia 1953–1960
5. Williamsburg, Va. 1960–1965



Hugo Neuhaus und seine Frau Marie,
Freeport, (N.Y., USA), 1947.



Irma Fechenbach, 1946.



Hanni Fechenbach, 1946.



Lotti Fechenbach, 1946.



Kurt Fechenbach, 1946.



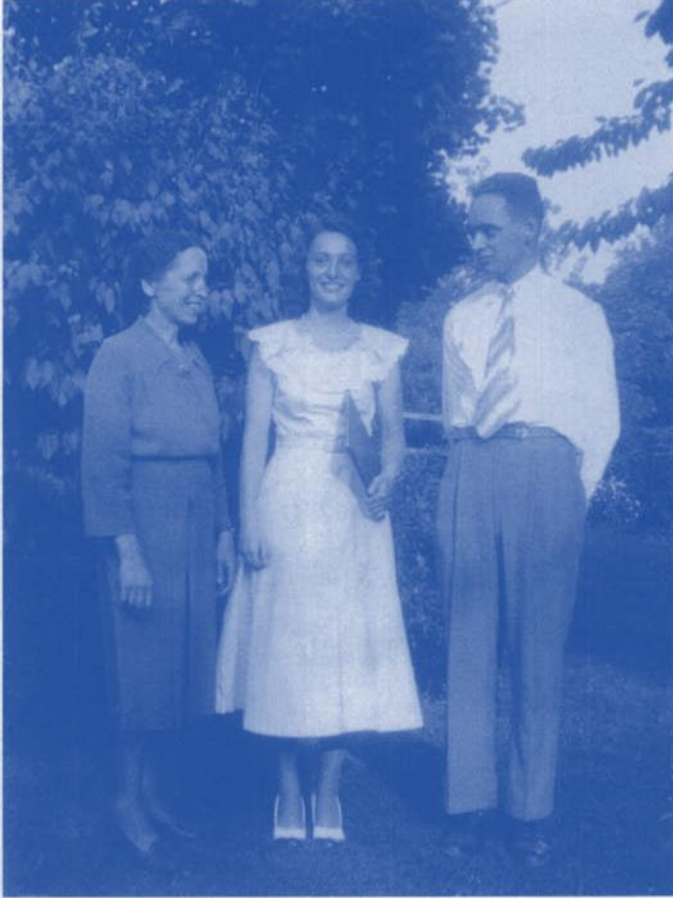
Lotti Fechenbach und Max Wiederkehr,
Schweiz, 1947.



In Haverford wohnte Irma Fey (Fechenbach) teilweise in Dienstbotenzimmern von Herrenhäusern. Die Miete bezahlte Sie mit Dienstleistungen, die sie nach ihrer regulären Arbeit dort verrichtete.



Tochter Lotti zu Besuch in Houerford.



Zur Erinnerung an den Universitätsabschluss
von Hanni Fey (Fechenbach) 1949: Irma,
Hanni und Curt Fey



Im Garten des Herrenhauses
in Hauerford.



Nach dem Erwerb eines
Führerscheins kaufte Irma
Fey sich ein Auto.



1XÄ1 > « •£



Gemeindezentrum von Hauerford.



Irma Fey (Fechenbach) mit Kindern des Gemeindezentrums von Haverford bei Philadelphia (USA), ca. 1951.



Hochzeit von Honni Fey und Richard B. Sherman, 1952.
Dritte von links Irma Fey, daneben Tochter Hanni,
zweiter von rechts R.B. Sherman.



Hochzeit von Dr. Curt Fey und Marion Harris, 1962.
In der Mitte Irma Fey, linker Bildrand das Brautpaar.



Irma Fey mit ihrem Enkel Balz
Wiederkehr bei einem Besuch
in der Schweiz, 1956.

Rechts: Irma Fey mit ihrem
Enkel Carl Fey in den USA,
1971.





Irma Fey mit ihren Enkeln
Linda und Alan Sherman,
1957.





Irma Fey mit Kindern ihres «Deutsch-Club», 1963.



*Gebäude der Universitätsklinik von Williamsburg, Va.
(USA), 1960.*



Irma Fey im Kreis ihrer Kolleginnen der Klinik in Williamsburg, 1963.



BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Einbürgerungsurkunde

Die Irma F e y geborene Epstein, wohnhaft in Philadelphia
(Platten, Sand und Wasser) 40, 3327 N 16th Street
geboren am 16. Oktober 1895 in Augaburg

hat mit dem Zeitpunkt der Aushändigung dieser Urkunde die deutsche Staatsangehörigkeit
erworben. Die Einbürgerung erstreckt sich nicht auf Familienangehörige.

Detmold, den 3. November 1953

DER REGIERUNGSPRÄSIDENT

In Auftrage:



Gebühr: - - - 24

Gebührenkontrolle Nr. ---

Tpb.-Nr. 3ta 1 - 53.2



Ausgehändigt am 18. Februar 1954
DER DEUTSCHE GENERALKONSUL
NEW YORK
I.A.

THE UNITED STATES OF AMERICA

ORIGINAL
TO BE GIVEN TO
THE PERSON NATURALIZED

No. 7489590

REPUBLIC OF GERMANY

Relation No. TR-13

Personal description of holder as of date of naturalization October 16, 1895 sex female
 complexion fair color of eyes brown color of hair brown height 5 feet 3 inches
 weight 122 pounds visible distinctive marks none
 Marital status single former nationality German

I certify that the description above given is true and that the photograph affixed hereto is a likeness of me

Irma Fey
(Complete and true signature of holder)

UNITED STATES OF AMERICA
EASTERN DIST. OF PENNSYLVANIA

Be it known, that at a term of the District Court of the United States for the District of Philadelphia

held pursuant to law at PHILADELPHIA on SEVENTY-THIRD day of SEPTEMBER, 1955

IRMA FEY the Court having found that she including as 122 POUNDS THREE INCHES height, FAIR complexion, BROWN color of eyes, BROWN color of hair, 5 FEET 3 INCHES height, 122 POUNDS weight, NONE visible distinctive marks, SINGLE marital status, GERMAN former nationality, IRMA FEY name, SEVENTY-THIRD day of SEPTEMBER in this year of our Lord nineteen hundred and SEVENTY-NINTH and of our Republic the one hundred and SEVENTY-NINTH

In testimony whereof the Court has hereunto set its hand and seal of office this SEVENTH day of SEPTEMBER, 1955

Irma Fey
Head

By JAMES A. LEWIS
U.S. District Court
District of Philadelphia

By W. H. ...
Deputy Clerk

REPUBLIC OF GERMANY

By ...
Deputy Clerk

Oben: Einbürgerungsurkunde USA.
[StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28]

Links: Einbürgerungsurkunde Bundesrepublik Deutschland.
[StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28]

Amerika – Hoffnung auf einen neuen Anfang

«Am 18.Juni 1946 landeten wir in New York. Es war ein sehr schwüler Tag, die Temperatur ungefähr 36° C im Schatten. Der Pier war aus Teer, der natürlich bei dieser Hitze geschmolzen war. Nach üblicher europäischer Sitte trugen wir alle drei Reisekostüme – viel zu heiss für dieses Klima. Da unser Schiff kein Passagierschiff war, war der Landungssteg etwas primitiv. Ich stolperte und fiel in den geschmolzenen Teer. Mein Gesicht, meine Hände, mein Kostüm waren schwarz und klebrig. Es war um die Mittagszeit. Die Zollbeamten grüssten uns herzlich und sagten, dass sie in einer Stunde zurückkommen würden, um uns abzufertigen. Wir hatten keine Wahl und mussten warten.»³⁶⁴ Nach beinahe fünf Jahrzehnten sind Hanni F. Sherman die ersten Eindrücke bei ihrer Ankunft in Amerika immer noch präsent.

Fast gemütlich, auf jeden Fall stressfrei, klingt der Bericht von der Fahrt auf dem Frachtschiff und der Ankunft in New York, vergleicht man ihn mit manchen autobiographischen Erzählungen aus der Zeit des Hitler-Exils. Die Zeit des Drängelns, Schubsens und stundenlangen Wartens in der Schlange nach der Ankunft bei den Einreisebehörden war vorbei, die 70.000 Einwanderer aus Nazi-Deutschland, die sich zwischen 1933 und 1945 in New York ansiedelten, hatten mittlerweile die ersten Existenznöte hinter sich gelassen. Für viele war die

erste Station ihrer Bleibe Washington Heights – ein etwas heruntergekommenes Viertel in Manhattan –, ein zu Hause für immer geworden.³⁶⁵ Andere wiederum hatten das Glück, in den typisch bürgerlichen und kleinbürgerlichen Stadtteil Queens wechseln zu können. Ein kleiner Teil der Emigranten konnte sogar in die Villenvororte im Norden von New York, New Jersey und Long Island ziehen.

Nach Amerika waren nach offiziellen Zählungen zwischen 1933 und 1945, trotz der in dieser Zeit praktizierten restriktiven Einwanderungspolitik, ca. 135.000 deutsche Juden emigriert. Damit wurde Amerika zum Land mit dem zahlenmässig grössten Emigrantenanteil.³⁶⁶

Auch Verwandte, Freunde und Bekannte von Irma Fechenbach waren unter den Einwanderern. Einige von ihnen lebten in und um New York und wie 1933, nach ihrer Flucht in die Schweiz, würde sie auch in Amerika Freunde und Bekannte um Hilfe bitten können, dessen war sie sich sicher. Als es vor ihrer Ausreise darum ging, ein Affidavit zu erhalten, sprach sie ihre Schwester nicht darauf an. Sie war finanziell nicht dazu in der Lage, die geforderten 5.000 Dollar für sie und die Kinder nachzuweisen. Albert Einstein, ein entfernter Verwandter aus der Familie ihrer Mutter, der wie Felix Mitglied der Liga der Menschenrechte war und auch zu denen gehörte, die sich in den zwanziger Jahren um seine Freilassung aus dem Zuchthaus bemühten, ihn würde sie um ein Affidavit bitten. Wenn nicht er, wer sollte dann die Möglichkeit haben zu helfen. Einstein kam ihrer Bitte auch sofort nach. Es ist nicht nachzuvollziehen, ob auch er 5.000 Dollar nachweisen musste, oder ob sein Name allein Garantie genug

war: Albert Einstein hatte bei seiner Einwanderung 1934 sofort eine Professur in Princeton erhalten und wurde bereits kurze Zeit später von Präsident Roosevelt im Weissen Haus empfangen. «Die Auszeichnung des in seinem eigenen Lande, Deutschland, verfeimten grossen Gelehrten durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten hat überall, besonders auch in den diplomatischen Kreisen, einen tiefen Eindruck gemacht»,³⁶⁷ vermerkte damals das Israelitische Wochenblatt der Schweiz nicht ohne Genugtuung. So berühmt waren ihre anderen Verwandten und Freunde nicht, doch helfen würden auch sie.

Wer in die USA einwanderte und nicht genügend eigene Mittel hatte, der war auf die Unterstützung von Privatpersonen angewiesen. Es gab zwar auch verschiedene Hilfsorganisationen³⁶⁸, doch an diese konnten sich die Emigranten bzw. Immigranten nur bei Problemen der Einwanderung und bei ersten Schwierigkeiten beim Start wenden. Eine finanzielle Unterstützung wie sie in der Schweiz durch das Arbeiter-Hilfswerk oder die Israelitische Flüchtlingshilfe üblich war, gab es in den USA nicht. Berichte von oder über Emigranten, die ohne jede persönliche Hilfe versuchen mussten, Fuss zu fassen, lassen nur ahnen, wie schwer ein solcher Anfang war.

Irma Fechenbach musste sich darüber keine Sorgen machen. Hugo Neuhaus, ebenfalls ein weitläufiger Verwandter, hatte bereits 1936 mit seiner Frau Marie und den Kindern Barbara und Gottfried seine Heimatstadt Ulm verlassen. Er war mittlerweile ein angesehener Kinderarzt in Freeport, einem kleinen Städtchen vor den Toren New Yorks auf Long Island. Grosszügig bot er Irma an, mit Lotti und Hanni bei ihnen zu wohnen, bis sie eine andere Bleibe gefunden hat-

ten. Eine angenehme Gegend würde Irma Fechenbach und ihre beiden Töchter erwarten, wenn man bedenkt, dass der Weg der meisten Einwanderer zunächst in den Stadtteil Washington Heights führte.

Hanni F. Sherman schrieb viele Jahre später in ihren Erinnerungen: «Wir wurden von Hugo Neuhaus, seiner Frau Marie und Tochter Barbara herzlich willkommen geheissen und in ihren gemütlichen Familienkreis aufgenommen. Ich war 15 Jahre alt und total verblügt und verängstigt über unser neues Leben in Amerika. Hugo und Marie waren äusserst herzlich, aber sie waren vollkommen fremd für mich, und ihr Lebensstil war total verschieden von dem, den ich gewohnt war. In ihrem grossen Haus waren auch ein Dienstmädchen und eine Haushälterin (Köchin) angestellt, da Marie Neuhaus in der Praxis half. Weil ich kein Wort Englisch sprach, wurde ich sofort in der Sommerschule angemeldet. Hugo, Marie und Barbara waren mir eine grosse Hilfe mit meiner schwierigen Anpassung an ein vollkommen fremdes Schulsystem. An Barbaras freien Tagen von ihrem Sommerjob durfte ich den ganzen Tag mit ihr und ihren Freundinnen nach Jones Beach (dem Strand) fahren. Nie zuvor war ich an einem Ozeanstrand gewesen und ich genoss diese Tage sehr.»³⁶⁹

In einem solchen Stil als Emigrant leben zu können, gehörte zur Ausnahme. Die Gründe hierfür erklärte seine Tochter Barbara Neuhaus: «Im Rückblick erkenne ich, dass mein Vater ein unheimliches politisches Verständnis hatte, das ihm schon von Anfang an klar machte, wie ernst zu nehmen die Vorgänge waren, die uns das tägliche Leben erschwerten. Während seine Freunde und Kollegen weiterhin glaubten, dass das Ganze nur eine vorübergehende politische Störung sei, machte mein Vater ernste, wenn auch geheime, Pläne zur Auswanderung».³⁷⁰

Die frühe Auswanderung ermöglichte der Familie noch den Transfer des Vermögens, und Hugo Neuhaus kaufte sofort ein Haus und legte so schnell wie möglich die notwendigen Sprachexamen ab, um seinen Beruf ausüben zu können. Bereits drei Monate nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten von Amerika konnte er eine Praxis eröffnen. Damit war ihm mit 51 Jahren zusammen mit seiner Familie gelungen, was nur wenigen Emigranten vergönnt war.

Bei der Ankunft nicht auf Hilfsorganisationen angewiesen zu sein, nicht in Washington Heights wohnen zu müssen, erleichterte zwar den Anfang, die Suche nach einer Existenzsicherung für ihre beiden Töchter und sich, blieb aber auch Irma Fechenbach nicht erspart. Lotti und sie mussten eine Arbeit finden, Hanni, die noch schulpflichtig war, ihre Ausbildung fortsetzen. Letztendlich brauchten alle drei ein eigenes Zuhause, immer bei Hugo Neuhaus und seiner Familie konnten sie nicht bleiben.

Irma Fechenbach hatte den grössten Teil ihres Haushaltes in der Schweiz verkauft und die verbliebenen Möbel und Haushaltsgegenstände bei Verwandten eingelagert. Mit dem wenigen, das sie aus der Schweiz mitgebracht hatte, konnte sie keinen Hausstand für drei Personen gründen. Geld für Anschaffungen fehlte, und alle drei waren gezwungen, eine Übergangslösung zu akzeptieren.

Irma Fechenbach fand sechs Kilometer von Freeport entfernt im Meadowbrook Hospital in Hempstead eine Stelle als Hilfskrankenschwester. Sie musste nicht, wie die meisten Emigrantinnen zwischen 1933 und 1945, eine Dienstbotentätigkeit übernehmen, um überhaupt eine Arbeit zu haben, sie konnte sofort mit einer ihrer Aus-

bildung entsprechenden Tätigkeit beginnen. Es ist anzunehmen, dass Hugo Neuhaus hier vermittelt hatte. Eine Stelle als Krankenschwester konnte er ihr trotz guter Beziehungen nicht verschaffen. Dazu fehlten ihr der notwendige Nachweis der Sprachkenntnisse und das amerikanische Krankenschwesterexamen.

Nach Arbeitsbeginn übersiedelte Irma ins Schwesternheim des Krankenhauses. Jetzt mussten nur noch Lotti und Hanni untergebracht werden. Lotti fand im Haus einer reichen Familie mit zwei Kindern eine Stelle als Kindermädchen. Hanni ging zur High School und wohnte weiter bei Familie Neuhaus. Hugo und Marie Neuhaus freuten sich, wieder ein Kind in ihrem Haus zu haben, nachdem ihre eigenen nicht mehr bei ihnen lebten. Während ihrer High School-Zeit erhielt Hanni ein Heim «voller Liebe und psychologischer Unterstützung während dieser schweren Zeit der Anpassung, die jeder Immigrant durchmachen muss. ...Täglich versuchte ich bei Hugo und Marie durch mein artiges Benehmen Anklang zu finden, weil ich *in* der Abwesenheit meiner eigenen Familie mich ganz nach ihrer Liebe, Zuneigung und Billigung sehnte. Trotzdem Juhlte ich mich nie dieser Zuneigung völlig würdigt³⁷¹ Wenn Hugo Neuhaus an ihrer Mutter bei deren Besuchen allerlei herumzukritisieren hatte, war ihr das sehr peinlich, so dass sie sich manchmal in ihrer Haut nicht wohl fühlte.

Irma und Lotti hatten Arbeit, Hanni ging zur Schule und alle drei hatten eine Bleibe. Irma war jedoch bestrebt, diese Übergangszeit so kurz wie möglich zu halten, deshalb begann sie in ihrer Freizeit Freunde, Bekannte und Verwandte aufzusuchen, in der Hoffnung, Hilfe zur Verbesserung ihrer Situation zu erhalten.

Die Quäker hatten organisatorisch und finanziell bei der Übersiedlung geholfen, Albert Einstein gab das Affidavit, Hugo Neuhaus und seine Familie nahmen sie in ihr Haus auf. Auch die vielen Freunde und weitläufigen Verwandten, die es nach New York verschlugen hatte, würden ihr hilfreich zur Seite stehen.

Nachdem sie von den ersten, gezielt ausgewählten Besuchen enttäuscht zurückkam, weil niemand ihren Bitten um Hilfe nachgekommen war, tröstete sie sich, nicht die richtigen Personen aufgesucht zu haben. Als sie aber die gleiche Erfahrung wieder und wieder machen musste, verstand sie die Welt nicht mehr. Sie weinte bitterlich bei Hugo Neuhaus und klagte ihm ihr Leid.

Während der dreizehn Jahre als Flüchtling in der Schweiz hatte sie gelernt, die Rolle der «Bettlerin» bei reichen Leuten zu spielen. Es war nicht nur für sie selbstverständlich, es war auch eine alte jüdische Tradition: Wem es schlecht ging, dem wurde geholfen, sei es privat durch die Glaubensbrüder und -Schwestern oder durch die Gemeinde. Diese Haltung hatte sie verinnerlicht.

Hierzulande jedoch galten andere Spielregeln. Immigranten waren herzlich willkommen, aber sie mussten sich allein durchschlagen. Hilfe zu empfangen, gehörte nicht zur Mentalität oder Kultur der amerikanischen Immigranten. «Der Wille zu überleben, und zwar ohne von Wohlfahrtsunterstützungen jüdischer oder nicht jüdischer Organisationen abhängig zu sein, charakterisierte die Anpassungs- und Integrationsversuche der deutsch-jüdischen Emigration.»³⁷² Sie wurde auch von den Flüchtlingen abgelehnt: «*Wir waren nicht die Typen, die um mildtätige Unterstützung bitten – wir wollten Arbeit*», zitierte Sibylle Quack eine Emigrantin.³⁷³

Hanni E. Sherman vertritt die Auffassung, diese Haltung sei damals weniger von den Emigranten ausgegangen, sondern resultiere vielmehr aus der amerikanischen Kultur, einer Kultur, die sich auf die Leistungsbereitschaft und die Selbstständigkeit jedes Einzelnen stützt, und sie schrieb: «Das Gemeindegefühl in Amerika ist nicht so entwickelt wie in Europa. Jeder ist auf sich selbst angewiesen und soll sich mit eigener Kraft durchschlagen – der Pioneer an der ‚Frontier‘ (im Wilden Westen). Diese Idee fiel Oma sehr schwer. Es ist auch der Grund, warum das Wohlfahrtswesen in Amerika so primitiv und harsch und ungenuegend ist. Dies ist ein wichtiger Grund für Europäer, wenn sie Amerika verstehen wollen.»³⁷⁴

Ein grosses Problem für Einwanderer in die USA war die Betreuung der Kinder. Besonders in solchen Familien, in denen nur ein Elternteil mit Kindern einwandern konnte, blieben Trennungen nicht aus und die Kinder mussten in Heimen untergebracht werden, oder sie waren den ganzen Tag sich selbst überlassen.³⁷⁵ Irma Fechenbach wusste in der Schweiz von diesen Bedingungen, und es ist verständlich, dass sie immer in Panik geriet, wenn die Fremdenpolizei sie an ihre «Weiterwanderung» erinnerte. In der Schweiz hatte sie zwar keine Arbeitserlaubnis, aber ihren Kindern konnte sie wenigstens ein Zuhause geben.

Die beiden Fechenbach-Töchter waren jetzt in einem Alter, wo die Probleme der Kinderbetreuung nicht mehr relevant waren. Dennoch war die Situation nicht ganz unproblematisch. Hanni wie Lotti hätten lieber mit der Mutter zusammengewohnt, so wie sie es aus der Schweiz kannten. Besonders Lotti fühlte sich unwohl in ihrer neuen Situation. Gab es einen Ausweg?

Selbst wenn Irmas Verdienst ausgereicht hätte, eine gemeinsame Wohnung für alle zu mieten, welche Arbeit hätte Lotti finden sollen? Sie hatte ihre Schulabschlüsse in der Schweiz gemacht und nicht die High School besucht. Studieren? Einen Beruf erlernen? Das ging nicht, dazu fehlten die für Amerika notwendigen Voraussetzungen. Selbstverständlich hätte sie die erforderlichen Qualifikationen nachholen können. Doch mit welchen finanziellen Mitteln? Irma musste Kurt in der Schweiz unterstützen. Es gab keinen Ausweg, Lotti musste sich diesen Zwängen fügen.

Irma und Hanni lebten sich allmählich ein, Lotti jedoch dachte an die Rückkehr in die Schweiz. Sie hatte kurz vor der Auswanderung einen jungen Schweizer kennengelernt, und nun wollte sie zurückkehren und ihn, Max Wiederkehr, heiraten. Für die zukünftige Ehefrau eines Schweizer bestanden keine komplizierten Aufenthaltsbestimmungen, und durch ihre Eheschliessung wurde sie Schweizer Bürgerin. Die schriftliche Heiraterlaubnis ihrer Mutter im Koffer, trat Lotti den Weg zurück in das Land an, in dem sie Kindheit und Jugend verbracht hatte. Jetzt sollte es ihr endgültig Heimat werden.

Sie kehrte zurück in vertraute Verhältnisse. Zwar allein, aber ganz ohne Familie blieb sie auch in Dietikon bei Zürich nicht, wo sie jetzt ihr Leben verbringen würde. Nach seinem Abitur hatte ihr Bruder mit seinem Studium an der ETH Zürich begonnen und zog zu ihr und ihrem Mann. Nur wenig später, noch vor Beendigung des Studiums, entschloss sich allerdings auch Kurt, nach Amerika zu übersiedeln, und am n.Juni 1948 trat er die Reise in Begleitung von Lotti an, die Mutter und Schwester besuchen wollte.

Um Kurt die Ausbildung in der Schweiz bezahlen zu können, hatte Irma Fechenbach eine zweite Stelle als Hilfsschwester angenommen und arbeitete sechzehn Stunden täglich. So blieb ihr keine Zeit, und es fehlte auch das Geld, die erforderlichen Prüfungen für Krankenschwestern nachzuholen. Ihr ganzes Berufsleben kränkte Irma diese Degradierung. Der Ärger überkam sie auch deshalb immer wieder, weil sie sah, dass die «registered nurse», die «normale» Krankenschwester in Amerika nur die gleichen Qualifikationen hatte wie die Krankenschwester in Deutschland. Robert M.W. Kempner schrieb dazu in seinen Lebenserinnerungen: «Dennoch war es in der Krankenpflege bitter genug, weil frühere Ausbildungszertifikate nicht anerkannt wurden. Nehmen wir mal die ganze Gruppe der deutschen Krankenschwestern, die in jüdischen Kliniken gewesen waren, – auf einmal sassen sie da! Ihre amerikanischen Kolleginnen hatten darauf gedrungen, dass zwischen der registered nurse und der practical nurse, der nichtregistrierten, gewöhnlichen Krankenschwester ein entscheidender Unterschied gemacht wurde. Man wollte, wie es in jedem Lande ist, die Fremdarbeiter nicht so leicht reinlassen.

Ich erinnere mich an Dutzende von Fällen befreundeter Damen, mit denen ich überlegt habe, wie man so etwas unterlaufen könnte. Eine von ihnen war die Witwe des 1933 ermordeten Sozialdemokraten Felix Fechenbach, sie hat es niemals zur registered nurse mit all ihren Privilegien gebracht, sondern war immer eine gewöhnliche Krankenschwester, was mir und anderen durchaus genügt hätte. Aber es war wohl bei bestimmten Arbeitssituationen, wie Rezeptverschreibungen, ein schweres Handicap.»³⁷⁶

Bereits im Jahre 1947 zog Irma Fechenbach nach Haverford, eine kleine Stadt in der Nähe von Philadelphia, um dort in einem «Community Center» als Direktorin einer Einrichtung, in der ein Kinderhort zusammen mit einer Sozialstation für Erwachsene betrieben wurde, zu arbeiten. Die Klienten waren hauptsächlich arme, schwarze Familien. Unter Emigrantinnen war eine solche Stelle sehr beliebt, denn sie spürten eine starke Affinität zu den Problemen der schwarzen Bevölkerung und identifizierten sich mit diesen Menschen, die sozialen Ungerechtigkeiten ausgesetzt waren. Für Irma Fechenbach war es vor allem eine Möglichkeit, die ungeliebte Arbeit als Hilfskrankenschwester aufgeben zu können. Vermittelt hatte ihr die Stelle Herta Kraus von den Quäkern in Philadelphia, eine promovierte Sozialarbeiterin aus Köln, die schon 1933 in die USA emigriert war und seit 1935 als Professorin am College Bryn Mawr in Philadelphia arbeitete.³⁷⁷

Zwischen Herta Kraus und Irma Fechenbach entstand sehr bald ein freundschaftliches Verhältnis, nicht zur Freude von Tochter Hanni. «Ich konnte sie nicht leiden. Immer hiess es, ‚da müssen wir Herta Kraus fragen‘ und von Herta Kraus: ‚Du musst das so und so machen!«, bemerkte Hanni F. Sherman in einem Gespräch.³⁷⁸

Herta Kraus vermittelte über die «Selfhelp-Organisation» Irma Fechenbach auch ihre neue Bleibe. Hatte Irma bisher im Schwesternheim in Hempstead wohnen können, musste sie jetzt in Haverford eine Wohnung suchen, denn innerhalb des Zentrums gab es keine Unterkunftsmöglichkeit. Irma erhielt in einem reichen Haushalt ein Dienstbotenzimmer. Als Entgelt arbeitete sie in ihrer Freizeit dort im Haushalt. Wenn Hanni während der Schulferien ihre Mutter besuch-

te, musste sie mit ihr das kleine Zimmer teilen und ihr bei der Arbeit mithelfen. Sie erinnert sich nicht gerne daran.

Hanni störte es sehr, in Amerika kein eigenes Heim zu haben und ständig vom Wohlwollen reicher Leute abhängig zu sein. Die Menschen waren zwar immer recht nett zu ihnen, wie sie sagte, «doch früher oder später nahmen die vornehmen Leute immer Anstoss an Irmas ‚deutscher‘ Art und dem Mangel, sich in amerikanischen Gebräuchen auszukennen. Sauberkeit und *Ordnung* waren noch nie ihre Stärke, und amerikanische Haushalte halten besonders viel von Sauberkeit.»³⁷⁹ Irma Fechenbach arbeitete als Dienstbotin, doch zu ihrer zweiten Natur war ihr diese Tätigkeit nicht geworden. Sie spielte die antrainierte Rolle schlecht und musste oft die Familie wechseln.

Kontakte zur jüdischen Gemeinde in Amerika hatte Irma Fechenbach allem Anschein nach nicht mehr gesucht. Dafür fand sie, zusammen mit Tochter Hanni, den Weg zu den Quäkern als Glaubensgemeinschaft. Im Haverford Meeting, einer grossen Quäkergruppe mit meist reichen und sehr einflussreichen Geschäftsleuten, fühlten sich beide wohl. Ihr Judentum trat nun gänzlich in den Hintergrund. Irma Fechenbach sprach anscheinend überhaupt nicht mehr von sich als Jüdin, und viele Menschen wussten vielleicht gar nicht, dass ihre Wurzeln im Judentum lagen. Ihre Wahl, zu den Quäkern zu gehen, könnte im ersten Moment den Anschein erwecken, diese Entscheidung aus ähnlichem Grund wie in St. Gallen getroffen zu haben, als sie Kontakt zur jüdischen Gemeinde aufnahm: «Sie helfen uns, deshalb müssen wir auch Teil der Gemeinschaft sein».³⁸⁰ Die christliche Glaubensgemeinschaft der Quäker, eine Gemeinschaft ohne Pfarrer,

ohne Dogmen, ohne Hierarchien, ohne Missionsauftrag, ohne Alleinvertretungsanspruch, entsprach jedoch voll und ganz Irma Fechenbachs philosophischen und gesellschaftlichen Wertvorstellungen.

Es kann aber auch nicht geleugnet werden, dass Irma und ihren Kindern die Mitgliedschaft einen immens wichtigen Vorteil brachte. Hanni und Kurt wollten studieren, doch ein Studium war ausserordentlich kostspielig und für Irma Fechenbach unbezahlbar. Wer sich den schwierigen Aufnahmeprüfungen bei den Quäker Colleges unterzog und bestand, konnte unentgeltlich studieren. Hanni wie Kurt bestanden diese Prüfungen. Kurt Fechenbach studierte am Quäker College in Haverford, Hanni am Swarthmore College, dem Haverford nächst gelegenen.

Auch der zweite Neuanfang war gelungen, besser vielleicht, als Irma es sich hätte träumen lassen. Sie als Witwe, ohne männlichen Beistand, hatte ihren Kindern trotz Emigration ein Leben bieten können, das weit entfernt war vom Schicksal vieler Emigrantenkinder.

«Das Schicksal einer Familie in der Emigration hängt sehr häufig mehr von der Frau und ihrer seelischen Spannkraft ab als vom Mann. Gelingt es ihr, die Hindernisse zu überwinden, so wird die Familie wieder vorwärtskommen, stürzt sie, so wird sie die übrige Familie mit sich reissen», heisst es 1940 in einem Artikel des «Aufbau»³⁸¹.

Irma Fechenbach erbrachte den positiven Beweis.

Der Wunsch, Amerikanerin zu werden

«Es war grösser, reicher und machtvoller als England, Frankreich und Deutschland je gewesen sind. ...und die meisten Immigranten zögerten nicht, sich mit seiner Bevölkerung zu identifizieren. Schon nach drei Monaten begannen viele ihre Sätze mit den Worten: ‚Wir Amerikaner‘,³⁸² schrieb ein deutscher Soziologe und langjähriger Lehrstuhlinhaber in den Vereinigten Staaten. Er habe selbst nach vielen Jahren, als er bereits amerikanischer Staatsbürger gewesen sei, dieses «Wir Amerikaner» nicht über die Lippen gebracht. Es habe lange gedauert, bis er imstande war, die Welt, in der er lebte, zu verstehen.

Was verstanden bzw. verstehen die Menschen, wenn sie sagen «Wir Amerikaner»? Der Historiker André Maurois ist der Auffassung, alle Amerikaner empfanden einen unendlichen Stolz, einem sehr grossen Land anzugehören, und würden getragen von der Gewissheit, dass es eine amerikanische Lebensweise, einen «American way of life» gibt, der in Freiheit und unter Wahrung der Gesetze auf Dauer alle Probleme löst. Sie fühlen sich seiner Meinung auch, «verbunden durch die Verfassung und das Fernsehen, durch Football und Baseball, durch die Autos und die Präsidentschaftswahl, wie auch durch etwas Tieferes: die Liebe zum Frieden, ein echtes Bedürfnis nach guten Taten, eine Philosophie, die das Tragische ausklammert,

und einen Optimismus, der auf das Vertrauen in den Menschen gegründet ist.»³⁸³

Die Liebe zum Frieden, das Bedürfnis nach guten Taten, Optimismus, Vertrauen in den Menschen und vor allem das Bekenntnis zur Demokratie, waren Wertvorstellungen, die es Irma Fechenbach leicht machten, sich für die USA zu entscheiden. In diesem Land sollte ihre, und vor allem die Zukunft ihrer Kinder liegen. Die Wertvorstellungen eines Landes zu bejahen, animieren zu einer schnellen Anpassung an seine Werte und Gepflogenheiten. Irma Fechenbach hatte sich fest entschlossen, Amerikanerin zu werden. Gleich zu Anfang, als Hanni noch bei Hugo und Marie Neuhaus wohnte, zeigte sich Irmas Anpassungsbereitschaft deutlich. Hanni jedoch trieb es die Schamröte ins Gesicht. Irma hatte ihre Kolleginnen beobachtet und versuchte, diese nachzuahmen. Sie schminkte sich ebenfalls und benutzte in nicht geringen Mengen billiges Parfum. Amerikanerinnen schminkten sich in den 1940er Jahren viel stärker als Deutsche oder Schweizerinnen, die solchen weiblichen Schönheitsvorstellungen durchaus nicht abgeneigt waren. Aber Irma Fechenbach? Abgesehen von den entbehrungsreichen Jahren in der Schweiz, wo sie sich Lippenstift und Parfum hätte überhaupt nicht leisten können, waren für sie die Normvorstellungen der deutschen Jugendbewegung der zwanziger Jahre auch weiterhin gültig geblieben. Und nun wollte sie den Tribut der Anpassung zahlen? Als Irma wieder einmal Hanni besuchte, machte sich Hugo Neuhaus unbarmherzig über sie lustig und bat darum, sie möge sich die Schminke abwaschen. Hanni F. Sherman: «Nie wieder schminkte sie sich.»³⁸⁴

Ein weiterer Versuch von Akkulturation war Irma Fechenbachs Eintritt in eine evangelische Kirche. Das bedeutete nicht, dass sie einer neuen Religion angehören wollte. Tochter Hanni sieht in der 1962 von ihrer Mutter getroffenen Entscheidung, einer Diskussionsgruppe der Unitarischen Kirche beizutreten, zum einen den Grund, in dem Wunsch, ein Stück ihrer Isolation zu überwinden, zum anderen aber auch ihre Absicht, sich den amerikanischen Gepflogenheiten anzupassen.³⁸⁵ Zur amerikanischen Gesellschaft gehört die Kirche. Der Präsident der Vereinigten Staaten leistet seinen Eid auf die Bibel, er geht regelmässig zur Kirche und politische Bankette beginnen mit einem Gebet, bei dem alle Anwesenden aufstehen. Für André Maurois ist die Religion in den Vereinigten Staaten eher sozial als metaphysisch, aber sie bleibt die Grundlage jeder Moral.³⁸⁶ Es war das Dogma, das Irma Fechenbach einst dazu brachte, ihrer Religion den Rücken zu kehren, die Religion als Grundlage der Moral konnte sie akzeptieren.

Sie tat ein Übriges in ihrem Wunsch zur Anpassung und schlug, 1948, nachdem nun auch Kurt in den USA lebte, den beiden Kindern vor, den Namen Fechenbach in Fey umzuwandeln. Es war vielleicht nicht nur der Wunsch nach Anpassung, sondern auch der Wunsch nach einem sichtbaren Zeichen, das Alte hinter sich zu lassen und ganz neu anzufangen. Hanni F. Sherman: «Ich war jung, mir machte das nichts aus. Heute, *wäre* ich nicht verheiratet, würde ich meinen Namen wieder annehmen. Meine Mutter hat oft Sachen *gemacht*, um sich das Leben zu erleichtern.»

Am 8. Juli 1948 vollzog Irma Fechenbach offiziell zusammen mit ihren Kindern den Namenswechsel und hiess von nun an Irma Fey.³⁸⁷

Der Wunsch nach Integration war ein nicht von der Hand zu weisendes Phänomen der Einwanderung, das im «Aufbau» immer wieder thematisiert wurde. Die Redakteurin der Frauenseite einer Ausgabe von 1940 zum Beispiel versuchte, mit Modetipps ihren Leserinnen die Akkulturation zu erleichtern: «Je mehr wir blicken, desto deutlicher erkennen wir: Wir sehen anders aus. Wir sind nicht besser oder schlechter angezogen als die anderen – nur eben anders. Wollen wir uns auch äusserlich amerikanisieren, dann müssen wir uns damit ebensolche Mühe geben wie mit dem übrigen ‚adapt to the country‘», mahnte sie. Und sie beschrieb die Lage: «Unsere Röcke sind zu lang. Die Hüte, die wir mitgebracht haben, sehen ganz anders aus als die landesüblichen, und die Silberfuchscapes, auf die wir so stolz waren, trägt hier kein Mensch!»³⁸⁸

Das teilweise wie eine Sucht nach Selbstaufgabe anmutende Bestreben nach Anpassung hatte tiefe Gründe, die in der amerikanischen Gesellschaft verhaftet waren. Wenn sich auch die Einstellung der Amerikaner im Laufe des Zweiten Weltkrieges bis zu einem gewissen Grad geändert hatte und in weiten Teilen den Fremden eine grössere Offenheit entgegengebracht wurde, so wäre es allerdings falsch zu glauben, es hätte nicht nach wie vor unter der Oberfläche starke ausländerfeindliche Strömungen und Widerstände gegen die Integration gegeben. «Im Grunde waren Ausländer ja ganz in Ordnung,» schrieb der amerikanische Historiker John Russel Taylor, «vorausgesetzt, sie hatten den Wunsch, hundertprozentige Amerikaner zu werden.»³⁸⁹

Um die Ausländer besser unter Kontrolle zu haben und «unamerikanische Aktivitäten» zu untersuchen, wurde 1938 der Ausschuss «The House of Representatives Committee on Un-American Activities» ins Leben gerufen. Er vertrat isolationistische Tendenzen und wettete gegen die Engländer, die Juden, praktisch gegen alles, was nicht schon seit etlichen Generationen durch und durch amerikanisch war. Das Erinnerungsvermögen des Ausschusses reichte weit zurück, und wenn auch seine Nachforschungen, vor allem über die Zugehörigkeit zu kommunistischen Organisationen, während der Dauer des Krieges ruhten, so wurden die Akten dennoch sorgfältig aufbewahrt. Die erneute Abkühlung in den Beziehungen zwischen den einstigen Alliierten, den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, liess den Ausschuss 1947 wieder aktiv werden. Er erhob den Anspruch, sich für das Aufspüren und Ausmerzen von amerikanischen «Verrätern» in der Filmindustrie zu interessieren, von Leuten, die durch Billigung oder aktive Unterstützung linksgerichteter, prokommunistischer Organisationen dazu beigetragen hätten, die amerikanische Lebensart zu untergraben. Ihm oblag, landesweit alles unter die Lupe zu nehmen, was in Verdacht geriet, nicht im Einklang mit den schutzwürdigen amerikanischen Idealen zu stehen.³⁹⁰

Berühmte Emigranten wurden vor diesen Ausschuss geladen. Nachdem Bertolt Brecht 1947 verhört worden war, verliess er endgültig die USA. Thomas Mann zog 1952, beunruhigt durch das wechselhafte politische Klima, in die Schweiz und verbrachte seine letzten drei Lebensjahre in der Nähe von Zürich.

Fühlte auch Irma Fechenbach sich bedroht? Stand die Namensänderung mit dieser möglichen Bedrohung in Verbindung? Versuchen wir anhand der wenigen überlieferten Materialien, zumindest vorstellbare Zusammenhänge herzustellen:

Am 30. Oktober 1948 berichtete die Freie Presse³⁹¹ in Detmold, das Paderborner Schwurgericht habe am 26. Oktober 1948 gegen den Angeklagten Wiese wegen Beteiligung am Mord Felix Fechenbachs das Urteil verkündet. Der Angeklagte wurde wegen Totschlags und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Bereits am 8. Juni 1945 war ein Haftbefehl gegen Fechenbachs Mörder erlassen worden. Zwei von ihnen waren flüchtig, Wiese, ehemaliges SS-Mitglied, und Focke ein ehemaliger SA-Mann. Die zentrale Fahndungsstelle für sämtliche Besatzungszonen Deutschlands wurde beauftragt, nach den Tätern zu suchen. Bis April 1948 waren die Fahndungen jedoch weitgehend ohne Erfolg geblieben, nur Wiese hatte man gefunden und brachte ihn am 30. April in Untersuchungshaft.³⁹²

Die Reaktivierung des Ausschusses gegen «unamerikanisches Verhalten» in den Vereinigten Staaten im Jahre 1947 und seine Aktivität in der Filmindustrie in Hollywood waren im Land kein Geheimnis. Kamen Irma Fechenbach Bedenken wegen ihres Namens und der Fahndungen nach den Mördern ihres Mannes in den deutschen Besatzungszonen? Als Witwe von Felix Fechenbach, dem Juden und Sozialisten, den die Nazis ermordet hatten, konnte sie sehr leicht in den Verdacht kommunistischen und unamerikanischen Verhaltens gebracht werden. Es wurden Bürger aus lapidareren Gründen vor den Ausschuss geladen. Mit Sicherheit wusste man Bescheid. Auch der Wiese-Prozess konnte den Zuständigen nicht verborgen ge-

blieben sein, denn letztendlich hatte die amerikanische jüdische Presse darüber berichtet. War es nicht klüger, einen anderen Namen anzunehmen?

Spätestens 1952, in dem Jahr, in dem Irma Fey den Antrag zur Erlangung der amerikanischen Staatsbürgerschaft für sich und ihre beiden Kinder stellte, erhielt sie die Bestätigung, dass ihre Überlegungen gar nicht so abwegig waren.

Tochter Hanni, die am 13. Juni 1952 den amerikanischen Historiker Richard B. Sherman heiratete, hatte einen Tag zuvor diese so lang ersehnte Urkunde vom Media Gerichtshof erhalten. Ihr grösster Traum war in Erfüllung gegangen. Ihrer Mutter und ihrem Bruder jedoch wurde die Urkunde verweigert. Irma Feys Einbürgerungsantrag war abgelehnt worden, ihr «moral Charakter» erschien zu ungefestigt. Einer von ihren Arbeitgebern, bei dem sie nebenher Dienstbotentätigkeiten verrichtete und auch wohnte, hatte sie wegen «sozialistischer Sympathien» denunziert. Zwar hatte sie in den USA jegliche politische Tätigkeit aufgegeben, geblieben aber war ihr Interesse an der Politik, besonders an linker Politik, und sie informierte sich darüber in einer deutschen sozialistischen Zeitung, die sie regelmässig erhielt.

Seitdem Senator Joseph McCarthy 1952 den Vorsitz im «Ausschuss für unamerikanisches Verhalten» übernommen hatte, waren die innenpolitischen Verhältnisse noch unsicherer geworden. Es setzte eine förmliche Hysterie ein und Hunderte, Tausende von Amerikanern wurden vernommen, denn der Senat hatte das Recht, jeden Bürger der Vereinigten Staaten vorzuladen und von ihm Auskünfte in so genannten «Hearings» über jede Frage zu verlangen, die den

Senat beschäftigte. Der Dramatiker Arthur Miller sprach 1998 in einem Interview vom «finstersten Punkt der jüngsten amerikanischen Geschichte» und betonte, dass es ihm heute noch schwerfiele, darüber zu sprechen, weil es die Anfälligkeit der amerikanischen Demokratie zeige. «Amerika, der Sieger über den Faschismus in Europa, war plötzlich ein präfaschistisches Land, mit schwarzen Listen linker Sympathisanten, heimlichen Protokollen, Denunziationen.»³⁹³ Richard B. Sherman allerdings warnt als Historiker davor, diese Erscheinung als «McCarthyism» zu bezeichnen, d.h. nur auf die Mc Carthy-Zeit zu fokussieren. Er zieht es vor, von «Red Scare», einer «roten Hysterie» zu sprechen, die bis auf die frühen Jahre der amerikanischen Republik zurückführt. Und er verwies darauf, Beispiele für «anti-kommunistische Überzeugungen» existierten bereits vor dem Sieg der Bolschewiken in Russland 1918, aber mit deren Sieg sei daraus eine Hysterie geworden. War bisher «der Kommunismus» nur eine vage Ideologie, konnte er jetzt mit der Sowjetunion, mit einem mächtigen Staat verbunden werden.³⁹⁴

Irma Fey machte sich sehr wahrscheinlich keine Gedanken darüber, wie man diese Zeit nannte, sie war betroffen. Das Zusammenfallen von zwei Faktoren, die McCarthy-Zeit einerseits, und die sowieso auf Abwehr ausgerichteten Einbürgerungsbedingungen³⁹⁵ andererseits, bestimmten ihr Schicksal und das ihres Sohnes. Das Unverständnis, warum Kurt Fechenbach bzw. Curt Fey, ebenfalls die Einbürgerung verweigert worden war, klärte seine Schwester Hanni in einem Gespräch auf: Curt Fey wurde beschuldigt, von den Ideen seiner Mutter «beschmutzt» zu sein, da er sie regelmässig besuchte.³⁹⁶

Irma Fechenbach-Fey musste in ihrem Bestreben, wieder eine Staatsbürgerschaft zu erhalten, zweigleisig gefahren sein: Einerseits bemühte sie sich in den USA um Einbürgerung, andererseits stellte sie im April 1951 in Detmold auch einen Antrag auf Anerkennung als politisch Verfolgte. Sie konnte anerkannt werden, wenn sie ihren Wohnsitz in Nordrhein-Westfalen hatte.³⁹⁷ Sie gab an, nach Detmold zurückkehren zu wollen, und bat um Reisezuschuss, da sie stellungslos sei.³⁹⁸ Unter dem Datum vom 27. Mai 1952 existiert zu dieser Angelegenheit ein Schreiben des Regierungspräsidenten in Detmold mit dem Wortlaut: *«In obiger Angelegenheit hatte ich mich wegen der Beschaffung der zur Rückkehr der Obengenannten notwendigen Devisen u.a. auch an das Vorstandsmitglied des Internationalen Verlegerverbandes, Herrn E. Gross in Bielefeld, gewandt. Dieser war auch dankenswerterweise bereit zu helfen und hatte den amerikanischen Verlegerverband gebeten, die Dollarkosten für die Heimreise von Frau Fechenbach vorzulegen. Leider sind alle Bemühungen in dieser Sache umsonst gewesen, da Frau F. mitteilte, dass sie von ihrem Vorhaben, nach Deutschland zurückzukehren, vorläufig Abstand genommen habe. In dieser Sache kann also z.Zt. nichts veranlasst werden.»*³⁹⁹

Warum zog Irma Fechenbach-Fey ihren Antrag zurück? Hing die Sache mit ihren Problemen, die amerikanische Staatsbürgerschaft zu erhalten, zusammen? Es ist verwirrend, eine exakte Klärung gibt es nicht. Es bleiben Vermutungen, interessant jedoch ist, dass die Schwierigkeiten in Amerika und ihr Bemühen um Klärung fast zeitgleich sind mit ihrem Vorhaben, nach Deutschland zurückzukehren. Ab August 1952 existiert eine Korrespondenz mit dem Amt für Wie-

dergutmachung in Detmold, der zufolge sie erneut an einer Einbürgerung interessiert war. Im Sommer 1953 liefen verstärkt Bemühungen vom Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in New York mit den zuständigen deutschen Behörden um ihre Wiedereinbürgerung.⁴⁰⁰ Am 3. November 1953 wurde ihr die Urkunde ausgestellt.

Sie hätte jetzt ohne Schwierigkeiten nach Deutschland zurückkehren können. Aber vorerst – es kommt einem vor wie ein Nebenschauplatz – begann ein Verwirrspiel um ihren Namen. Der Detmolder Regierungspräsident schrieb am 19. August 1953 an die Kreisverwaltung in Detmold: «Ich bitte um Angabe, wann und unter welchem Namen und mit welcher Staatsangehörigkeit die Antragstellerin Frau Fey-Fechenbach in Detmold gemeldet war.»⁴⁰¹ Es wäre alles kein Problem gewesen, wenn Irma nicht die Forderung gestellt hätte, ihr den neuen Pass auf den Namen Fechenbach auszustellen. Dazu war eine deutsche Behörde jedoch nicht ermächtigt, denn ihre Namensänderung von Fechenbach auf Fey war in den USA amtlich.

Man bat sie von Detmold aus, diesen Fall in den USA behördlich klären zu lassen. Sie weigerte sich und brach einen Streit vom Zaun mit der Behauptung, sie habe schon nach 1945 in der Schweiz die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten, und zwar unter dem Namen Fechenbach, es müsse ihr nur ein neuer Pass ausgestellt werden. Daraufhin schrieb auf Anfrage die deutsche Interessenvertretung in St. Gallen an den Regierungspräsidenten in Detmold: «Das Konsulat schliesst sich der dortigen Auffassung an, dass bis zur Wiedereinbürgerung der Frau F. ein Reisepass von einer deutschen Behörde nicht ausgestellt werden konnte und durch den im Jahre 1945 erteilten

schweizerischen Ersatzpass die deutsche Staatsangehörigkeit der Frau Fechenbach nicht nachgewiesen wird.» Und an anderer Stelle: «Hinsichtlich der von Frau Fechenbach beantragten Namensänderung wird hier der Standpunkt vertreten, dass sie hierauf keinen Anspruch hat, da sie als Staatenlose den Namen ‚Fey‘ angenommen hat und dass auf diese Namensänderung die Anwendung des deutschen Rechts nicht gerechtfertigt erscheint.»⁴⁰² Das Chaos wurde komplett, als sie mehrere Anträge auf unterschiedliche Namensänderungen stellte. Sie hätte sich für einen davon entscheiden müssen und erneut einen Antrag stellen, in dem sie angab, welchen Namen sie in Zukunft in Deutschland tragen wolle. Von der Behörde in Detmold aus schrieb man ihr: «Meine Ansicht, dass Sie im Zeitpunkt der von einem amerikanischen Gericht durchgeführten Namensänderung Ausländerin im Sinne des deutschen Gesetzes waren, ist von Ihnen nicht widerlegt worden. Aus diesem Grunde muss die in Amerika erfolgte Namensänderung in Deutschland respektiert werden. Ich sehe mich daher zu meinem Bedauern ausserstande, die Einbürgerungsurkunde auf den Namen ‚Fechenbach‘ bzw. ‚Fey-Fechenbach‘ zu berichtigen. Sofern Sie wieder Ihren alten deutschen Namen ‚Fechenbach‘ führen möchten, erkläre ich mich nochmals bereit, diesem Wunsche zu entsprechen. Diese Namensänderung setzt allerdings Ihren Antrag unter Beifügung der in meinem Schreiben vom 15. März 1954 erwähnten Erklärung voraus.»⁴⁰³

Irma wollte sich den Bedingungen nicht fügen und schrieb an den Regierungspräsidenten in Detmold am 7. August 1954 persönlich: «Ich konnte mich nicht einleben. Zu alt um Arbeit zu finden und zu verbraucht um den Existenzkampf aufzunehmen will ich in mein liebes Detmold zurückkehren. Als ich im Deutschen Konsulat meinen

Pass beantragte begann der ‚Kampf mit Ihnen‘. So etwas hätte ich mir nie träumen lassen. Ich hatte eine offene Bewillkommung erwartet.» Und ein paar Zeilen weiter: «Herr Erich Schippmann im Detmolder Rathaus versicherte mir, dass ich eine Rente als Wiedergutmachung bekomme, mit der ich meinen Lebensunterhalt bestreiten kann. Es ist daher von allergrösster Wichtigkeit, dass der Name Fechenbach auf meiner Einbürgerungsurkunde steht.

Ich habe nur noch *ein* paar Jahre zu leben und die will ich in der alten lieben Heimat verbringen. Sie sind als Regierungspräsidentengewählt worden. Ist das eine Ihrer vornehmsten Aufgaben den Opfern zu helfen? Wiedergutmachung!

Ich bin vollkommen mittellos und ich habe weder Geld noch Zeit um den komplizierten Prozess einer Namensänderung anzufangen, wie Sie mir rieten. Ich werde sofort nach meiner Rückkehr Sie persönlich aufsuchen. Bis dahin hoffe ich, dass Sie mich als Witwe von Felix Fechenbach anerkennen und das auf dem Wiedereinbürgerungsschein bekunden. Mit vorzüglicher Hochachtung. Frau Irma Fey, verwitwete Irma Fechenbach.»⁴⁰⁴

Diesem Schreiben schickte sie ein zweites mit dem Wortlaut hinterher: «Ich behalte mir vor, dem lippischen Landtag die Sache einzureichen, falls mir meine Wiedereinbürgerung auf den Namen Fechenbach verweigert wird.» Der Regierungspräsident liess ihr daraufhin am 27. September eine Bescheinigung ausstellen, in der man ihr bestätigte, ihr früherer Name sei in Amerika geändert worden. Auf ihrer Einbürgerungsurkunde jedoch blieb der Name «Irma Fey geborene Epstein». Eine Hinterbliebenenrente für Verfolgte konnte sie mit diesem Namen nicht erhalten. In USA hätte ihr Name geändert werden können, doch damit wäre die Aussicht auf eine amerika-

nische Staatsangehörigkeit möglicherweise verspielt worden. Sie liess alles im Sande verlaufen und blieb in Amerika.

Am 10. Januar 1955 erhielt sie ihre amerikanische Einbürgerung, Kurt drei Monate später, am 14. März desselben Jahres. Rechtsanwalt und Freund Robert M.W. Kempner, kein Unbekannter in der amerikanischen Justiz, hatte die Angelegenheit in die Hand genommen und erfolgreich zu Ende gebracht.

Nun auch in den Vereinigten Staaten eingebürgert zu sein, berechnete sie zwar, sich amerikanische Staatsbürgerin zu nennen, Amerikanerin und damit heimisch, wie sie es sich wünschte, war sie anscheinend nie geworden. Doch damit bildete sie keine Ausnahme. Die Journalistin Elsbeth Weichmann nahm die Dinge gelassen und sagte sich, sie habe sich an Amerika anzupassen, nicht Amerika an sie. *«Und jetzt lerne mal diesen – ja schwer für dich zu erlernenden – American way of life!»* Sie hatte geschafft, was sie sich vorgenommen hatte, aber heimisch fühlte sie sich in den USA nie: *«Nein, ich hab' in Amerika keine Wurzel gehabt. Ich hab' vielleicht die Lebenstechnik beherrscht. Ich konnte mit Amerikanern sprechen, ohne unangenehm aufzufallen, aber ich hab' mich nicht heimisch gefühlt in den Reaktionen und Lebensgefühlen der Amerikaner. Und ich wusste, dass ich in jenem anderen Deutschland, das ich nie vergessen hab', vielleicht mehr menschliche Reaktionen finde, die meinem Temperament entsprechen, als ich sie in Amerika gefunden habe.»*⁴⁰⁵

Von Irma Fechenbach finden sich keine Äusserungen zu ihrer wohl missglückten Anpassung an das von ihr ausgesuchte Land für

eine bessere Zukunft. Ihre Tochter Hanni und ihr Schwiegersohn Richard B. Sherman halfen mit ihren Einschätzungen weiter. Tochter Hanni schrieb: «Obwohl man in Amerika nicht von einem Klassensystem spricht – das gehört nicht zum guten Ton – existiert es doch. Oma verstand das überhaupt nicht. Sie wurde als Diensthote geschätzt, aber nie als gleichgestellt angenommen. Dazu fehlten ihr die gesellschaftlichen Feinheiten von Sprache, Gesten, Redensarten, Kenntnis von Anhaltspunkten in der Konversation, Kleidung (modisch), Körperpflege (schminken, gepflegtes Haar, lange lackierte Nägel) etc. Diese äußerlichen Sachen sind in Amerika sehr wichtig, wenn man gesellschaftlich akzeptiert sein will. Oma legte überhaupt keinen Wert auf diese Sachen.»

Richard B. Sherman fügte hinzu, es habe sich immer eine Kluft zwischen ihr und den meisten erwachsenen Amerikanern aufgetan, weil ihre Art und Weise für diese Menschen sehr ausländisch wirkte, eben un-amerikanisch. Aber er führte es auch auf die Eigenarten seiner Schwiegermutter zurück, etwa, dass sie sich kaum Mühe gab, die peinliche Sauberkeit, Gepflegtheit und Mode zur Schau zu stellen, die von den Leuten erwartet wurde. Er glaubt jedoch, dass das Hauptproblem auf ihr mangelndes Anpassungsvermögen zurückzuführen war, weil sie mit einem starken Akzent sprach und sich unamerikanisch ausdrückte und darüber hinaus mit einer Offenheit sprach, die nicht ins Milieu passte. Trotz ihres Bemühens sich zu informieren, sei es ihr nicht gelungen, sich mit den vielfältigen historischen, geographischen, gesellschaftlichen, politischen und anderen kulturgebundenen Gepflogenheiten vertraut zu machen, von denen die amerikanische Gesellschaft bestimmt wurde. «*Wie so viele Einwanderer*

blieb also auch Oma – wie Richard B. Sherman seine Schwiegermutter seit der Geburt seines ersten Kindes nannte – *immer eine Fremde.*»

Eine Fremde blieb sie notgedrungen auch wegen der Sprache. Zwar lernten die Neuankömmlinge in einem fremden Land einen anderen Wortschatz zu gebrauchen und sogar zu beherrschen, doch lebte im Sprechen das «eingeborene» Reden. «Mir wurde grausam klar, wie unmöglich es für Erwachsene ist, eine fremde Sprache zu beherrschen», schrieb Fritz Kortner. «Man kann eine fremde Grammatik, fremde Vokabeln lernen, aber nicht jede Färbung in der Tonbildung, die einem als Kind die ersten Laute bildet. Man kann nicht einmal die Mundart in der eigenen Sprache überwinden.»⁴⁰⁶ Und Ludwig Marcuse: «Man lebt nie in zwei Wort-Welten. Viele Emigranten haben ihr Deutsch aufgegeben; und was sie eintauschten, war nicht der Rede wert. Sie sprechen zwischen zwei Sprachen, wie man zwischen zwei Stühlen sitzen kann... nur nicht so angenehm.»⁴⁰⁷

Während Irma Fechenbach-Fey in den USA immer eine Fremde blieb, konnten Hanni F. Sherman und Curt Fey zu Amerikanern werden. Kempner thematisierte das Problem in seinen Lebenserinnerungen: «Die Eltern konnten damals (im Zweiten Weltkrieg) in kleinen Läden arbeiten oder in die Stellen von Angestellten nachrücken, die ihrerseits eingezogen waren. Die Armut der Eltern endete indirekt durch die zweite Generation, die wirklich kulturell Amerikaner geworden waren. Bei einem berühmten Krebsforscher, der an der Berliner Charite gearbeitet hatte, fand einmal eine Geburtstagsfeier des Jungen statt; wir standen da rum, und ich fragte die Mutter: ‚Wollen

wir nochmal reingehen ‚Nein, ich gehe da nicht rein‘. Ich sagte: ‚Was ist denn los?‘ ‚Mein Sohn will nicht, dass eine Frau dabei ist, die einen starken Akzent hat.‘ Das war die Stieftochter von Robert Musil.»⁴⁰⁸ Eltern machten in Leserbriefen an den «Aufbau» ihren Gefühlen Luft und formulierten Sätze wie: «Ich habe meine Kinder das Reden gelehrt, sie mich das Schweigen!»⁴⁰⁹

Hanni F. Sherman drückte aus, wo die Probleme der Kinder ehemaliger Emigranten liegen: «Ich wollte mich natürlich *so* schnell wie möglich anpassen, da Amerika ja meine neue Heimat sein sollte. Drei Jahre war ich Schülerin in einer amerikanischen High School, dann studierte ich vier Jahre an der Universität. Im Sommer arbeitete ich immer als Hilfsleiterin (Counselor) in Sommerlagern für Kinder im Alter von 13-17 Jahren. In *so* einem Lager traf ich Dick und durch all' diese Erlebnisse lernte ich Amerikanerin zu werden, wie Amerikaner zu denken, zu sprechen, mich zu benehmen. Langsam trat mein «Schweizer Inneres» in den Hintergrund und meine neue Identität trat in den Vordergrund. Wenn ich wieder in Europa bin, kommt meine verborgene europäische Identität wieder etwas hervor. Das bereitet mir manchmal Schwierigkeiten und eine gewisse Unsicherheit. Ich werde nie hundertprozentig Amerikanerin sein, sowie ich auch nie hundertprozentig Deutsche sein kann. Das ist das Schicksal aller Immigranten, dass sie nie vollkommen in die alte oder die neue Gesellschaft passen.»⁴¹⁰

«In der Welt der Kinder war Oma keine Fremde...»

«In der Welt der Kinder war Oma keine Fremde, hier war sie am rechten Platz», schrieb Richard B. Sherman über Irma Fey während ihrer Zeit in Amerika. Er lernte seine spätere Schwiegermutter bereits 1950 kennen, als sie noch im Angestelltenflügel des alten Herrenhauses in Bryn Mawr, Pennsylvanien, wohnte. «Es kann sogar ohne Übertreibung gesagt werden, dass ich zunächst erst einmal mit einem gewissen Kulturschock fertig werden musste,» erinnerte er sich und schrieb an anderer Stelle: «Ich kann nur hoffen, dass es Oma im Hinblick auf mich ebenso erging, denn es ist mir natürlich völlig klar, dass ich mit meiner protestantischen, alteingesessenen amerikanischen Herkunft auf sie ebenso seltsam gewirkt haben muss wie sie anfänglich auf mich. Sie schien aber immer bereit, mich vorurteilslos zu akzeptieren. Wenn ich für Hanni gut genug war, dann war ich es auch für Oma.»⁴¹¹

Irma Fey war 1960 nach Williamsburg/Virginia zu Hanni, den beiden Kindern Linda und Alan und Ehemann Richard B. Sherman gezogen. Eine wichtige Aufgabe – vielleicht die wichtigste in ihrem Leben – hatte sie erfolgreich zu Ende gebracht: Sie hatte all ihre Kraft gegeben, um ihrem Sohn Kurt eine akademische Laufbahn zu ermöglichen. Nun war er ein promovierter Akademiker! «Sie war mächtig stolz darauf», erinnerte sich ihre Schwester. Sie habe ihr gegenüber mit Genugtuung festgestellt, dass auch ihr Sohn nun ein

«Doktor» sei, auch ohne die Unterstützung eines ihr zur Seite stehenden Partners.⁴¹²

Dr. Curt Fey fand 1959 sofort eine Anstellung und war nun von seiner Mutter finanziell unabhängig. Jetzt konnte sie sich anderen Aufgaben widmen. Als ihre Enkelin Linda 1955 geboren wurde und zwei Jahre später ihr Enkel Alan, nahm sie sich frei, um die beiden Kinder in den ersten Wochen zu betreuen. Eine wunderbare Zeit für sie. Ihre Enkel heranwachsen zu sehen, erfüllte sie mit grosser Freude. Doch allzu oft war ihr dieses Glück nicht vergönnt. Hierzu wohnte die Familie ihrer Tochter viel zu weit von ihr entfernt. Obwohl in Amerika lebend, hatte sie fast so wenig Kontakt zu ihnen wie zu ihren Enkelkindern in der Schweiz. Jetzt, nachdem Kurt unabhängig war und seine Stelle in Rochester im Staat New York angetreten hatte, konnte auch sie Philadelphia verlassen, und sie entschloss sich, in die Nähe ihrer Tochter Hanni zu ziehen, deren Mann eine Professur als Historiker im College of William and Mary in Williamsburg (Virginia) erhalten hatte. Williamsburg ist eine Kleinstadt mit kolonialem Gepräge, die mit ihrer Attraktion, dem grossen Freilichtmuseum, daran erinnert, einmal Hauptstadt der grössten Kolonie Englands (1699 bis 1776) gewesen zu sein.

Auch Arbeitsmöglichkeiten würde es hier für sie geben. Ihr Schwiegersohn konnte ihr helfen, in dem kleinen, dem College angeschlossenen Studentenkrankenhaus eine Stelle als Hilfskrankenschwester zu finden, und so traf sie alle Vorbereitungen und zog 1960, mit 65 Jahren, nach Williamsburg. Wieder einmal war es an der Zeit, den Haushalt aufzulösen und sich in neue Verhältnisse einzugewöhnen. Doch hierin hatte sie Übung.

Schnell war alles verkauft oder verschenkt. Möbel, Hausrat überhaupt, würde sie nicht mehr benötigen, ihr Zuhause sollte zukünftig ein Zimmer im Schwesternheim der Klinik sein. Von allen Haushaltspflichten befreit, war es ihr jetzt wieder möglich, sich ganz den Arbeiten und Dingen zu widmen, die wirklich wichtig waren.

Menschen, die mit Irma Fey Kontakt hatten, vermitteln uns in Ansätzen durch ihre Erinnerungen ein Bild, das wenigstens einen kleinen Einblick in ihre Lebenssituation während der Jahre in Williamsburg gibt: «Sie suchte sich immer extra Arbeit *wie* Kinderhüten, zusätzliche Arbeit als Krankenschwester im Krankenhaus, oder als Privatschwester zu Hause bei Kranken, um ihre freien Abende oder Tage anderen dienend zu opfern. Um ihre Begeisterung fürs Leben beneidete ich sie, sowie ihre Fähigkeiten in so vielem, wie im Schwimmen und Fahrradfahren. Sie wäre sicher auch Ski gelaufen und gewandert, wenn es Berge und Schnee hier gegeben hätte. Die nächsten Berge aber sind in West Virginia, zu weit entfernt, um mit dem Fahrrad hinzukommen», beschrieb eine ehemalige Kollegin, Betty Bracey⁴¹³, Irma Feys Alltag. Eine andere Kollegin wusste sich zu erinnern: «Wir sind beide Leseratten gewesen, und es machte mir immer Spass, mit ihr Bücher und Autoren zu diskutieren. Während wir so sassen und uns unterhielten, machte sie die schönsten Handarbeiten: Stickerei oder Strickarbeiten. Die Stricknadeln flogen nur so, und im Nu waren Handschuhe oder Socken fertig. Meine Lieblings Erinnerung an Irma Fey ist ihre rührende Hingabe an ihre Familie. Am liebsten tat sie irgendetwas für sie. Sie genoss die Stunden, die sie mit ihren Enkelkindern und deren Nachbarskindern in Williamsburg mit Spielen verbringen konnte, und sie verbrachte auch viele Stunden in denen sie sich überall in der Stadt nützlich machte und

und hilfsbereit zeigte.»⁴¹⁴ Eine Nachbarin von Hanni F. Sherman: «Eine kleine, dünne Frau mit braun-grau meliertem Haar. Oma empfahl schon damals gute Nahrung und Bewegung, lange vor dem heutigen modischen Drang danach. Sie ging zu Fuss mit schnellem, bewusstem Schritt. Im Sommer ging sie im Schwimmbad schwimmen, in ihrem einfachen, schwarzen Badeanzug. Weil Oma immer so liebevoll und lebensfroh war, war sie als Kinderhüterin in der ganzen Stadt sehr begehrt.»⁴¹⁵

Der Name «Oma», wie sie ihre Enkelkinder nannten, wurde bald zu einem Begriff in der kleinen Universitätsstadt. Es müssen schöne Jahre für sie gewesen sein. In der gleichen Stadt wie die Tochter und deren Familie zu leben, ohne finanzielle Sorgen, obwohl sie nur noch acht und nicht sechzehn Stunden am Tag dem nicht leichten Beruf als Krankenschwester nachgehen musste, keinen ungeliebten Haushalt führen zu müssen, – sie konnte zufrieden sein. Und irgendwie war es auch ein ganz klein wenig wie früher, in der Zeit, als sie noch keine Familie hatte und ehe das Schicksal sie zur Emigrantin machte. Das College besass nicht nur eine grosse Bibliothek, die es ihr erlaubte, ihrem Hobby aus frühester Jugend nachzugehen, ohne selbst teure Bücher kaufen zu müssen. Es gab auch ein Hallenbad und Tennisplätze. Dazu kam die Möglichkeit, in ihrer Freizeit mit Kindern zusammen zu sein oder kranke Menschen zu pflegen. Sie konnte voll und ganz den Vorstellungen der «sozialen Mütterlichkeit» leben, dem höheren Ganzen dienen, wie es für sie vor Jahrzehnten schon zur Lebensmaxime geworden war.

Wie nahe lag es für Irma deshalb auch, die Mutter ihres Schwiegersohnes zu pflegen und den Haushalt zu versorgen, als diese 1961

zum Pflegefall wurde. Ihr Zustand war bedenklich. Die Krebsoperationen allein hatten sie schon zu einer schwer kranken Frau werden lassen, als ein Blutgerinnsel im Bein auch noch eine Amputation erforderlich machte, war die Not gross. Auf die Hilfe ihres Mannes konnte sie nicht zählen, Alterssenilität hatten den Siebzigjährigen selbst zum Pflegefall gemacht. Eine Pflegekraft konnte nicht angestellt werden, dazu war die Rente zu klein. Auch ein Pflegeheim war nicht zu bezahlen.

Irma Fey war unabhängig und frei von finanziellen Sorgen, warum sollte sie nicht unbezahlten Urlaub nehmen und helfen? Die Wertvorstellungen der Eltern ihres Schwiegersohnes und ihre eigenen lagen leider so weit auseinander, dass diesem Experiment kein Erfolg beschieden war: «Hilda und Jim waren sehr ordentliche Leute», so Hanni F. Sherman, «deren Haus immer vollkommen sauber und aufgeräumt war. Sie waren konservativ und sehr stolz auf ihre tiefen amerikanischen Wurzeln, die bis zur Kolonialzeit zurückreichten. Irmas Art in Bezug auf Kleidung und Haushalt verursachten grossen Anstoss bei Hilda und Jim. Auch verursachte Irmas unverblühte Redensart Reibungen. Ihre ganze Lebensart *war* sehr verschieden, und *es gab täglich* Missverständnisse.»⁴¹⁶

Die Eltern ihres Schwiegersohnes waren anscheinend nicht die einzigen, mit denen Irma Fey in den doch für sie entspannten Jahren Probleme hatte. «Es *waren* dieselben Schwierigkeiten», meinte Hanni, «die Irma in Williamsburg, in der College-Klinik hatte. Es war ein beinahe komisch-lustiger Zusammenstoss von verschiedenen Kulturen, verschiedenen Weltanschauungen.»⁴¹⁷

«Mit Kindern jedoch *verlief* alles ganz anders», gab Richard B. Sherman zu bedenken. «Alle Kinder liebten sie und sie liebte alle

Kinder. Dieses Verhältnis zu Kindern war für sie vermutlich sehr zweckmässig. Es gab ihrem Leben Inhalt und Freude, was ihr im Umgang mit den Erwachsenen versagt blieb. Kinder akzeptierten sie einfach so, wie sie war, und stellten sich keine weiteren Fragen. Es kam den Kleinen gar nicht in den Sinn, dass sie anders war oder eine sonderbare Aussprache hatte. Und als sie etwas älter wurden, konnte Oma diesen sprachbedingten Unterschied benutzen, um sie ein wenig Deutsch zu lehren (ihr «German Club»), und zwar so wie sie es liebten und schätzten.... In der Welt der Kinder war Oma keine Fremde; hier war sie am rechten Platz.»

«Oma, wie jeder sie nannte, war sehr stolz auf ihre deutsche Herkunft und sie wollte, dass ihre Enkelkinder den Reichtum der deutschen Kultur auch erleben konnten», erinnerte sich Barbara Ball, Nachbarin der Shermans.⁴¹⁸ Deshalb wohl gründete sie auch einen «German-Club», in dem neben Linda und Alan auch die Kinder aus der Nachbarschaft willkommen waren. Der Treffpunkt war entweder in der Wohnung der Shermans oder bei der Nachbarfamilie. Um die deutsche Sprache zu erlernen, wurden Bücher für die Kinder angeschafft. Aber der Unterricht war nicht trocken und nur auf das Lehrbuch beschränkt. Tänze, Lieder, Spiele und Puppentheaterstücke auf Deutsch forderten den Lerneifer der Kinder. Und, wie zu Zeiten der Kinderfreundbewegung in Berlin oder in Detmold, wurden auch Ausflüge unternommen. Zur Weihnachtszeit führte sie die Mitglieder des German-Clubs in die deutschen Weihnachtsbräuche ein und im altherwürdigen Raum der Universität im Stil des 18. Jahrhunderts, in dem einmal Indianerkinder unterrichtet wurden, erhielt jedes Kind vom Nikolaus ein kleines Säckchen mit Zugschnur und mit rotem Stoff gefüttert. Jedes enthielt Süßigkeiten, eine kleine Rute

und ein Stück Kohle. «Als Erinnerung an die alten deutschen Bräuche», wie Barbara Ball sich ausdrückt.

Ihr Lebensmittelpunkt jedoch waren ihre Enkelkinder. Linda und Alan erinnern sich noch an die vielen Spiele, Geschichten und Lieder, die ihre Grossmutter immer parat hatte. Lindas Beziehung zu ihrer Grossmutter reichte noch ein Stück weiter. «Ihre Ergebenheit zu und Liebe für ihren Beruf als Krankenschwester beeindruckten mich sehr und mein Wunsch, ihrem Vorbild zu folgen, führten mich zu diesem Beruf. Besonders gern hörte ich Geschichten aus der Zeit, als sie Krankenschwester in einem Feldlazarett während des Ersten Weltkrieges war. Diese Geschichten befassten sich meistens mit unschuldigen Opfern, Kindern oder Bauern, die verletzt wurden.»⁴¹⁹

Denkt Linda an ihre Grossmutter zurück, fällt ihr eine energische und entschlossene Frau ein, die, ging sie zu Fuss, ihren ganzen Körper nach vorne neigte und grosse, sichere und entschlossene Schritte machte, so, «als ob sie den Boden aufforderte, ihr den Weg nicht zu versperren.» Nach ihrer Erinnerung genierte sich Oma nie, Fragen zu stellen, ganz gleich an wen. Und sie ist der Auffassung, dieser Tatendrang wäre es auch gewesen, der es ihr ermöglichte, im Alter aktiv und fit zu bleiben, obwohl ihr Rücken bucklig war und ihr Schmerzen bereitet haben musste.

Zu Irma Feys Anpassungsbemühungen gehörte auch, einen Führerschein zu erwerben und sich ein Auto zu kaufen. Doch schon bald entledigte sie sich dieser amerikanischen Sitte und ging wieder dazu über, zu Fuss zu gehen oder mit dem Fahrrad zu fahren. Auch dieser Versuch war also missglückt. In Amerika fuhr damals kein Erwachsener mit dem Fahrrad oder ging zu Fuss, selbst kurze Strecken wurden mit dem Auto bewältigt. War sie wieder einmal zu Fuss unter-

wegs und Bekannte boten ihr an, sie mitzunehmen, dann lehnte sie mit den Worten ab: «Sie wollen mich wohl in ein vorzeitiges Grab bringen. Laufen ist gesund.»⁴²⁰

Fünf Jahre verbrachte Irma Fey in Williamsburg. Als sie siebenjährig ihre Arbeit als Hilfskrankenschwester beendete und in Rente ging, entschied sie sich erneut zur Wanderung. Sie wollte Amerika verlassen und in die Schweiz zu ihrer Tochter Lotti und deren Familie. Diese Enkelkinder kannte sie nur von kurzen Besuchen, und ihren Lebensabend bei ihnen zu verbringen, konnte sie sich gut vorstellen. Als Lotti sie einlud, zu ihnen in die Schweiz zu kommen, regelte sie alle notwendigen Angelegenheiten, verabschiedete sich von Sohn, Tochter und deren Familien und trat ein zweites Mal die Reise über den grossen Teich an.

«Für mein Herzigs»

schrrieb sie zum Abschied ihrer Tochter Hanni:

«Nichts währt ewig hier auf Erden.
Jedes Ding hat seine Zeit,
auch der Mensch hat seine Grenzen.
Sei zum Abschied drum bereit.
Lass das Trauern, lass das Klagen,
wenn wir auseinandergehn.
Denke an die frohen Zeiten.
Es war wirklich wunderschön.»

Ihr Optimismus, ihre positive Weitsicht, waren zurückgekehrt. Das Land konnte ihr zwar nicht Heimat werden, doch sie war ihm auch nicht gram. Bereits vor dem Krieg hatte sie Eva Aufhäuser geschrieben, sie fühle überall gleich, sie sei überall zu Hause. Sie war es an-

scheinend wirklich. Ihr Scheitern, nicht zu verstehen, nicht verstanden zu werden, war nicht ihr individuelles Problem, wie es von vielen Emigranten und Emigrantinnen artikuliert wurde. Sie lebte unabhängig von solchen Wertvorstellungen. Hatte sie jemals Heimat für sich definiert?

Für Irma Fey galten andere Massstäbe. Sie hatte ihr Ziel erreicht, ihre Aufgabe in Amerika war erfüllt. Sohn Kurt hatte eine erfolgreiche Karriere begonnen, Tochter Hanni hatte ihre Familie und einen Mann, der mit seinem Beruf ihr ein Leben in gesellschaftlicher Anerkennung ermöglichte. Darüber hinaus würde ihr erfolgreich beendetes Studium als Beschäftigungstherapeutin es ihr ermöglichen, beruflich tätig zu sein. Auch das langjährige Verfahren um Entschädigung aus Deutschland für Irma und die Kinder war 1963 endgültig abgeschlossen⁴²¹ und die erhaltene Summe an alle drei Kinder verteilt. Hanni und ihr Mann kauften davon ein Grundstück in Williamsburg, um dort ein Haus zu bauen, und legten ein Sparbuch für das Studium der beiden Kinder an, so dass auch bis in die dritte Generation vorgesorgt worden war.

In einem der letzten Briefe vor Abschluss des Manuskriptes zur Biographie ihrer Mutter, schrieb Hanni F. Sherman: «Sie hatte ihren Kindern zu einer gesicherten, erfolgreichen und befriedigenden Existenz und Zukunft verhelfen. *Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten* hatte mir und Kurt dies ermöglicht. Diese Tatsache gab unserer Mutter *eine* enorme Befriedigung, Stolz und Freude. Sie hatte ihr ganzes Leben und all ihre Krajt seit unseres Vaters Tod in dieses Ziel gesteckt. Wir alle bewundern sie für ihre Ausdauer, ihren Mut und ihre Zuversicht. Sie verlor ihr Ziel nie aus den Augen.»⁴²²

«...Wir *haben uerloren*, aber wir hoffen, dass *die Jugend Erfolg haben wird*. So will ich schliessen mit den Worten aus einem unserer alten Kampflieder: ‚Hell aus dem dunklen *Vergangenen* leuchtet nun Zukunft hervor'. »

Irma Fechenbach-Fey

Teil IV | Schweiz | 1965-1973



Irma Fechenbach-Fey auf ihrem Balkon in Dietikon (Schweiz), 1965.

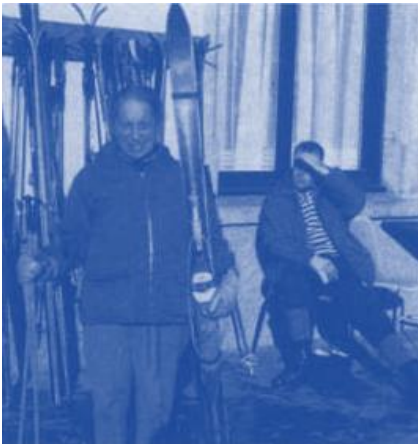
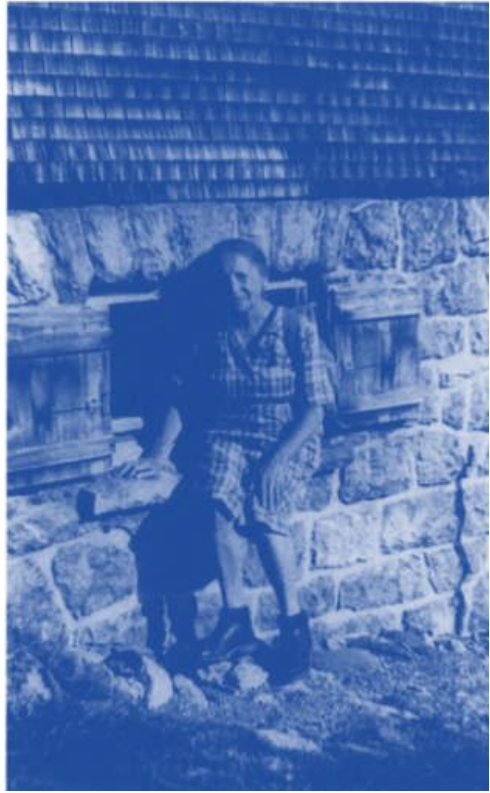


Irma *Fechenbach-Fey* mit Tochter
Hanni und ihrer Familie in Griechen-
land, 1967.



Im Schwimmbad in Dietikon mit
Tochter Lotti, ca. 1970.

Bergwanderungen und Skifahren gehörten
auch im Alter zu Irma Fechenbach-Feys
Freizeitbeschäftigungen.
Fotos: ca.1970.





Irma Fechenbach-Fey während ihrer Ansprache zur Einweihung des Gedenksteins, 1973.

Gedenkstein für Felix Fechenbach im Kleinenberger Wald bei Scherfede.





*Vor dem Gedenkstein:
Irma Fechenbach-Fey, Ministerpräsident Heinz Kühn,
Dr. Robert M.W. Kempner, 1973.*





Die Kinder von Irma und Felix Fechenbach im Jahre 2002. Links: Lotti Fechenbach, Mitte: Dr. Curt Fey, rechts Hanni F. Sherman. Rechts an der Wand ein gemaltes Kinderbild von Irma Fechenbach.

Schweiz: Rückkehr nicht Heimkehr, oder: Der Kreis schliesst sich

Am 1. April 1965 brachten Hanni und ihre Familie «Oma» nach Norfolk zum Hafen. Wie 1946 fuhr Irma Fey auch jetzt nicht mit einem normalen Passagierschiff, ein italienischer Kohlenfrachter brachte sie dieses Mal über den grossen Teich. Die Reise dauerte zwar etwas länger, dafür aber war sie viel preiswerter und auch interessanter. Wie begeistert ihre Mutter von dieser Reise erzählte, daran erinnert sich Hanni F. Sherman noch heute. «Oma *war* Hahn im Korb und wurde von der *ganzen* Mannschaft verwöhnt.»⁴²³ Die jungen italienischen Matrosen und Offiziere hatten ihre Freude an der fröhlichen, quicklebendigen «Nonna». Eine Grossmutter an Bord zu haben, die immer zu Spässen aufgelegt und an allem interessiert war, brachte Abwechslung in den sonst so eintönigen Schiffsalltag. Die Sprachbarrieren störten niemand, im Gegenteil, sie trugen höchstens zur allgemeinen Heiterkeit bei. Wie im Fluge vergingen die siebzehn Tage auf hoher See, und bei der Einfahrt in den Hafen von Triest kam Abschiedsstimmung auf.

Als Irma Fey im Zug nach Zürich sass, beschäftigten sie bereits andere Gedanken. In das Land zurückzukehren, das ihr einmal Exil gewährt hatte, weckte so manche Erinnerung. Sätze wie «das Boot

ist voll» gehörten zum Glück schon lange der Vergangenheit an. Heute war sie weder Emigrantin noch musste sie sich den immer noch komplizierten Einreisebedingungen für Ausländer aussetzen. Sie kam auf Einladung ihrer Tochter, war auf keinerlei finanzielle Unterstützung angewiesen, und es wartete eine eigene, komplett eingerichtete Wohnung⁴²⁴ auf sie. Konnte ein Neuanfang unkomplizierter sein? Bereits wenige Tage nach ihrer Ankunft erhielt sie von der Fremdenpolizei in Bern «die Zusicherung der Aufenthaltsbewilligung im Kanton Zürich.»⁴²⁵ Ihr Aufenthalt war unbefristet, und sie musste nicht wie damals in regelmässigen Abständen ihre Bewilligung verlängern lassen. Jetzt stand auch nicht mehr «politischer Flüchtling» als Begründung in ihren Aufenthaltspapieren, sondern: «Wohnsitznahme zwecks Verbringung des Lebensabends bei Tochter und Schwiegersohn, Familie M. Wiederkehr, ...» Unter der Rubrik «Name und Vorname» steht zwar «Fechenbach, geb. Fey, Irma».⁴²⁶ Das heisst, ihr angenommener Name war jetzt zu ihrem Geburtsnamen geworden, doch das störte sie wenig. Wichtiger war ihr, den alten Namen ohne grosse bürokratische Hindernisse wieder zurückzuerhalten zu haben, und sie nannte sich von nun an Irma Fechenbach-Fey.

Die Schweiz war ihr nicht fremd geworden. Bereits im März 1956 hatte sie zum ersten Mal Lotti und deren Familie besucht. Damals verbrachten sie die Skiferien zusammen im Toggenburg. Ihr fünfjähriger Enkel Balz sollte in die «Ski-Schule». Aber es gab kein «Schulhaus», und Balz lehnte den Unterricht ab. Kurz entschlossen übernahm Oma die Aufgabe der «Skilehrerin». Auf dem Hügel unter der Dorfkirche wurde geübt. War der grosse Zeiger auf der Kirchturm-

uhr einmal rundum gelaufen, gingen Oma und Enkel ins nahe gelegene Kaffeehaus, und es gab zur Belohnung «einen Drink».⁴²⁷

Es war ihr wichtig, bei ihren Besuchen in der Schweiz möglichst viel Zeit mit ihren Enkelkindern zu verbringen, wie sonst sollte sie eine Beziehung zu ihnen aufbauen. In den Jahren 1960 und 1962 zum Beispiel ging sie mit Kathie, Balz und Thomas «auf Fahrt» nach Deutschland. Nach so vielen Jahren der Abwesenheit aus der Heimat ging es Irma nicht nur darum, alte Erinnerungen aufzufrischen, sie wollte auch sehen, was sich seit dem Krieg verändert hatte. Vor allem wollte sie ihren Enkelkindern ihre Heimat zeigen. Augsburg, München und der Starnberger See waren Orte, die alle zusammen besuchten. Enkelin Kathie Wiederkehr erinnert sich: «Das ‚Highlight‘ war eine Flossfahrt auf der Isar.»⁴²⁸

Die Schweizer Enkelkinder kannten ihre Amerika-Grossmutter viele Jahre nur aus Erzählungen, durch Päckchen mit Geschenken, die sie nach Dietikon schickte, und durch viele Postkarten. Kathie Wiederkehr: «Die ersten Erinnerungen an Oma sind die Postkarten, die sie uns mit ihrer eigenartigen Schrift schrieb. Ich *war* erst ca. 4 Jahre alt und Ireute mich riesig, dass ich Post erhielt.»⁴²⁹ Als sie ihre Grossmutter bei einem Besuch in Amerika zum ersten Mal sah, erschrak sie ein wenig über die kleine, auf sie sehr fremd wirkende Frau, die so «komisch» sprach: bayrisch mit amerikanischen Brocken. Später, zurück in der Schweiz, war sie wieder die geliebte «Oma in Amerika». «Ich *war* sehr stolz darauf, eine Oma im «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» zu haben und prahlte auch damit.» In Kathie Wiederkehrs Erinnerungen haften Bilder von «Fress-Päckli» in

den Ferienlagern, kleinen Schachteln mit Rosinen, Erinnerungen an den Sears-Katalog (eine grosse Warenhauskette), der für sie das Schlaraffenland an sich darstellte und in den sie sich stundenlang vertiefte. Verrückte Weihnachtsgeschenke durfte sie aussuchen, eine Kinderschreibmaschine – eine Attraktion, die es 1960 in der Schweiz noch nicht gab – oder ein Krankenschwester-Kostüm, farbige Schallplatten, Dinge, die ein Kinderherz begeistern konnten.

Und nun kam diese Oma für immer in die Schweiz, wohnte sogar in Dietikon und ganz in ihrer Nähe. Vorstellen konnte sie sich das zuerst nicht, war diese Grossmutter doch immer ihre «Oma in Amerika» gewesen. Aufregend, doch «damit erlosch das «Traumbild» von meiner Amerika-Oma. Zurück blieb das Bild von einer stets fröhlichen (z.T. auch wie aufgeklebt), etwas schrulligen, alten Frau, die zu allem einen Spruch wusste; z.B. «Ich bin dumm wie 'ne Kuh und lern immer noch dazu.» Beim Aufschreiben ihrer Erinnerungen stellte Kathie Wiederkehr überrascht fest, wie wenig positive und schöne Begebenheiten im Grunde genommen bei ihr haften geblieben sind. Sie erinnerte sich eher an Verhaltensweisen ihrer Grossmutter, die sie störten und für die sie sich schämte, wenn Fremde diese mitbekamen. «Sie kochte bei uns regelmässig das Mittagessen», schrieb sie, «aber das war oft so ‚grusig‘, dass ich keine Kameradinnen mehr nach Hause mitnahm.» Zwei «Highlights» gab es dennoch in ihrer Erinnerung: die Dampfnudeln mit Vanillesauce und das Abendessen jeden Samstag vor dem Fernseher. Zu Hause gab es noch keine Möglichkeit, «Fury», «Flipper» oder «Lassy» zu sehen. Für Oma aus Amerika gehörte der Fernseher bereits als ganz selbstverständliches Möbelstück zum Wohnzimmer.

Auch in der Schweiz waren die Kinder wieder ein zentraler Bezugspunkt in Irma Fechenbachs Leben, und ebenso wie in Williamsburg schloss sie auch hier die Freundinnen und Freunde ihrer Enkel mit ein. Im Mittelpunkt stand immer wieder das Puppenspiel. «Als meine Mutter aus Amerika in die Schweiz zurückkam, hat sie für die Kinder meiner Freundinnen bei Geburtstagsfeiern Kasperstücke gespielt, die sie sich je nach Anlass selbst ausgedacht hat. Sie spielte immer mit den ursprünglichen Figuren: Kasperl, Grossmutter, Polizist, König, Teufel, Zauberer, Prinzessin, Sepp – Kasperls Freund – so wie früher auf den Jahrmärkten gespielt wurde», erinnerte sich Lotti Fechenbach.⁴³⁰ Auch in der Familie der Enkelin hat dieses Kindervergnügen einen zentralen Platz. Kathie Wiederkehr knüpfte jedoch nicht allein mit dem Puppenspiel an die Tradition der Grosseltern an, sondern auch an deren politische. Sie wurde Mitglied in der schweizerischen Sozialdemokratie, für deren Ziele sie sich aktiv einsetzt. Darüber hinaus wählte auch sie eine dem Beruf der Grossmutter ähnliche Tätigkeit und wurde Sozialpädagogin. Im Gegensatz zu ihrer amerikanischen Cousine Linda, die ganz bewusst ihre Berufsentscheidung an den Interessen ihrer Grossmutter orientierte, lief dieser Prozess bei Kathie vielleicht eher unbewusst ab, denn «Oma erzählte fast nie von früher: von ihrer Kinderzeit, von der Zeit mit Felix und von den Jahren in St. Gallen. Erst viel später begann ich mich dafür zu interessieren und mich damit auseinander zu setzen. Ich bedaure es sehr, dass ich Oma nicht mehr direkt fragen kann.»⁴³¹

Oma spielte lieber mit den Kindern, ging mit ihnen wandern oder las ihnen vor. Im Dezember 1969 hatte sie Gelegenheit, ihre Kunst des Vorlesens einem grossen Publikum zu präsentieren.

Sie nahm zur Weihnachtszeit an einem Vorlesewettbewerb im «Bücherschiff»⁴³² auf dem Zürichsee teil. Die Veranstalter hatten sich für dieses Jahr etwas Besonderes ausgedacht: Es sollte die Grossmutter preisgekrönt werden, die am besten vorlesen konnte. «Es gab da einige sehr gute Leserinnen. Doch wie sie in ihrer schlichten Erscheinung ihre Geschichte las, überzeugte sie Jury *wie* Publikum, dass *sie* den ersten Preis gewinnen durfte. Es *war* irgendwie die Seele ‚dahinter‘, die in ihrer Lesung durchkam», erinnerte sich Ursula Ott, eine Freundin von Lotti Fechenbach. «Niemand kann Geschichten besser als Oma erzählen! Das wussten wir alle. Und nun wusste es die ganze Stadt Zürich auch», war stolz Hanni F. Shermans Kommentar. Den ersten Preis, einen Schaukelstuhl, lehnte Irma Fechenbach ab. Warum ausgerechnet einen Schaukelstuhl? Als man ihr auf diese Frage antwortete, sie sehe doch aus wie eine richtige Grossmutter und der Sessel passe zu ihr, war sie zutiefst beleidigt. Er durfte nicht in ihre Wohnung. Noch heute hat dieser inkriminierte Schaukelstuhl einen Ehrenplatz bei Freunden der Familie Wiederkehr.

Im März des gleichen Jahres hatte sie wieder einmal allen Grund, sich zu freuen. Auch in der Familie ihres Sohnes Kurt war Nachwuchs angekommen, und zu Weihnachten 1970 konnte sie den kleinen Carl Felix zum ersten Mal in ihren Armen halten. Sie verbrachte die Feiertage in Williamsburg, und anschliessend ging sie mit Hanni und Kurt und deren Familien nach Lake Placid im Staate New York zum Skilaufen. Während sich die anderen tagsüber im Schnee vergnügten, genoss sie ihren neuen Enkel. Zwei Jahre später trat sie erneut die weite Reise an: Enkelin Linda hatte ihre Highschool been-

det. Bei der Abschlussfeier wollte sie unbedingt dabei sein, und als Geschenk fuhr sie im Anschluss mit ihrer Enkelin zurück in die Schweiz. Eine Reise durch die Zentralschweiz sollte beiden viel Freude bringen. Reisen, Neues aufnehmen, am liebsten mit Mitgliedern der inzwischen vielköpfigen Familie, waren Höhepunkte in Irma Fechenbachs Leben, die sie im Alter uneingeschränkt geniessen konnte.

In die Schweiz zurückgekehrt, fand sie aber auch wieder Kontakt zu Bekannten aus der Zeit ihrer Emigration. So traf sie Anny Pflüger wieder, inzwischen Präsidentin der Schweizer Quäker. Wie in den USA, trat sie auch in der Schweiz den Quäkern bei. Sie besuchte die «Meetings» in Zürich und übernahm die Aufgabe der Schriftführerin. Regina Kägi-Fuchsmann wiederum schien von sich aus den Weg zu ihr gefunden zu haben. Der alte Streit war schon lange vergessen, und als sie ihre Autobiographie beendet hatte, sandte sie Irma ein Exemplar mit einer Widmung.

Irma Fechenbach-Fey hatte ihre Lebensgewohnheiten auch in der Schweiz nicht entscheidend verändert. Die Freude am Umgang mit Kindern, das Pflegen von Kranken und Hilfsbedürftigen und die publizistische Tätigkeit, wenn die Umstände es zuliessen, gehörten immer noch zu den Beschäftigungen, die ihr Freude bereiteten. Hinzu gekommen waren die Englisch-Kurse. Sie wollte die Sprache nicht verlernen, kommunizierte sie mit ihren Kindern und Enkeln in Amerika doch nach wie vor in deren Sprache.

Die Zeit mit Felix, dessen politisches Handeln und dessen Ermordung ihr und ihrer Kinder Schicksal bestimmt hatte, lag weit zurück. Nach dem Krieg hatte man seine Mörder gesucht. Der eine, Wiese, war bereits verurteilt, doch von allen anderen fehlte nach wie vor je-

de Spur. Die Sache verlief im Sande, Felix Fechenbach geriet allmählich in Vergessenheit. Ganz plötzlich, 1969 –, als würde es zum roten Faden ihres Lebens gehören –, wurde die Mordangelegenheit wieder aktualisiert. Einer der Mörder, Friedrich Grüttemeyer, ehemaliger SS-Standartenführer und Kreisleiter der NSDAP in Lippe, war verhaftet worden. Er hatte sich unter falschem Namen im Rheinland verborgen gehalten, bis ein von ihm in betrügerischer Absicht beantragtes Lastenausgleichsverfahren seine wahre Identität ans Tageslicht brachte. Als Irma Fechenbach davon erfuhr, beauftragte sie sofort Robert M.W. Kempner – der mittlerweile in Lansdowne (USA) und in Frankfurt am Main eine Anwaltskanzlei betrieb – mit der Nebenklage.⁴³³

In einer Schwurgerichtsverhandlung am 27. Januar 1969 in Paderborn wurde Grüttemeyer angeklagt, heimtückisch und gemeinschaftlich mit anderen Felix Fechenbach ermordet zu haben. Am Ende des Prozesses schloss Kempner sich der Forderung des Staatsanwaltes an, für Grüttemeyer lebenslängliche Haft zu beantragen. Der endgültige Urteilsspruch jedoch lautete auf fünf Jahre Zuchthaus wegen Mordbeihilfe.⁴³⁴ Der Strafverteidiger hatte für Freispruch plädiert, da Grüttemeyer die Beteiligung am Mord nicht einwandfrei hätte nachgewiesen werden können. Aber selbst diesem milden Urteil kam nur mehr symbolische Bedeutung zu, weil der 76-jährige Grüttemeyer wegen einer Herzerkrankung seine Freiheitsstrafe nicht einmal mehr antreten musste.

Rechtsanwalt Kempner hatte Erfahrungen mit Urteilen bei Nazi-verbrechen durch sein Amt als Anklagevertreter der Amerikaner

beim Nürnberger Prozess und auch durch weitere Prozessverfahren bei Anklagen wegen «Verbrechen gegen die Menschlichkeit». Er wusste, dass ein solches Strafmaß nichts Aussergewöhnliches darstellte. Deshalb erhob er im Schlussantrag die Forderung, Grüttmeyer die Kosten für einen Gedenkstein am Tatort aufzuerlegen. Dem Antrag jedoch konnte aus formalen Gründen nicht mehr stattgegeben werden. Als sich Freunde und Genossen Felix Fechenbachs nach der Verhandlung in einem Restaurant trafen, formulierte er seine Forderung erneut. Der sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete August Berlin gehörte mit zur Runde und griff diese Forderung auf. Er versprach, am Tatort einen Gedenkstein errichten zu lassen. Am Gelingen hatte er keinen Zweifel, hatte sich doch die Partei, mit ihm und dem ehemaligen Bundestagsabgeordneten Wilhelm Mellies an der Spitze, seit Kriegsende für die Klärung des Fechenbach-Mordes eingesetzt.⁴³⁵

Zum Ende des Jahres 1969 stellte Hans Anderfuhren aus Dietikon, ethischer Sozialist und Quäkermitglied wie Irma Fechenbach bei der Fremdenpolizei den Antrag, Irma Fechenbach-Fey als Heimpflegerin stundenweise für seine krebserkrankte Frau Hedi einstellen zu dürfen. Dienen, dem höheren Ganzen, auch noch mit 74 Jahren, konnte sie für sich mehr wünschen? Dieses «Dienen, dem höheren Ganzen», war es aber nicht allein, es war vor allem auch die Möglichkeit, mit Menschen zusammen zu sein, bei denen man sich politisch zu Hause fühlte. Nach wenigen Monaten verstarb Hedi Anderfuhren, und drei Jahre später, am 8. Juli 1973, Hans Anderfuhren. In der Grabrede eines Genossen heisst es: «Wir wissen, dass Deine und

Deine Kraft bei uns bleiben. Solchermassen tiefdankbar um Deine Bahre versammelt, wollen wir Dir versprechen, alles zu tun, was in unserer Macht steht, um den Menschen vollends zu befreien – auf dass einmal wahr werde, was Dein liebendes, revolutionäres Herz ein Leben lang gesungen: ‚Brüder zur Sonne, zur Freiheit, Brüder zum Lichte empor!‘».⁴³⁶ Mit ihm starb ein Genosse, der wie Irma in einer Zeit politisch sozialisiert worden war, als man sich noch an den Schriften von Marx und Bebel orientierte und der humanitäre, ethische Sozialismus noch Platz und Gültigkeit in der westeuropäischen Sozialdemokratie hatte.

Es gibt keinen Hinweis darauf, dass sie in der Schweiz, ausser zu Hans Anderfuhren, noch andere politische Kontakte pflegte. Als sie wenige Tage nach dessen Tod eine Liste mit Adressen von Personen, die zur Gedenksteinenthüllung eingeladen werden sollten⁴³⁷, an August Berlin schickte, ist nur Anny Pflüger erwähnt und der Sohn der inzwischen verstorbenen Regina Kägi-Fuchsmann, Uli Kägi.

Im August 1973 konnte August Berlin sein Versprechen einlösen und am Tatort im Kleinenberger Wald bei Scherfede den Gedenkstein setzen lassen, der am 25. August in einer Feierstunde enthüllt wurde. Neben August Berlin sprachen Irma Fechenbach, Heinz Kühn, Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, und Robert M.W. Kempner. Nicht nur Irma Fechenbach war zur Zeit des Mordes an Felix Fechenbach bereits emigriert, auch Heinz Kühn und Robert M.W. Kempner, und so hielten drei ehemalige Emigranten eine Ansprache an der Gedenkstätte eines Nazi-Opfers.

Für Irma Fechenbach mussten die Vorbereitungen und auch die Feierlichkeiten sehr aufregend und anstrengend gewesen sein. Niemand weiss, wie viele Erinnerungen sie in diesen Wochen begleiteten. Tochter Hanni bemerkte beim Betrachten des Bildes ihrer Mutter während deren Rede: «Sie sieht sehr, sehr angestrengt aus.» Irma Fechenbach war aber auch dankbar, vor allem August Berlin gegenüber und erwähnte dies in ihren Briefen und auch in ihrer Rede:

«Liebe Freunde, werte Damen und Herren!

Ich möchte ihnen allen aufs Allerherzlichste danken, dass sie hierhergekommen sind zu dieser Feier, zu dieser Gedenksteinlegung. Es ist wohl, wie wir alle Jühlen, ein trauriger Anlass und doch, nach 40 Jahren ist *es* ein erhebendes Gefühl, dass sich so viele Leute noch dieser Zeit erinnern. Es ist ein Beweis der Solidarität und der Treue. Ich werde das nie vergessen und ich möchte vor allen Dingen, ihnen und besonders auch August Berlin herzlich danken, für die unendliche Arbeit, die er sich *gemacht* hat. Für die Treue und für alle die Mühe. Wir alle wissen, die wir im Parteileben oder in der Organisation aktiv mitarbeiten, was *es* heisst, eine solche Organisation durchzuführen.

Ich möchte aber auch danken, dem Herrn Ministerpräsidenten und Herrn Dr. Kempner, dass sie diese Feier durch ihren Vortrag *so* würdig gestalteten.

Aber nun zum Schluss liegt mir ganz besonders am Herzen und das ist, wie Dr. Kempner schon ausgeführt hat, dass *es* sich hier nicht nur um meinen Mann handelt, sondern für mich ist es ein Symbol für all die vielen Genossen und die Menschen, die der Nationalsozialismus ermordet hat. Hier ist nicht nur einer, sondern *es* sind alle! Und *es* waren ja so viele! Es waren ja so viele, die kämpften für soziale

Gerechtigkeit, für Freiheit und Frieden. Ich denke *an alle diejenigen* und ich möchte gern, *dass wir alle das* Gefühl von hier mitnehmen, dass *dieser Kampf, dieser Kampf und* Tod nicht umsonst waren, *sondern dass* die Jugend, und wir haben ja auch hier Vertreter der Jugend unter uns, diesen *Kampf* weiterfuhr. Wir haben verloren, aber wir hofften, *dass* die Jugend *einen* Erfolg haben wird. So will ich schliessen mit den Worten aus einem unserer alten Kampflieder: ‚Hell aus dem dunklen Vergangenen leuchtet nun Zukunjt hervor!‘⁴³⁸

Wenige Monate später, am n. Dezember, als Irma Fechenbach-Fey abends mit ihrem Fahrrad unterwegs war, verunglückte sie tödlich. In der Lokalzeitung stand zwei Tage später: «Fussgängerin aus Dietikon tödlich verunglückt. Die 78jährige Dietikonerin, Irma Fechenbach-Fey, die am Dienstagabend die Birmensdorferstrasse auf der Höhe des Hauses Nr. 63 von links nach rechts überquerte, wurde von einem Auto angefahren und so schwer verletzt, dass sie kurz nach der Einlieferung ins Limmattalspital verschied.»⁴³⁹

Der Kreis hatte sich geschlossen, es war alles an seinem Ende, das Leben war gelebt. Wie es bereits Mitte der zwanziger Jahre ihr Wunsch war, wurde sie verbrannt, – und sie erhielt ihre letzte Ruhe auf einem christlichen Friedhof – ihren Grabstein gestaltete ihr Enkel Balz Wiederkehr. An ihrem Grab sprach ein Quäker: «Wenn wir heute von der sterblichen Hülle unserer lieben Freundin Irma Fechenbach Abschied nehmen, dann in einem Gefühl der tiefsten Dankbarkeit. Nicht umsonst verwenden wir den Ausdruck ‚Abdankung‘. Dank vor allem in der Erkenntnis, dass das Wesentliche, die Seele, das Geistige unserer Freundin nicht verloren gehen kann; dass es in uns allen, die

wir sie haben kennen dürfen, weiterleben und unvergesslich sein wird. Dank für ein reicherfülltes Leben – erfüllt trotz all der Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte – ein Leben, das ihre Persönlichkeit gestaltete, sodass niemand, der ihr begegnete, sich ihrer Ausstrahlung entziehen konnte. Reicherfüllt nicht, weil es ihr äussere Befriedigung durch die vergänglichen Reichtümer dieser Welt brachte, sondern durch ihren Dienst an den Menschen ihrer Umgebung, überall dort, wo das Leben sie hinstellte. Ihre Ausstrahlung, ihre *tiefinnere* Fröhlichkeit, hatten sicherlich als Grundlage die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die sie von den Aeusserlichkeiten des Lebens weitgehend unabhängig machten.»⁴⁴⁰

Während das Grab von Felix Fechenbach auf dem jüdischen Friedhof in Rimbeck noch immer existiert, wurde das von Irma Fechenbach-Fey auf dem christlichen Friedhof in Dietikon bei Zürich bereits vor einigen Jahren aufgehoben. An sie erinnert nichts mehr.

Gräber, Gedenksteine erinnern, können zu Wallfahrtsorten werden, jedoch auch Zielscheiben sein für den Hass Andersdenkender. Auch der Gedenkstein von Felix Fechenbach ist dem ausgeliefert: Im Juni 1999 wird er von Unbekannten geschändet, im Mai 2000 ein zweites Mal eingeweiht. Am 11./12. August 2001 ist wieder in der Lippischen Landes-Zeitung zu lesen: «Schüsse auf Fechenbach-Denkmal. Polizei Höxter: Politisch motivierter Anschlag – Staatsschutz eingeschaltet».

Fussnoten Teil I - IV

- 1 SCHUELER, Hermann, *Auf der Flucht erschossen. Felix Fechenbach 1894-1933*, Köln 1981, S. 214, 219, 222, 240f, 243, 253 F.
- 2 Fluchtpunkt Zürich. Zu einer Stadt und ihrem Theater. Schauplätze der Selbstbehauptung und des Überlebens 1933-1945. Katalog zur Ausstellung des Kunsthauses Zürich 1988, S. iof.
- 3 Es war eher die deutsche Exil-Literatur mit ihren etwa eineinhalbtausend Autoren, die in der Emigration publizierten, die das öffentliche Interesse erweckten. Innerhalb der Geschichtswissenschaft interessierte Emigration weniger. Joachim Radkau fragte 1971, ob Emigration für die Geschichtswissenschaft überhaupt ein Thema sei. Wäre dies zu bejahen, dann wäre die Emigration seiner Meinung nach «nur für die systematischen Sozialwissenschaften ein geeignetes Forschungsobjekt.», RADKAU, Joachim, *Die deutsche Emigration in den USA. Ihr Einfluss auf die amerikanische Europapolitik 1933-1945*, Düsseldorf 1971, S.11. Die Sozialwissenschaften konnten sich für das Thema insgesamt nicht erwärmen. Nur ein kleiner Kreis von Historikern und Historikerinnen nahm sich ihm an, allen voran Wolfgang Benz. (s. Literaturverzeichnis)
- 4 SCHÄFER, Ingrid, Irma Fechenbach-Fey. Lebensbild einer jüdischen Sozialistin, in: Felix Fechenbach Journalist Schriftsteller Pazifist 1894-1933, hrsg. vom Landesverband Lippe – Institut für Lippische Landeskunde und dem Kreis Lippe, Detmold 1994, S. 100-117.
- 5 Die Vereidigung der Präsidentialregierung Hitler wurde von den Nationalsozialisten als «Machtübernahme» interpretiert. Mit dem Notstandsparagrafen 48 der Reichsverfassung war die Befestigung der totalen Macht der NSDAP ebenso möglich wie die Durchsetzung des Führerprinzips und die Gleichschaltung.
- 6 KEMPNER, Robert M.W., *Ankläger einer Epoche. Lebenserinnerungen*. In Zusammenarbeit mit Jörg Friedrich, Frankfurt/Berlin 1986, S. 99.
- 7 KEMPNER, Robert M.W., 1986, S.110.
- 8 MARCUSE, Ludwig, *Mein Zwanzigstes Jahrhundert*, Frankfurt am Main/Hamburg 1968, S. 132.

- 9 MARCUSE, Ludwig, 1968, S. 133.
- 10 Älteste Tageszeitung im Kleinstaat Lippe und Organ der DVP, dessen Herausgeber und Verleger, Max Staercke, sich aktiv parteipolitisch engagierte.
- 11 Interview Karl Heinz Luhmann (Sohn von Ernst Luhmann), Detmold, am 9. Januar 2002.
- 12 Die Interpretation des Liedes vom „Lippischen Schützen“ (das beliebteste aller lippischen Volkslieder) des jüdischen Vortragskünstlers Joseph Plaut hatte Anstoß bei den Nazis erregt und sie zu der von dem SA-Mann Friedrich Grüttemeyer angeführten Aktion veranlasst. Siehe hierzu: RUPPERT, Andreas, Die Ortsgruppe Detmold der NSDAP 1925–1934, in: *Nationalsozialismus in Detmold. Dokumentation eines stadthistorischen Projekts*, hrsg. von der Stadt Detmold in Zusammenarbeit mit dem Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe, Bielefeld 1998, S. 216 f.
- 13 GIDAL, Nachum T., *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*, Köln 1997, S. 267.
- 14 „...dennoch Menschen von Gott erschaffen“ – Die jüdische Minderheit in Lippe von den Anfängen bis zur Vernichtung. Katalog und Arbeitsbuch zur Wanderausstellung, hrsg. von der Stadt Detmold und dem Kreis Lippe mit Unterstützung der Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen, bearbeitet von Dina van Faassen und Jürgen Hartmann, Bielefeld 1991, S. 70 f.
- 15 Konkret ergab die Auszählung einen Anstieg von 254 auf 2884 Stimmen. Siehe: Bender, Wolfgang, Die „NS-Machtergreifung“ in Detmold, in: *Nationalsozialismus in Detmold*, Bielefeld 1998, S. 233.
- 16 BENDER, Wolfgang, 1998, S. 233.
- 17 Siehe hierzu die Biographie von Herman Schueler, 1981.
- 18 „Beschränkung des Versammlungs- und Presserechts“, siehe *Lippische Landes-Zeitung* vom 6. Februar 1933, Nr. 36, 167. Jg. Mit der neuen Notverordnung „zum Schutze des Deutschen Volkes“ wurde Versammlungs- und Pressefreiheit unter Ausnahmerecht gestellt.
- 19 Wie Kurt Tucholsky mit den beiden Pseudonymen „Peter Panther“ und „Tiger“ hatte Felix Fechenbach sich mit dem „Nazis-Jüsken“ eine Figur geschaffen, mit der er die Nazis und ihre Politik lächerlich machte.
- 20 Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn, Nachlass Felix Fechenbach 1894–1933 (im folgenden AdsD), Kasette I, Mappe V, Nr. 144.
- 21 Interview Karl Heinz Luhmann, Detmold, am 9. Januar 2002.

- 22 Zum Beispiel in Lage, Lemgo, Schötmar-Salzuflen, Blomberg, Barntrup, Bösingfeld, Bad Meinberg, dem Extertal, Schwelentrup und Schlangen. Siehe: Lippische *Landes-Zeitung* vom 2. März 1933, Nr. 60, 167. Jg.
- 23 AdsD, Kassettel, MappeV, Nr. 144.
- 24 Intelligenz-Blatt der *Königl. Bayer. Stadt Augsburg*, Nr. 89, 31. Okt. 1895, S. 377.
- 25 StA Detmold Di Nr.7327.
- 26 Eva Aufhäuser, Tochter von Siegfried Aufhäuser. Obwohl Eva Aufhäuser viele Jahre jünger war als Irma Fechenbach, verband beide eine tiefe Freundschaft. Eva Aufhäuser, – sie änderte nach ihrer Heirat in Israel ihren Namen in Chawa Nicolai – übergab den gesamten Briefwechsel zwischen ihr und Irma Fechenbach an Lotti Fechenbach. Er gehört heute zum Nachlass Irma Fechenbach-Fey im Frauengeschichtsladen Lippe e.V. Detmold (im Folgenden FGL).
- 27 Die jüngsten Mitglieder der sozialistischen Arbeiterjugend «Die Falken».
- 28 Felix Fechenbach war im linken und liberalen Spektrum der Zeitungswelt ein angesehener Journalist, bekannt auch als ehemaliger Sekretär von Kurt Eisner. Nationale wie internationale Berühmtheit erlangte er, als man ihn 1922 wegen Landesverrat zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt hatte und die deutsche wie europäische linke und liberale Öffentlichkeit sich erfolgreich dafür einsetzte, dieses Fehlurteil wieder rückgängig zu machen. Ausführlich siehe hierzu die Biographie von Herman Schueler.
- 29 Irma Fechenbach schrieb für Zeitschriften wie Arbeiterbildung, Sozialistische Erziehung, Kinderland und Die Genossin.
- 30 Staatshandbuch für das Land Lippe, Detmold 1929, S.60, und STEIN, Erwin (Hrsg.), Monographien deutscher Landschaften, Bd.IV, Das Land Lippe, Berlin-Friedenau 1930, S.i47f.
- 31 StA Detmold C 600, Eimuohnerbuch der Landeshauptstadt Detmold 1932.
- 32 «Am 13.11.1923 hatte sich die Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde in Deutschland unter Mitwirkung von Vertretern der sozialistischen Spitzenorganisationen gebildet (Allgemeiner deutscher Gewerkschaftsbund, Parteivorstand der Sozialdemokratischen Partei, Hauptausschuss für Arbeiterwohlfahrt, Zentralbildungssekretariat der S.P.D., Verband sozialistischer Lehrer, Zentrale der Arbeiterjugend, Arbeitsgemeinschaft der Berliner Kinderfreunde,» in: «Die sozialistische Erziehung» (W) III. Jahrgang 1923, Reichsorgan des Sozialdemokratischen Erziehungs- u. Schulvereins, «Freie Schule-Kinderfreunde», Wien 1923, S. 59.

- 33 *Sozialistische Erziehung*, Heft 6, Juni 1932, 8. Jg., S. 43.
In diesem Aufsatz formulierte sie ihre Erfahrungen innerhalb der Kinderfreundebewegung in einer Kleinstadt.
- 34 Georg Klöpffer, Ein „Nestfalke“ erinnert sich, in: *Festschrift „100 Jahre SPD Ortsverein Detmold 1894–1994.“*
Interview mit Irmgard Plöger, Detmold, 15. Januar 2002,
Interview mit Heinz Wessel, Detmold, 8. Januar 2002.
- 35 Brief von Hanna Marski, Herten, 13. August 1993.
- 36 BÜTTNER, W., „Die sozialistischen Kinderfreunde“, S. 263–285 in: *Gelbe Hefte, Historische und politische Zeitschrift für das katholische Deutschland*, hrsg. von Max Buchner, VII. Jahrgang., I. u. II. Halbband, München 1931.
- 37 *Der Kinderfreund*, Beilage der sozialdemokratischen Tageszeitungen, Nr. 8, 1926, S. 123.
- 38 VICTOR, Walther (anonym), *Das Felix Fechenbach Buch*. Herausgegeben zu seinem Gedenken, Arbon (Schweiz) 1936, S. 22 f.
- 39 Victor, Walther, 1936, S. 22.
- 40 Minuth, Johannes, *Das Kaspertheater und seine Entwicklungsgeschichte. Vom Possentreiben zur Puppenspielkunst*, Frankfurt am Main 1996, S. 121.
- 41 Victor, Walther, 1936, S. 379.
- 42 Victor, Walther, 1936, S. 374.
- 43 Minuth, Johannes, 1996, S. 119.
- 44 Minuth, Johannes, 1996, S. 119.
- 45 Victor, Walther, 1936, S. 23 f.
- 46 In den 1950er Jahren gab sie Kurse im Puppenbau und lernte bei ihrer Arbeit in einer Werkstätte für leicht geistig behinderte Jugendliche den Wert des Puppenspiels für diese Menschen besonders zu schätzen. Durch Zufall erhielt sie eine Stelle im Sekretariat des Zürcher Puppentheaters, schrieb Pressetexte, organisierte Vorstellungen, schloss Verträge mit den Truppen ab und war bei der Spielgestaltung dabei. Interview mit Lotti Fechenbach-Wiederkehr in: *Felix Fechenbach: Der Puppenspieler, ein Roman aus dem alten Würzburg*, hrsg. von Roland Flade und Barbara Rott, Würzburg 1988, S. 39 ff.
- 47 Ausspruch von Martha Steiner, Schwester von Irma Fechenbach.
- 48 Victor, Walther, 1936, S. 24.

- 49 «Es handelt sich also nicht nur darum, die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zu verwirklichen, was das Ziel der bürgerlichen Frauenbewegung ist, sondern darüber hinaus alle Schranken zu beseitigen, die den Menschen vom Menschen, also auch das eine Geschlecht von dem anderen, abhängig machen.» BEBEL, August, Die Frau und der Sozialismus, Frankfurt/ Main 1977, Lizenzausgabe, Berlin 1946, S. 30.
- 50 AdsD, Kassette I, Mappe I, Nr. 1-13.
- 51 KRAMER, Helga, Veränderungen der Frauenrolle in der Weimarer Republik, in: Frauengeschichte, beiträge 5 zur feministischen théorie und praxis, Nr.4, 1981, S.20.
- 52 Auch Hannah Arendt und Günther Stern lebten ohne Trauschein während ihrer Berliner Zeit zusammen. Vor ihrer Umsiedlung nach Frankfurt/Main 1929 jedoch heirateten sie, um sich nicht den Zugang zu den akademischen Kreisen Frankfurts zu erschweren. Siehe: YOUNG-BRUEHL, Elisabeth, Hannah ARENDT, Leben, Werk und Zeit, Frankfurt/Main 1991, S.130.
- 53 Victor, Waltherr, 1936, S. 2f.
- 54 WACH EN HEIM, Hedwig, Vom Grossbürgertum zur Sozialdemokratie, Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, bearbeitet von Susanne Miller, Berlin 1973, S. 8.
- 55 Interview mit Martha Steiner, Klosters (Schweiz), im August 1991.
- 56 Steiner, Martha, Interview.
- 57 Laut Niederschrift eines Radio-Interviews mit Siegfried Aufhäuser im Gedenken zu seinem 100.Geburtstag, 1884-1984, Hasorea (Israel).
- 58 «Ein fast normales Leben.» Erinnerungen an die jüdischen Gemeinden Schwabens. Ausstellung der Stiftung Jüdisches Kulturmuseum Augsburg-Schwaben nach einem Konzept von Gernot Römer, Augsburg 1995, S. 31.
- 59 AdsD, Kassette I, Mappe I, Nr. 99.
- 60 Interview Martha Steiner, Klosters (Schweiz), im August 1991.
- 61 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 62 Auch Lion Feuchtwangers Eltern waren in erster Linie Bayern. Religiös zählten sie zum orthodoxen Teil des Judentums. JARETZKY, Reinhold, Lion Feuchtwanger, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 13 f.
- 63 StA Detmold L 103 Nr. 541.
- 64 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 65 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

- 66 HEPP, Michael, Kurt Tucholsky. *Biographische Annäherungen*, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 269 f.
- 67 Jaretzky, Reinold, 1984, S. 59 und 61.
In einem Brief Felix Fechenbachs aus Augsburg vom 22. 1. 1932 an seine Frau schrieb er: „Das Buch Erfolg kennt Mutter noch nicht, hat aber großes Interesse. Ich bring's auf der Rückreise wieder mit nach Augsburg. Bis dahin werd' ich's gelesen haben“. (AdsD, Kassette I, Mappe I, Nr. 99)
- 68 *Betriebsräte Zeitschrift für Funktionäre der Metallindustrie*, hrsg. vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Stuttgart, 18. 1. 1921, Nr. 2, 2. Jg., S. 33.
- 69 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 70 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 71 StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28.
- 72 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 73 Felix hatte diese Reise journalistisch genutzt. Auch Irma schrieb einen Artikel: „Bei den Arabern“, der 1929 in *Kinderland. Jahrbuch für Arbeiterkinder in Stadt und Land*, erschien.
- 74 Der Bund Entschiedener Schulreformer, dessen Leitung Paul Oestreich hatte, war für die Abschaffung des Schulgeldes, den Verzicht auf Religionsunterricht, die Ablehnung von Prüfungen, die Forderung nach Selbstverwaltung der Lehrerschaft. Ein wesentliches Mittel dieser Veränderung war die neue Erziehung, die demokratisch und sozial sein sollte. Siehe ZIECHMANN, Jürgen, *Theorie und Praxis der Erziehung bei Leonard Nelson und seinem Bund*, Bad Heilbrunn 1970, S. 92 ff. und Wolff, Wilfried, 1993, S. 226.
- 75 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 76 Hepp, Michael, 1999, S. 268.
- 77 Hepp, Michael, 1999, S. 269.
- 78 Victor, Walther, 1936, S. 247.
- 79 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 80 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 81 ZIMMERMANN, Moshe, „Die aussichtslose Republik“ – Zukunftsperspektiven der deutschen Juden vor 1933, in: *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte*, München/Zürich 1990, S. 163.
- 82 KLÖNNE, Irmgard, *Deutsch, Jüdisch, Bündisch. Erinnerung an die aus Deutschland vertriebene jüdische Jugendbewegung*, Teil 1, Dokumentationsschrift der Jugendbewegung puls 21, Witzenhausen 1993, S. 7.

- 83 KOEBNER, Thomas, u.a. (Hrsg.) «Mit uns zieht die neue Zeit.» Der Mythos *Jugend*, Frankfurt am Main 1985.
- 84 PEUKERT, Detlef, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne, Frankfurt am Main 1987, S. 94.
- 85 JUNCK, Robert, Jüdische Jugendbewegung, in: Juden in Berlin, Berlin 1988, S.22.
- 86 KLÄR, Karl-Heinz, Zwei Nelsonbünde. Internationaler Jugendbund (IJB) und Internationaler Sozialistischer Kampfbund (ISK) im Licht neuer Quellen, in: IWK – Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen *Arbeiterbewegung*, Jg.18,1982.
- 87 LEMKE-MÜLLER, Sabine, Ethischer Sozialismus und soziale Demokratie. Der politische *Weg* Willi Eichlers vom ISK zur SPD, Forschungsinstitut der Friedrich Ebert-Stiftung, Bonn 1988, S. 43.
- 88 WEISS, Peter, Die Ästhetik des Widerstands, Frankfurt am Main 1975, Bd.1, S.16.
- 89 Klär, Karl-Heinz, 1982, S. 313.
- 90 FIEDLER, Gudrun, Jugend im Krieg. Bürgerliche *Jugendbewegung*. Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914-1923, Bd.6, Archiv der deutschen Jugendbewegung, Köln 1989, S.125.
- 91 Ziechmann, Jürgen, 1970, S. 93.
- 92 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 93 Vgl. die Artikel von Gustav Mensching, in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften. Hrsg. von Erwin von Beckerath et al., 12 Bände, Stuttgart 1956-1965, Bd.9, S. 216f.
- 94 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey. Brief an Eva Aufhäuser vom 16. Dezember 1932.
- 95 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 96 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 97 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 98 FREVERT, Ute, Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt am Main 1986, S.171.
- 99 Frevert, Ute, 1986, S.175.
- 100 SCHADE, Rosemarie, Ein weibliches Utopia. Organisationen und Ideologien der Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung 1905-1933. Archiv der deutschen Jugendbewegung, Bd.10, Witzhausen 1996, S. 13 fr.
- 101 Frevert, Ute, 1986, S. 180.

- 102 Frevert, Ute, 1986, S. 286.
- 103 *Vorwärts*, 12/94, S. 38.
- 104 ZELLER, Susanne, Die „Staatsgesinnung“ der Fürsorgerin nach dem 1. Weltkrieg zwischen Sozialismus und Weiblichkeitsideologie, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Nr. 8, 1985, S. 60.
- 105 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 106 Interview Martha Steiner, Klosters (Schweiz), im August 1991.
- 107 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 108 StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28.
- 109 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 110 Neben der praktischen Ausbildung an drei Nachmittagen standen in den Vormittagsstunden Fächer wie Gesundheitslehre, Wohlfahrtspflege, Pädagogik, Psychologie, Sozialethik, Jugendhilfe, Rechtskunde, Staats- und Verwaltungsrecht sowie Sozialpolitik, Volkswirtschaftslehre, soziale Zeitschriften, Musik und Werkarbeit auf dem Stundenplan. StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28.
- 111 Ihr letzter Arbeitstag war der 6. November 1929. StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28.
- 112 RIEMANN, Ilka, Die Rolle der Frauenvereine in der Sozialpolitik: Vaterländischer Frauenverein und gemäßigter Flügel der Frauenbewegung zwischen 1865 und 1918, in: *Die armen Frauen, Frauen und Sozialpolitik*, hrsg. von Ilona Kickbusch und Barbara Riedmüller, Frankfurt (Main) 1984, S. 203 ff.
- 113 Schade, Rosemarie, 1996, S. 119 f.
- 114 Schade, Rosemarie, 1996, S. 123.
- 115 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 116 FILSER, Karl, Peter, Sobczyk, Augsburg im Dritten Reich, in: *Geschichte der Stadt Augsburg von der Römerzeit bis zur Gegenwart*, hrsg. von Gunther Gottlieb, Wolfram Baer u. a., Stuttgart 1985, S. 627.
- 117 Filser, Karl, Peter, Sobczyk, 1985, S. 628.
- 118 AdsD, Kassette I, Mappe II, Nr. 52.
- 119 AdsD, Kassette I, Mappe II, Nr. 52.
- 120 Wie Kurt Löwenstein wurde auch Ernst Heilmann, der Führer der Preussischen SPD-Landtagsfraktion, nach dem Reichstagsbrand von SA-Leuten in seiner Wohnung überfallen.
- 121 AdsD, Kassette I, Mappe II, Nr. 12.
- 122 AdSD, Kassette I, Mappe XV, Nr. 13 – 14.

- 123 StA Detmold L80 I e.
- 124 StA Detmold L80 I e.
- 125 AdsD, Kassette I, Mappe I, Nr. 13.
- 126 Filser, Karl, Peter, Sobczyk, 1985, S. 614.
- 127 AdsD, Kassette I, Mappe III, Nr. 52.
- 128 AdsD, Kassette I, Mappe III, Nr. 52.
- 129 „Felix Fechenbach, Mein Herz schlägt weiter. Briefe aus der Schutzhaft“. Nachdruck der Ausgabe St. Gallen 1936, 1. Auflage, Berlin 1987, S. 9.
- 130 AdsD, Kassette I, Mappe II, Nr. 16.
- 131 Felix Fechenbach, Mein Herz schlägt weiter, 1987, S. 11 f.
- 132 AdsD, Kassette I, Mappe V, Nr. 144.
- 133 Schweizerisches Sozialarchiv Zürich (im folgenden: SchwSaZ), Ar. 20.612.
- 134 Filser, Karl, Peter, Sobczyk, 1985, S. 629.
- 135 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 136 Irma Fechenbach lebte vor ihrer Flucht mit den Kindern nicht im Schwarzwald, hier irrt Regina Kägi-Fuchsmann.
- 137 KÄGI-FUCHSMANN, Regina, *Das gute Herz genügt nicht. Mein Leben und meine Arbeit*, Zürich 1968, S. 169 f.
- 138 Kägi-Fuchsmann, Regina, 1968, S. 116.
- 139 Kägi-Fuchsmann, Regina, 1968, S. 116.
- 140 Schueler, Hermann, 1981, S. 84 ff.
- 141 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 142 Willy Münzenberg (ehemaliger kommunistischer Verleger und Reichstagsabgeordneter) war Propagandachef der westeuropäischen Abteilung der Komintern in Paris.
- 143 ORTAG, Peter, *Jüdische Kultur und Geschichte. Ein Überblick*, Landeszentrale für politische Bildung, Bonn 1995, S. 111.
- 144 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 14.
- 145 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 42 f.
- 146 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 15.
- 147 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 15.
- 148 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 18.
- 149 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 21.
- 150 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 22.
- 151 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 22.
- 152 *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 34.

- 153 Mein Herz schlägt weiter, 1987, S. 39.
- 154 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 155 Mein Herz schlägt weiter, 1987, S. 50.
- 156 Mein Herz schlägt weiter, 1987, S. 56.
- 157 Mein Herz schlägt weiter, 1987, S. 57.
- 158 Mein Herz schlägt weiter, 1987, S. 58.
- 159 AdsD, Kasette I, Mappe III, Nr. 96, Eva Aufhäuser im Kondolenzbrief an Irma Fechenbach vom 17. August 1933.
- 160 StA Detmold D72 August Berlin Nr. 28.
- 161 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 162 AdsD, Kasette I, Mappe II, Nr. 23.
- 163 AdsD, Kasette I, Mappe III, Nr. 82.
- 164 Victor, Walther, 1936, S. 24.
- 165 StA Detmold L113 Nr. 1285.
- 166 AdsD, Kasette I, Mappe III, Nr. 53.
- 167 AdsD, Kasette I, Mappe III, Nr.57.
- 168 StA Detmold D21 C, Zug. 118/93, ²Ks 1/48.
- 169 StA Detmold D21 C, Zug. 118/93, ²Ks 1/48.
- 170 AdsD, Kasette I, Mappe III, Nr. 55.
- 171 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey, Brief an Eva Aufhäuser am 29. Juni 1934-
- 172 Der Autor Nathan Morelli über seine Lebenspartnerin Martha Sirowitsch, siehe KREIS, Gabriele, Frauen im Exil, Dichtung und Wirklichkeit, Düsseldorf 1984, S. 26.
- 173 Kreis, Gabriele, 1984, S. 223.
- 174 Kreis, Gabriele, 1984, S. 223.
- 175 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 176 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 177 Siehe u.a.: SchwSaZ, Ar. 20.701; Volksstimme, Ostschweizerische Arbeiterzeitung, Tagblatt der sozialdemokratischen Partei der Kantone St. Gallen, Appenzell A. Rh., Graubünden und Glarus vom 14.10.38, Nr. 240, 34.Jg.
- 178 QUACK, Sibylle, Zuflucht Amerika. Zur Sozialgeschichte der Emigration deutschjüdischer Frauen 1933-1945, Bonn 1995, S.136.
- 179 Kreis, Gabriele, 1984.
- 180 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 181 AdsD, Kasette I, Mappe III, Nr.98.

- 182 AdsD, Kassette I, Mappe III, Nr. 56.
- 183 AdsD, Kassette I, Mappe III, Nr. 73.
- 184 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 185 AdsD, Kassette I, Mappe III, Nr. 54.
- 186 Das Komitee („Comité International d'Aide pour les victimes du fascisme hitleriën“) war von Willy Münzenberg gegründet worden, der von hier aus einen Propagandafeldzug gegen Hitler begonnen hatte. Arthur Koestler sah in diesem „Feldzug“, „eine einmalige Leistung in der Geschichte der Propaganda“. KOESTLER, Arthur, *Autobiographische Schriften. Frühe Empörung*, Bd. 1, Frankfurt am Main/Berlin 1993, S. 441.
- 187 Braunbuch. *Über Reichstagsbrand und Hitlerterror*, Basel 1933, Nachdruck Frankfurt am Main 1973.
- 188 AdsD, Kassette I, Mappe III, Nr. 55.
- 189 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 190 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 191 *Volksstimme* vom 5. 1. 34, Nr. 4, 30. Jg.
Häftlinge, die Dachau verlassen konnten, starben häufig an den Spätfolgen. Der Kommunist Bauer z. B. flüchtete nach seinem Aufenthalt in Dachau mit seiner Frau in die Schweiz. Er starb im Dezember 1939 nach mehreren Operationen im Krankenhaus in Basel an den Folgen der Misshandlungen. (Mitteilung des Krankenhauses an die Eidgenössische Fremdenpolizei in Bern) SchwSaZ, Ar. 20.611.
- 192 HÄSLER, Alfred A., *Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933–1945*, Zürich/Stuttgart 1967.
- 193 Thomas Mann artikuliert diese „geistig-kulturelle Nähe“ zu Deutschland bei der Feier anlässlich seines sechzigsten Geburtstages 1935: „Die Ostschweiz, wo die deutsche Sprache erklingt, ist altdeutscher Kulturboden, sie ist keine Fremde, sondern Heimat einem Deutschen meiner Art, ein Stück Deutschland ausserhalb Deutschlands, – notwendiger- und unverbrüchlicherweise ausserhalb seiner, denn sie gehört geistig, seelisch, gesittungsmässig zu Westeuropa. Sie ist eines der unentbehrlichen Aussengebiete des Deutschtums, wo dieses ins Europäische übergeht, – das ist nach meinem innersten Sinn, das beglückt mich...“. Thomas Mann, *Werke*, Fischer Bücherei, *Moderne Klassiker*, Bd. 19, Frankfurt am Main 1968, S. 294.
- 194 SchwSaZ, Ar. 20.701.
- 195 SchwSaZ, Ar. 20.612.

- 196 SchwSaZ, Ar. 20.701.
- 197 SchwSaZ, Ar. 20.701.
- 198 SchwSaZ, Ar. 20.701.
- 199 KELLER, Stefan, Grüningers Fall, Geschichten von Flucht und Hilfe, Zürich 1993, S.15.
- 200 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 201 AdsD, Nachlass Felix Fechenbach, Kassette I, Mappe III.
- 202 KELLER, Stefan, 1993, S.21.
- 203 AdsD, Nachlass Felix Fechenbach, Kassette I, Mappe III, Nr.46.
- 204 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 205 Kägi-Fuchsmann, Regina, 1968, S.115.
- 206 Häsler, Alfred A., 1967, S. 248.
- 207 Die Schweiz war seit dem 16.Jahrhundert als Folge von Reformation und Gegenreformation
Asylland geworden und stand von jeher an erster Stelle der neutralen, Asyl gewährenden
Länder. Die Tatsache, dass die Schweiz Emigranten aufnahm, lag in ihrer staatlichen Un-
abhängigkeit begründet. Eine Pflicht zur Asylgewährung bestand jedoch grundsätzlich nicht.
Sie konnte die Aufenthaltsbedingungen frei erlassen und bestimmte Emigranten abweisen,
ausweisen und ausliefern. STAHLBERGER, Peter, Der Zürcher *Verleger* Emil Oprecht und die
deutsche politische Emigration 1933-1945, Zürich 1970, S.45ff.
- 208 MARTI, Ernst, 50Jahre Schweizerische Textil- und Fabrikarbeiter-Organisationen 1903-
1953, Zürich 1954, S. 101 ff.
- 209 Die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, hrsg. vom Bundesamt für Kultur (BAK), 2. Aufl.,
Bern 1997, S.122.
- 210 Häsler, Alfred A., 1967, S. 17.
- 211 Die «Front National» stellte den namhaftesten Versuch dar, in der ganzen Schweiz eine
faschistische Partei aufzubauen. Sie ähnelte der NSDAP durch ihren aggressiven Antise-
mitismus. PICARD, Jacques, Die Schweiz und die Juden 1933-1945, Zürich 1994, S. 56.
- 212 Keller, Stefan, 1993, S.73.
- 213 Häsler, Alfred A., 1967, S. 49.
- 214 SchwSaZ, Nr. 20.612.
- 215 Vom 26. Februar 1934, Nr. 48, 30.Jg. bis zum 2. Mai 1934 Nr. 101, 30.Jg.
- 216 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 217 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 218 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 219 StA Detmold L80.14 Nr.335.

- 220 GERHARD, Paul, «...alle Repressionen unnachsichtlich ergriffen werden». Die Gestapo und das politische Exil, in: *Exilforschung*. Ein Internationales Jahrbuch, Bd.15 (Exil und Widerstand), München 1997, S.121.
- 221 Gerhard, Paul, 1997, S. 121 f.
- 222 Gerhard, Paul, 1997, S.122.
- 223 Berthold Jacob, enger Mitarbeiter der Weltbühne und Fachmann für Militärfragen hatte als einer der ersten die Welt auf Hitlers Angriffspläne aufmerksam gemacht. Hitler musste dem Rücklieferungsbegehren der Schweiz entsprechen, um das von der Schweiz andernfalls angedrohte Schiedsverfahren zu verhindern, das eine breite Diskussion seiner geheimen Kriegsvorbereitungen ausgelöst hätte. Jacob konnte zwar im September 1935 wieder in die Schweiz zurückkehren, wurde jedoch von dort nach Frankreich abgeschoben. Nach der Besetzung Frankreichs 1940 durch die Deutschen rächte sich die Gestapo an dem flüchtenden Journalisten. Sie verhaftete ihn und brachte ihn nach Berlin. Dort kam er in einem Gefängnis um. (FABIAN, Ruth, Corinna COULMAS, Die deutsche Emigration in Frankreich nach 1933, München/New York/London/Paris 1978, S.61.) Der Fall Jacob ist in Lion Feuchtwangers Roman «Exil» zentrales Thema.
- 224 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 225 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 226 SchwSaZ, Ar. 20.701, Mappe Berichte, 1939/40.
- 227 Interview Dr. Heinrich Rumpel am 3. Dezember 1993 in der Buchhandlung Oprecht in Zürich.
- 228 SchwSaZ, Ar. 20.701, Mappe Berichte, 1939/40.
- 229 Keller, Stefan, 1993, S.72.
- 230 Picard, Jacques, 1997, S.106.
- 231 ROTHSCHILD, Lothar, Im Strom derzeit. Hundert Jahre Israelitische Gemeinde St.Gallen, St.Gallen 1963, S.i2of.
- 232 SchwSaZ, Ar. 20.701.
- 233 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 234 Siehe hierzu LACINA, Evelyn, Emigration 1933-1945, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte, Bd. 14, hrsg. von Hermann Kellenbenz und Jürgen Schneider, Stuttgart 1982.
- 235 Lacina, Evelyn, 1982, S. 267.
- 236 Brief von Dr. Herman Schmidt, Alt-Bundesrichter, Aarau (Schweiz) vom 8.Januar 1996.

237 SchwSaZ, Ar. 20.612.

238 SchwSaZ, Ar. 20.612.

An dieser Stelle sei auf eine irrtümliche Annahme der Journalistin und Emigrantin Käthe Vordtriede verwiesen. Sie schrieb in einem Brief an ihren Sohn Werner: „Hubers haben die Witwe des ermordeten Felix Fechenbach (früherer Sekretär Kurt Eisners) mit ihren drei Kindern 1933 aufgenommen und bis 1939 vollständig verhalten. Dann ist es ihm gelungen, sie, die in Berlin Fürsorgebeamtin war, als städtische Sozialbeamtin in St. Gallen anstellen zu lassen. Sie hat jetzt eine eigene Wohnung und verdient ganz nett. Etwas unerhörtes für eine jüdische Emigrantin.“ – in: VORDTRIEDE, Käthe, „Mir ist es noch wie im Traum, dass mir diese abenteuerliche Flucht gelang ...“, hrsg. von Bosch, Manfred, Lenzwil, Schweiz 1998 S. 213. Die Quellen bestätigen diese Behauptung nicht. Das Zitierte steht auch als Beispiel für die Missgunst, die oft unter den Exilanten herrschte.

239 Interview mit dem Rabbiner der Israelitischen Gemeinde St. Gallen, Hermann Schmelzer, im Dezember 1993.

240 Keller, Stefan, 1993, S. 72.

241 SchwSaZ, Ar. 20.612.

242 StA Detmold D72 August Berlin Nr. 28.

243 SchwSaZ, Ar. 20.612.

244 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

245 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey, Ursula Ott, Uerikon (Schweiz).

246 Hanni F. Sherman, Brief vom 26. Juli 1992.

247 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey, Ursula Ott Uerikon (Schweiz).

248 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey, Heide Huber, St. Gallen (Schweiz).

249 Nachmittagskaffee (Schweizerdeutsch).

250 Hanni F. Sherman, Brief vom 1. Januar 1993.

251 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey. Erinnerungen einer Schulkameradin von Lotti Fechenbach (Bethli Tobler, Bern (Schweiz)).

252 Hanni F. Sherman, Brief vom 1. Januar 1993.

253 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey, Heid Huber, St. Gallen (Schweiz).

254 Herman Schmidt, Aarau (Schweiz), Brief vom 8. Januar 1996.

255 Herman Schmidt, Brief vom 8. Januar 1996.

256 Herman Schmidt, 12. Januar 1996.

257 Interview mit Dr. Curt Fey (Kurt Fechenbach) in Detmold am 28. Januar 1994.

- 258 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey, Dr. Curt Fey, Interview am 29. Januar 1994
- 259 Archiv der Arbeiterjugendbewegung, Brief von Irma Fechenbach an Genosse Meyer, Lasko, vom 26. Juni 1937; Lasko-8/16, 1933–1937.
- 260 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 261 AdsD Kasette I, Mappe I, Nr. 99.
- 262 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 263 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 264 Interview mit Lotti Fechenbach in Zürich im Juni 1995.
- 265 Interview mit Dr. Curt Fey am 28. Januar 1994.
- 266 Interview mit Dr. Curt Fey am 28. Januar 1994.
- 267 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 268 Volksstimme, Nr. 193 ff., 34. Jg., 1938.
- 269 StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 31.
- 270 Fabian, Ruth, Corinna, Coulmas, 1978, S. 55 f.
- 271 MITTENZWEI, Werner, *Exil in der Schweiz*, Leipzig 1978, S. 136.
- 272 FECHENBACH, Felix, *Der Puppenspieler*, Zürich 1937.
- 273 Mittenzwei, Werner, 1978, S. 137.
- 274 Häsler, Alfred A, 1967, S. 66 f.
- 275 Der Sonderbeauftragte für Staatsschutzakten, Bern, vom 13. Dezember 1991.
- 276 StA Detmold L 80.14 Nr. 335.
- 277 Nach dem Krieg erschien die lippische Arbeiterzeitung unter dem Namen „Freie Presse“ und nicht mehr unter „Volksblatt“.
- 278 *Freie Presse*, 28. August 1946.
- 279 KÜHN, Heinz, *Widerstand und Emigration. Die Jahre 1928–1945*, Hamburg, 1980, S. 214 f.
- 280 Kühn, Heinz, 1980, S. 215.
- 281 Kühn, Heinz, 1980, S. 216.
- 282 „Mit dem Gesicht nach Deutschland“ Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Aus dem Nachlass von Friedrich Stampfer ergänzt durch andere Überlieferungen, hrsg. im Auftrage der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien von Erich Matthias. Bearbeitet von Werner Link, Düsseldorf 1968, S. 109.
- 283 Karl Frank trat nach dem Ersten Weltkrieg von der SPÖ zur KPÖ über, wurde 1922 Mitglied der KPD, schloss sich 1929 der KPD-Opposition an und wechselte 1932 zur SAP über, 1932 Ausschluss aus der SAP, Mitglied

- der SPD und der „Leninistischen Organisation“ der späteren Gruppe „Neu Beginnen“, deren Auslandsvertretung in der Emigration (Prag, Paris, USA) er leitete. In der Emigration wählte er die Pseudonyme Willi Müller und Paul Hagen, in: *Mit dem Gesicht nach Deutschland*, 1968, S. 90, Anmerkung.
- 284 *Mit dem Gesicht nach Deutschland*, 1968, S. 91.
- 285 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 286 KNAUER, Mathias, Jürg, Frischknecht, *Die unterbrochene Spur*, Zürich 1983, S. 136.
- 287 Knauer, Mathias, Jürg, Frischknecht, 1983, S. 139.
- 288 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 289 Häsler, Alfred A., 1967, S. 331.
- 290 Grüninger „bereinigte“ Flüchtlingszahlen, schrieb Bittbriefe und beging „Devisenvergehen“, weil er das Bargeld jüdischer Flüchtlinge im Diplomatengepäck an deutsch-österreichischen Beamten vorbeischleuste. Keller, Stefan, 1993, S. 32.
- 291 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 292 Interview Dr. Heinrich Rumpel am 3. Dezember 1993.
- 293 Knauer, Mathias, Jürg, Frischknecht, 1983, S. 155.
- 294 StA Detmold D72 August Berlin Nr. 28.
- 295 Eidgenössische Gesetzessammlung Bd. 55, 1939, S. 349.
- 296 Eidgenössische Gesetzessammlung Bd. 55, 1939, S. 345.
- 297 Mitteilung von Dr. Herman Schmidt, Aarau (Schweiz) vom 14. Oktober 2002.
- 298 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 299 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 300 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 301 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 302 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 303 Das verkaufte Kinderbild wollte Irma Fechenbach-Fey bei einem ihrer späteren Besuche in der Schweiz zusammen mit ihrem Schwiegersohn, Max Wiederkehr, zurückkaufen, um es Lotti Fechenbach zu schenken. Die Verhandlung mit der Tochter des Kohlenhändlers war ohne Erfolg. Nach deren Mitteilung war der Wert des Bildes inzwischen immens gestiegen. Immerhin durften sie unter Polizeischutz eine Fotografie anfertigen lassen. Einige Jahre später fragte die Besitzerin des Bildes an, ob noch Interesse bestünde. Ihre Wertvorstellung hatte sie inzwischen relativiert, und Irma Fechenbach und Max Wiederkehr erwarben nun das Bild. (Hinweis von Lotti Fechenbach).

- 304 SchwSaZ, Ar. 20.701 und Stadelmann, Jürg, Selina, Krause, «Concentrationslager» Büren an *der Aare* 1940-1946. Das grösste Flüchtlingslager der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Baden 1999.
- 305 SchwSaZ, Ar. 20.701.
- 306 SchwSaZ, Ar. 20.702.
- 307 Archiv Zentrale der Jüdischen Flüchtlingshilfe Zürich; unverzeichnet.
- 308 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 309 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 310 Affidavisum oder Affidavid: eine von den Einwanderungsbehörden der USA verlangte Bürgerschaft amerikanischer Bürger oder in Amerika lebender Verwandter.
- 311 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 312 StAD Detmold D72 August Berlin Nr.28.
- 313 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 314 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 315 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 316 Wochenzeitschrift Stern, Nr.45, 1993, S. 78.
- 317 SchwSaZ, Ar. 20.612, (30.9.42).
- 318 SchwSaZ, Ar. 20.612, (12.5.43).
- 319 Archiv Zentrale der Jüdischen Flüchtlingshilfe Zürich.
- 320 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 321 Aus dem letzten Brief von Felix Fechenbach an seine Frau an seinem 129. Hafttage, als er erfuhr, dass er ins Konzentrationslager überführt werden soll. In: «Mein Herz schlägt weiter», 1987, S. 50.
- 322 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 323 Brief vom 9. April 1923
- 324 Informationsmaterial von Ruth Adler, geb. Frankfurter (Enkelin von Hedwig und Sigmund Frankfurter), Paris, August 1993. Sigmund Frankfurter starb am 11.11.1942 in Theresienstadt, seine Frau Hedwig wurde im Mai 1944 in Auschwitz ermordet.
- 325 Zeittafel zur schweizerischen Flüchtlingspolitik im Anhang.
- 326 Zeittafel zur schweizerischen Flüchtlingspolitik im Anhang.
- 327 Zeittafel zur schweizerischen Flüchtlingspolitik im Anhang.
- 328 HAAS, Gaston, «Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte...», in: *Was man in der Schweiz von der Judenuernichtung wusste*, Basel 1994, S. 9.

- 329 Häsler, Alfred A., 1967, S. 329.
- 330 Kägi-Fuchsmann, Regina, 1968, S. 168.
- 331 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 332 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 333 Der Joint oder JDC (American Jewish Joint Distribution Committee), eine 1914 gegründete strikt nach US-amerikanischen Gesetzen handelnde Hilfsorganisation, half den jüdischen Gemeinden in der Schweiz bei der Unterstützung der Flüchtlinge. Besonders die jüdische Gemeinde in St. Gallen war auf diese Unterstützung angewiesen, war sie doch seit dem Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland am stärksten in der Hilfeleistung für jüdische Flüchtlinge gefordert, ROTHSCILD, Lothar, *Im Strom der Zeit, Hundert Jahre Israelitische Gemeinde St. Gallen 1863–1963*, St. Gallen 1963, S. 121.
- 334 WEINGARTEN-GUGGENHEIM, Elisabeth, *Zwischen Fürsorge und Politik. Geschichte des Bundes Schweizerischer Jüdischer Frauenorganisationen*, Zürich 1999, S. 58.
- 335 Weingarten-Guggenheim, Elisabeth, 1999, S. 58.
- 336 Weingarten-Guggenheim, Elisabeth, 1999, S. 60.
- 337 Interview in Zürich, 6. Dezember 1995.
- 338 Schriftliche, unveröffentlichte Informationen von Marianne Weil, Zürich, einer ehemaligen jüdischen Praktikantin im Heim Wartheim.
- 339 Archiv Zentrale der Jüdischen Flüchtlingshilfe Zürich.
- 340 Picard, Jacques, 1997, S. 441.
- 341 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 342 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 343 SchwSaZ, Ar. 20.950.6.
- 344 Viele der „Gordolaner“ wurden im Nachkriegs-Deutschland aktive Politiker. Es waren Anhänger verschiedener Linksparteien und Gewerkschaften, auch Exponenten kirchlicher Kreise. Siehe hierzu: JASPER, Willi, Heinrich Mann und die „Deutsche Volksfront“, *Mythos und Realität intellektueller Ideenpolitik im Exil*, in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*, Bd. 1, hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Exilforschung / Society for Exile Studies von Thomas Koebner, Wulf Köpke und Joachim Radkau, München 1983, S. 45–60.
- 345 Knauer, Mathias, Jürg, Frischknecht, 1983, S. 219 f.
- 346 SchwSaZ, Ar. 20.612.

- 347 Julius Zerfass, Journalist, 1886 in Kirm geboren, war nach seinem Aufenthalt im KZ Dachau 1934 in die Schweiz geflüchtet. Als deutscher Genosse erschien er Irma Fechenbach der richtige Ansprechpartner zu sein.
- 348 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 349 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 350 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 351 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 352 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 353 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 354 Minerva wurde 1904 von drei Privatpersonen gegründet, um in «allerkürzester Zeit» auf das Studium an der ETH und der Universität vorzubereiten. (Aus einer Selbstdarstellung des Instituts).
- 355 RIKLIN, Adrian, Zwischen Nächstenliebe und Unmenschlichkeit. Der Umgang sanktgallischer Behörden und der St. Galler Bevölkerung mit jüdischen Flüchtlingen während des Zweiten Weltkrieges, in: Saiten, St. Galler Kulturmagazin jüden und Jüdinnen in St.Gallen, Geschichte, Kultur, Alltag, April 1996.
- 356 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 357 Picard, Jacques, 1997, S. 357.
- 358 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 359 SchwAaZ, Ar. 20.612.
- 360 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 361 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 362 SchwSaZ, Ar. 20.612.
- 363 Hanni F. Sherman, «Abschied von der Schweiz», schriftliche Erinnerungen. FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 364 Schriftliche Erinnerungen von Hanni F. Sherman.
- 365 Kreis, Gabriele, 1993, S.155.
- 366 HEMPEL, Henri Jacob (Hg.) «Wenn ich schon ein Fremder sein muss ...» Deutschjüdische Emigranten in Neta York, Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 1983, S.21.
- 367 Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz, Journal Israelite Suisse, 2.2.34, Nr. 5, 34. Jg., S. 5.
- 368 Traditionell existierten vor 1933 Hilfsorganisationen für jüdische Immigranten. Zu ihnen kamen nach 1933 von deutschen Emigranten gegründete Hilfsorganisationen wie «Selfhelp», «Help and Reconstruction», «Blue Card» und die deutschsprachige Zeitung «Aufbau». Quack, Sibylle, 1995, S. 129ff. und S. 140ff.

- 369 SHERMAN, Hanni F., Erinnerungen an Hugo Neuhaus, in: Heinz Bayer.
- 370 Neuhaus, Barbara, Kindheitserinnerungen, S. 3/6.
- 371 Hanni F. Sherman, in: Bayer, Heinz, S.3/4.
- 372 QUACK, Sibylle, Zuflucht Amerika. Zur Sozialgeschichte der Emigration deutschjüdischer Frauen in die USA 1933-1945, Bonn 1995, S.154.
- 373 Quack, Sibylle, 1995, S.154.
- 374 Brief Hanni F. Shermann vom 8. September 2001.
- 375 Heinrich Selver, Problems of Refugee Children», zitiert nach Sibylle Quack, 1995, S.168.
- 376 Kempner, Robert M.W., 1983, S.182.
- 1953 lies Irma Fechenbach ein Duplikat ihres Abschlusszeugnisses der Ausbildung zur Wohlfahrtspflegerin ausstellen. Es ist anzunehmen, dass sie dieses Duplikat anforderte, um ihre Qualifikation in Amerika anerkennen zu lassen.
- 377 Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration, Bd. 1, S. 391.
- 378 Im Oktober 1995 in Detmold.
- 379 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 380 Aussage von Hanni F. Sherman.
- 381 «Frauen in der Emigration», in: Aufbau, 1. März 1940, S.4.
- Der «Aufbau», 1924 als Zeitschrift des Deutsch-Jüdischen-Clubs gegründet, wurde zum attraktivsten Blatt der USA-Emigranten. Seit dem Krieg zählt er zu den wichtigsten fremdsprachigen Zeitungen in den USA.
- 382 MATTHIAS, L.L., Die Kehrseite der USA, Hamburg 1964, S.7.
- 383 MAUROIS, André, Die Geschichte der USA von Wilson bis Kennedy, Hamburg 1965, S.285f.
- 384 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 385 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 386 Maurois, André, 1965, S. 285.
- 387 StA Detmold D72 August Berlin Nr. 28.
- 388 Quack, Sybille, 1995, S.151.
- 389 TAYLOR, John Russell, Fremde im Paradies. Emigranten in Hollywood 1933-1950, Berlin 1984, S. 329.
- 390 Taylor, John Russel, 1984, S. 328ff.
- 391 Freie Presse, 30.Oktober 1948, Nr. 128, 3.Jg.
- 392 StA Detmold D21C, Zug. 118/93, ² Ksi/48.

- 393 RADDATZ, Fritz J., Schreiben ist Leben. Ein ZEIT-Gespräch mit Arthur Miller, Die Zeit, 10. September 1998, Nr. 38, S. 47.
- 394 SHERMAN, Richard B., Die Rote Hysterie (Red Scare), in: «Amerika: eine kurze Zusammenfassung» (Maschinenmanuskript), übersetzt von Hanni F. Sherman.
- 395 Die Antragsteller mussten nicht nur mindestens fünf Jahre zusammenhängend in den USA wohnen, – davon mindestens sechs Monate in einem Bundesstaat – sie mussten neben der Bewältigung eines komplizierten bürokratischen Hürdenlaufs auch noch zwei Bürgen finden, die ihre moralisch-ethische Einstellung bezeugten. Darüber hinaus hatten sie sich einer Befragung vor Gericht zu unterziehen. OGGARD, Frederic, P. ORMAN, P. RAY, Introduction to American Government, New York: Appleton-Century-Crafts, 9th edition, 1948, S. 144E
- 396 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 397 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 398 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 399 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 400 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 401 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 402 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 403 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 404 StA Detmold Di Nr. 12759.
- 405 Kreis, Gabriele, 1993, S.87f.
- 406 KORTNER, Fritz, *Aller Tage Abend*, München 1969, S. 251.
- 407 Marcuse, Ludwig, 1960, S.292f.
- 408 Kempner, Robert M.W., 1986, S.184.
- 409 zitiert nach Kreis, Gabriele, 1995, S.171.
- 410 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 411 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 412 Interview mit Martha Steiner, Klosters (Schweiz), im August 1991.
- 413 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 414 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 415 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey. (Alle drei Interviewpassagen sind von Hanni F. Sherman übersetzt.)
- 416 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 417 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

- 418 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey. (Übersetzt von Hanni F. Sherman)
- 419 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey. (Übersetzt von Hanni F. Sherman)
- 420 Interview Hanni F. Sherman vom 11. Juli 1992.
- 421 StA Detmold D1 Nr. 7327.
- 422 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 423 Interview mit Hanni F. Sherman in Detmold am 28. Januar 1994.
- 424 Lotti Fechenbach-Wiederkehr hatte mit den in der Schweiz verbliebenen Möbeln u. Haushaltsgegenständen der Mutter die Wohnung eingerichtet.
- 425 StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28.
- 426 StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28.
- 427 Erinnerungen von Lotti Fechenbach-Wiederkehr.
- 428 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 429 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 430 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 431 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 432 Auf einem Schiff stellen Zürcher Buchhandlungen jährlich zur Weihnachtszeit ihre Sortimente aus und bieten ihr Weihnachtsprogramm an.
- 433 KEMPNER, Robert M. W., Felix Fechenbach – ein Märtyrer der Justizgeschichte, in: Felix Fechenbach, *Mein Herz schlägt weiter*, 1987, S. 61–68. Beim Wiese-Prozess hatte die Rolle des Nebenklägers ihr Schwager Max Fechenbach übernommen. Wie er hatte auch sie sich eine Bestimmung der deutschen Strafprozess-Ordnung (§ 395) zunutze gemacht, derzufolge Eltern, Ehegatten, Kinder und Geschwister eines Getöteten durch einen Anwalt an einem Strafprozess mitwirken können, damit die Interessen des Opfers gewahrt und dem Gericht vorgetragen werden, siehe: Kempner, Robert M. W., 1986, S. 408.
- 434 Kempner, Robert M. W., 1987
- 435 Kempner, Robert M. W., 1986, S. 410; KEMPNER Robert M. W., *Das Dritte Reich im Kreuzverhör. Aus den unveröffentlichten Vernehmungsprotokollen des Anklägers*, München und Esslingen 1969, S. 178–187; StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 29 sowie D 21 C Nr. 20/78 und D 21 C 118/93.
- 436 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.
- 437 StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 31.
- 438 StA Detmold D 72 August Berlin Nr. 28.
- 439 11. Dezember 1973; Irma Fechenbach war mit dem Fahrrad unterwegs, als sie die Straße überquerte und von einem Auto erfasst wurde.

440 «Zur Abdankung von Irma Fechenbach, 15. Dezember 1973».

441 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

442 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

443 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

444 Der Artikel ist nicht gekennzeichnet, auch nicht mit den Anfangsbuchstaben eines Namens.

Auf der dritten Seite, letzter Absatz, schreibt sie von einem Freund, der ihr aus der Schutzhaft schrieb. Das Zitat ist einem Brief Felix Fechenbachs entnommen. (AdsD, Kassette I, Mappe II, Nr.46.) In diesem Artikel weist sie auch auf die Gefahr hin, der Menschen ausgesetzt waren, wenn sie von Emigranten Post erhielten. Sie schickte nicht nur die Briefe an Felix im Gefängnis über die Adresse ihrer Mutter, sondern alle anderen Briefe auch.

445 AdsD, Kassette I, Mappe XV.

446 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

447 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

448 FGL, Nachlass Irma Fechenbach-Fey.

Biographische Daten

Irma Fechenbach-Fey, geb. Epstein

16. Oktober 1895: geboren in Augsburg als Tochter des jüdischen Rechtsanwaltes und Justizrates Dr. Emil Epstein und dessen Ehefrau Elsa Epstein, geb. Hoehchstaedter.

September 1902: Eintritt in die Volksschule in Augsburg.

16. September 1907-August 1912: Besuch der: «A. B. von Stetten'sche höhere Mädchenschule» in Augsburg.

1912/1913 eventuell noch 1914: Besuch eines Mädchenpensionates in Brighton (England).

Tätigkeit in einem Kinderkrankenhaus in München. [Diese Arbeit kann auch nach dem 31.3.1919 aufgenommen worden sein. Das exakte Datum ist nicht zu rekonstruieren].

30. August 1915-29. Dezember 1915: freiwillige Kriegspflegerin im Reservelazarett in Augsburg.

3. Februar 1916-30. Juni 1916: Stationsschwester im k. u. k. Militärbeobachtungsspital I in Troppau.

1. Juli 1916-31. März 1917: Krankenpflegerin im k. u. k. Reservespital II in Troppau auf der chirurgischen und inneren Abteilung.

2. Januar 1917: Verleihung des «König-Ludwig-Kreuzes für Heimatverdienste während der Kriegszeit».

31. März 1917: Abberufung durch das «Zentralkomitee vom bayerischen Frauenverein» München ohne Angabe von Gründen;

19. Januar 1920: Offizielle Abmeldung von Augsburg.

1919 bzw. 1920-1922: Ausbildung zur Krankenschwester im jüdischen Krankenhaus in Berlin.

ab 1920: Mitglied der USPD; nach deren Auflösung Mitglied der SPD.

1920-1925: Mitglied des Internationalen Jugendbundes.

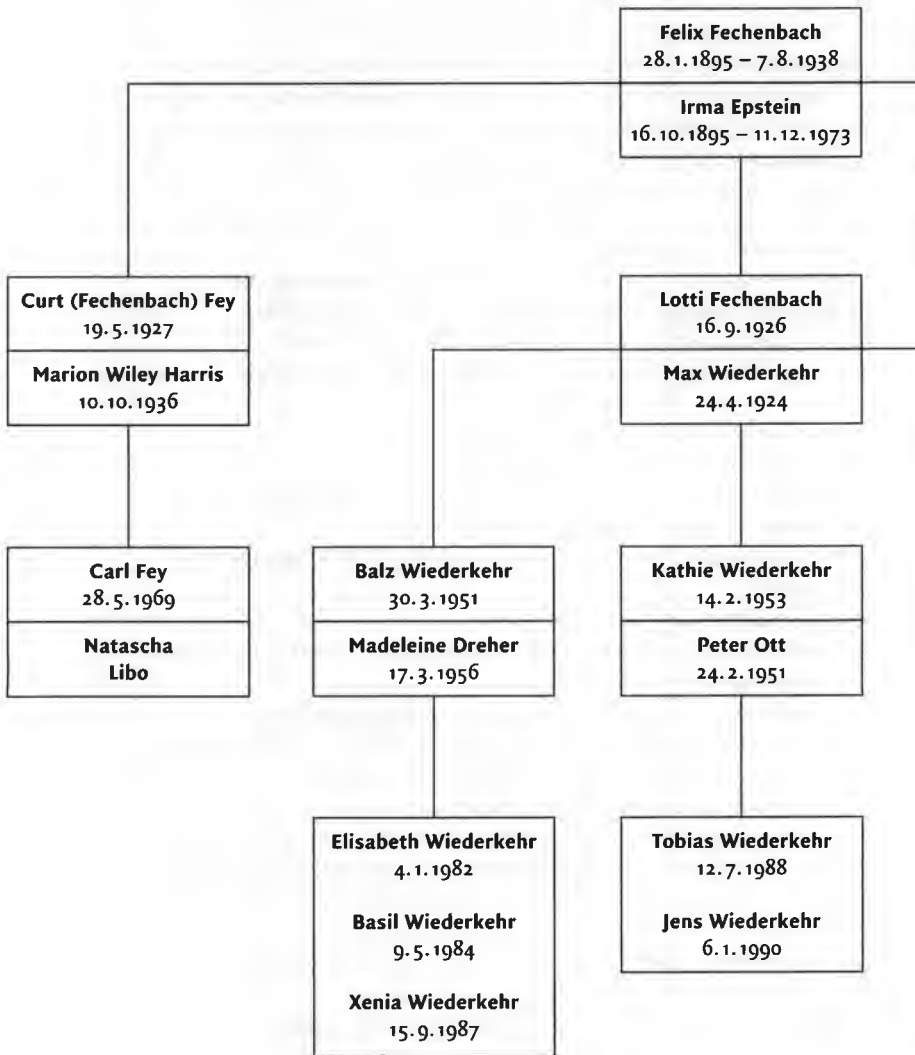
ab 1921-1926: Aktiver Einsatz bei den Kinderfreunden, der Kinder- und Jugendorganisation der SPD.

23. Juni 1921: Auszeichnung mit der «Silbernen Ehrenmedaille des Roten Kreuzes mit Kriegsddekoration» durch das Büro des Roten Kreuzes Wien.

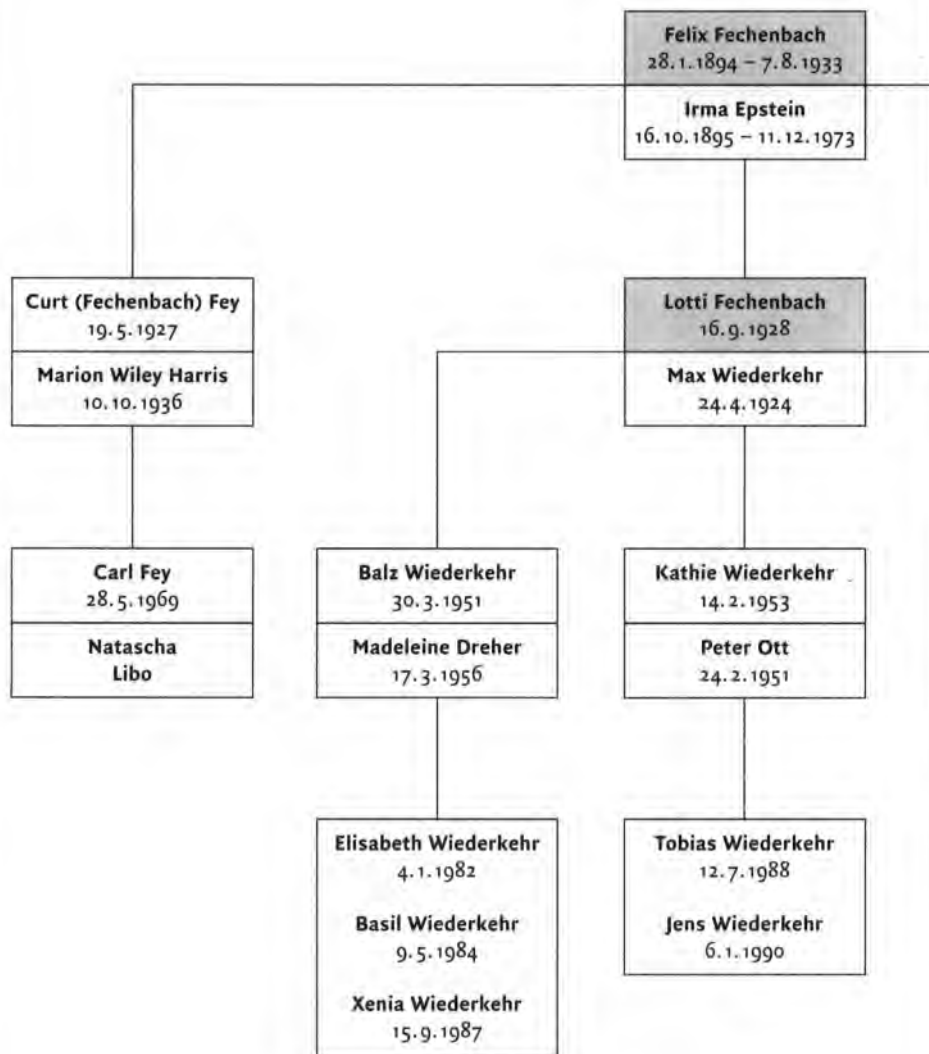
1. Januar 1922-1.April 1923: Leiterin des Kindertagesheimes in Nowawes bei Berlin.
- Oktober 1922-Oktober 1924: Besuch einer staatlich anerkannten Wohlfahrtsschule in Berlin.
16. April 1923-30. April 1924: Sozialpraktikantin beim Jugendamt des Bezirksamtes Prenzlauer Berg.
13. November 1923: Gründung der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde zusammen mit Kurt Löwenstein, Max Hodann u.a.
3. Juli 1924: Ablegung der Prüfung als Wohlfahrts pflege rin vor dem staatlichen Prüfungsaus-schuss.
22. Januar 1925: Der Vater Dr. Emil Epstein stirbt.
14. November 1925: Austritt aus der jüdischen Religionsgemeinschaft.
6. September 1926: Hochzeit mit Felix Fechenbach.
- September/Oktober 1926: Mit Felix Fechenbach in Palästina.
19. Mai 1927: Geburt des Sohnes Kurt.
16. September 1928: Geburt der Tochter Lotti.
8. Oktober 1929: Felix Fechenbach wird Redakteur des «Volksblattes» in Detmold.
30. Dezember 1929: Irma Fechenbach zieht mit den Kindern nach Detmold.
- I .Januar 1930-1. Mai 1933: in Detmold gemeldet.
- 1930/1931: Wohnung in der Feldstrasse 53 in Detmold.
- Januar 1930-1.März 1933: Irma Fechenbach arbeitet aktiv bei den Detmolder Kinderfreunden.
- II .Januar 1931: Geburt der Tochter Hannelore, genannt Hanni.
- 1932/1933: Wohnung in der Oesterhausstrasse 6 in Detmold.
- I .März 1933: Flucht mit den Kindern zur Mutter nach Augsburg.
- II . März 1933: Verhaftung von Felix Fechenbach und «Schutzhaft».
3. April 1933: I. F. emigriert ohne die Kinder in die Schweiz.
- Anfang Mai 1933: Lotti und Hanni kommen zu ihrer Mutter in die Schweiz, Kurt bleibt noch in Deutschland.
15. April – 15.September 1933: Tätigkeit im Kinderheim Neukirch, Kanton Thurgau (Schweiz).
16. Juni 1933: Das Niederlassungsdepartement des Kantons Thurgau gewährt ihr Besuchsrecht bis 30. September 1933.
7. August 1933: Felix Fechenbach wird ermordet: «auf der Flucht erschossen».
- August/September 1933: Kurt kommt in die Schweiz (genaues Datum unbekannt).

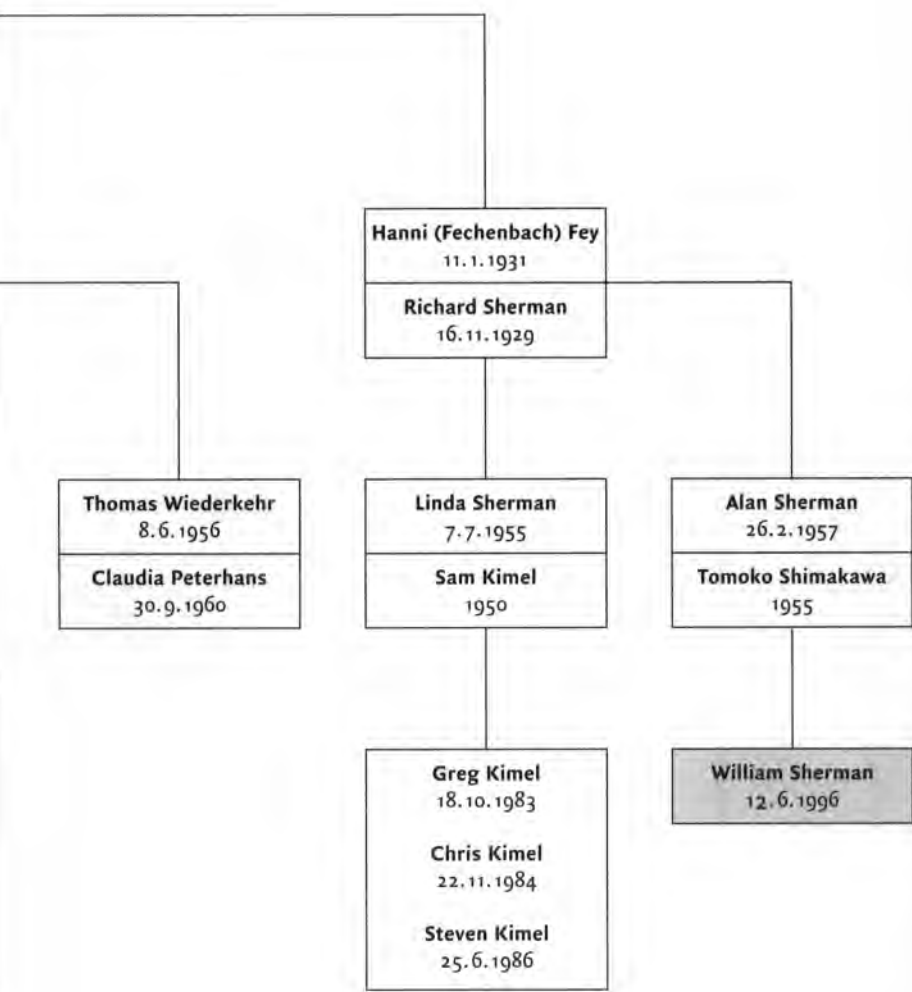
15. September-Anfang Oktober: Unterkunft mit den Kindern in der Wohnung des Rechtsanwaltes und Nationalrates Johannes Huber, St.Gallen; anschliessend: Wohnung in der Teufenerstrasse 111, St.Gallen.
27. Oktober 1933: Anmeldung beim Einwohnermeldeamt St. Gallen. I. F. erhält zusammen mit ihren Kindern von diesem Zeitpunkt ab bis zu ihrer Weiterwanderung 1946 befristete Aufenthaltserlaubnis. Die Zustimmung zur Erteilung von Toleranzbewilligungen ist in regelmässigen Abständen von der Eidgenössischen Fremdenpolizei einzuholen.
25. Januar 1935: Verleihung des «Ehrenkreuzes für Kriegsteilnehmer «im Namen des Führers und Reichskanzlers.»
3. Oktober 1937: Die Mutter Elsa Epstein, geb. Hoechstaedter stirbt.
2. Dezember 1939: Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft.
2. Juni 1946: Auswanderung in die USA mit den beiden Töchtern.
- 1946/1947 Wohnort: Hempstead, N.Y., USA. Tochter Lotti geht wieder zurück in die Schweiz und heiratet dort.
- 1947:1. F. tritt den Quäkern bei.
- 1947-1952: Wohnort: Haverford, Pa., USA.
- 11.Juni 1948: Sohn Kurt verlässt die Schweiz und folgt seiner Mutter in die USA.
8. Juli 1948: Namensänderung von Fechenbach in Fey.
26. Oktober 1948: Urteil in Paderborn gegen Wiese, einen der Fechenbach-Mörder
- 1952-1960: Wohnort: Philadelphia, USA.
3. November 1953: Wiedereinbürgerungsurkunde. I.F. erhält die deutsche Staatsangehörigkeit zurück.
10. Januar 1955: I. F. erhält die amerikanische Staatsbürgerschaft.
- 1960-1965: Umzug nach Williamsburg, Va., USA. Beitritt zu einer Diskussionsgruppe der Unitarischen Kirche. Abschluss des langjährigen Verfahrens um Entschädigung und Wiedergutmachung
- 1965-1973: Wohnort: Dietikon, Schweiz, Urdorfer Strasse 21. Irma Fechenbach führt den Namen Fey nur noch in Verbindung mit dem Namen Fechenbach.
- 1966-1973: Mitglied der religiösen Gesellschaft der Freunde der Quäker in der Schweiz.
25. August 1973: Einweihung des Gedenksteins für Felix Fechenbach im Kleinenberger Wald bei Scherfede, Landkreis Paderborn.
11. Dezember 1973: Irma Fechenbach-Fey stirbt an den Folgen eines Fahrradunfalles. Sie wird auf dem Friedhof in Dietikon beigesetzt.

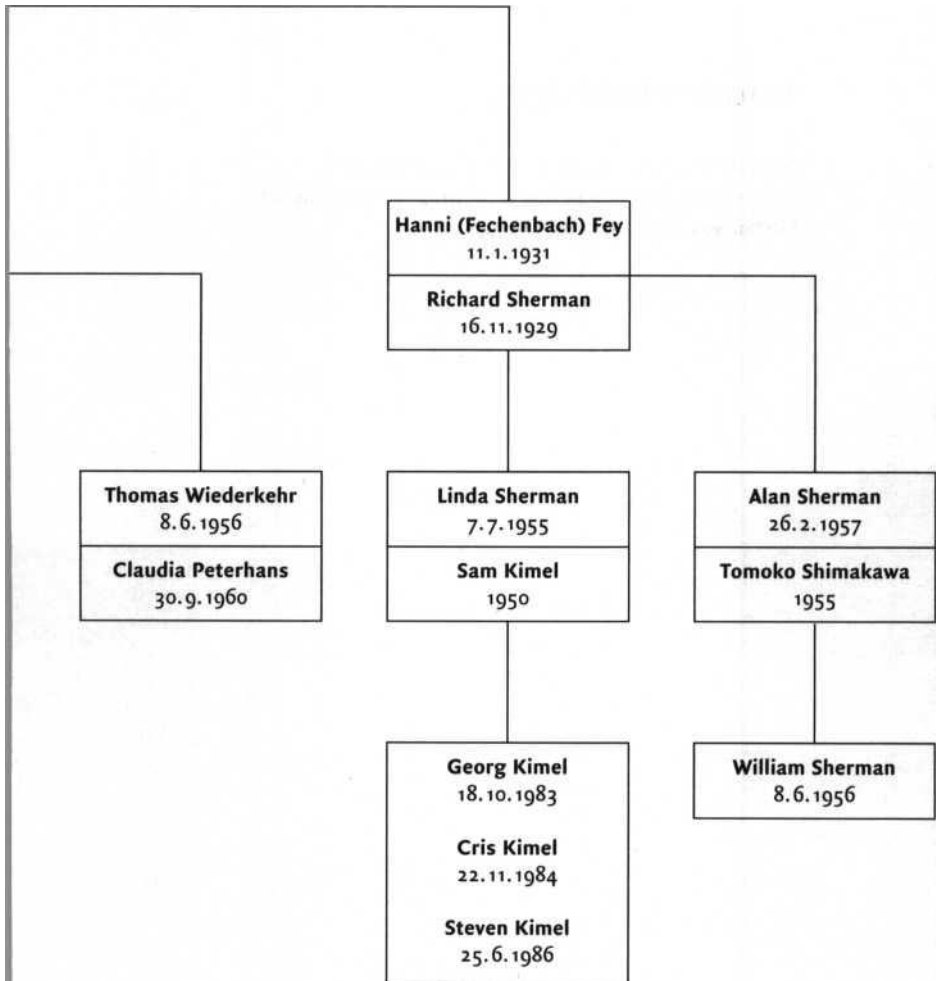
Stammbaum der Familie Fechenbach



Korrektur: Stammbaum der Familie Fechenbach







Journalistische Beiträge

Die aufgeführten Beiträge stammen aus der Schweiz und den USA und sind Beispiele für Irma Fechenbachs Art, Erlebnisse emotional zu bewältigen.

Zu Allerheiligen und Allerseelen.

Die Toten klagen an.

drängt)

Die Zeit, die Zeit rast. Nirgends mehr als in der Grosstadt. Alles hastet, alles eilt, niemand hat Zeit. In aller Eile wird gegessen, in Eile wird die Zeitung gelesen. Gedankenlos überfliegen täglich Millionen die Spalten. Die Aufmerksamkeit wird nur durch eine grosse Sensationsnachricht geweckt.

"Ein Ozeandampfer mit 1500 Passagieren gesunken. Die Zahl der Toten noch unbekannt." Das fesselt, wird gierig verschlungen.

Aber die kleinen Polizeinachrichten? Kaum dass man davon Notiz nimmt. Und wieviel soziales Elend melden gerade diese paar winzigen Zeilen.

Da fand ich dieser Tage in irgendeinem bürgerlichen Lokalblatt eine kleine Notiz in Petit gesetzt:

"Von ihrer Untermieterin wurde gestern abend die von ihrem Manne getrennt lebende Arbeiterin A und ihr neunjähriges Töchterchen in ihrer Wohnung tot aufgefunden. Alle Räume waren mit Gas angefüllt. Nahrungsorgen und Geldknappheit haben die Frau in den Tod getrieben."

Darüber liest man hinweg. Jeden Tag steht so etwas in der Zeitung. Welche Tragödie wird da kurz und bündig mit ein paar Worten abgetan? Was hier gemeldet wird, ist ja nur der letzte Akt eines langen Dramas. Von dem was vorherging, meldet die Zeitung nichts. Nichts weiss sie zu berichten von all den vergeblichen Versuchen, ~~Hilfe~~ zu finden, nichts von den Sorgen der Mutter für ihr Kind, nichts von den Seelenqualen der letzten Stunden, ehe die Mutter den Gesahn aufdrehte. Man meldet ganz einfach: Sorgen und eine zerrüttelte Ehe haben die Frau in den Tod getrieben. Und damit glaubt man seiner Chronistenpflicht genügt zu haben. Was soll das Leibblatt der Spassbürger auch viel Wesens davon machen, dass wieder ein armer Teufel im Kampf ums Dasein unterlegen ist?

Aber ihr Tod ist Anklage, schwerste Anklage gegen die Gesellschaft, die Millionen im Elend verkommen lässt, während eine kleine Oberschicht im Ueberfluss schelgen kann.

Aber wir leben in der besten aller Welten, hört man die Satten reden. Die Toten, die den Gesahn aufdrehten, die Toten, die ins Wasser gingen, um ihrem elenden Dasein ein Ende zu machen, geben Zeugnis dafür, dass es anders ist. Die Unvernunft unserer Gesellschaftsordnung trieb sie in den Tod. Sie waren zu schwach, oft zu spät, zu kämpfen und traten die Reise an ins ewige Nichts. Uns aber hinterliessen sie ihre stumme Klage.

Auch in der Schweiz, in unserem Wohlstandsland, ist die Zahl der Selbstmorde erschreckend gross.

Denkt daran an diese Opfer unserer Gesellschaft, wenn ihr Allerheiligen und Allerseelen feiert.

*Aus dem Nachlass von
J. J. F. Echenbach*

Zu Allerheiligen und Allerseelen. Die Toten klagen an⁴⁴¹

Die Zeit drängt, die Zeit rast. Nirgends mehr als in der Grosstadt. Alles hastet, alles eilt, niemand hat Zeit. In aller Eile wird gegessen, in Eile wird die Zeitung gelesen. Gedankenlos überfliegen täglich Millionen die Spalten. Die Aufmerksamkeit wird nur durch eine grosse Sensationsnachricht geweckt.

«Ein Ozeandampfer mit 1.500 Passagieren gesunken. Die Zahl der Toten noch unbekannt.» Das fesselt, wird gierig verschlungen.

Aber die kleinen Polizeinachrichten? Kaum dass man davon Notiz nimmt. Und wieviel soziales Elend melden gerade diese paar winzigen Zeilen.

Da fand ich dieser Tage in irgendeinem bürgerlichen Lokalblatt eine kleine Notiz in Petit gesetzt:

«Von ihrer Untermieterin wurde gestern abend die von ihrem Manne getrennt lebende Arbeiterin A. und ihr neunjähriges Töchterchen in ihrer Wohnung tot aufgefunden. Alle Räume waren mit Gas angefüllt. Nahrungssorgen und Geldknappheit haben die Frau in den Tod getrieben.»

Darüber liest man hinweg. Jeden Tag steht so etwas in der Zeitung. Welche Tragödie wird da kurz und bündig mit ein paar Worten abgetan? Was hier gemeldet wird, ist ja nur der letzte Akt eines langen Dramas. Von dem was vorher ging, meldet die Zeitung nichts. Nichts weiss sie zu berichten von all den vergeblichen Versuchen, Hilfe zu finden, nichts von den Sorgen der Mutter für ihr Kind, nichts von den Seelenqualen der letzten Stunden, ehe die Mutter den Gas-

hahn aufdrehte. Man meldet ganz einfach: Sorgen und eine zerrüttete Ehe haben die Frau in den Tod getrieben. Und damit glaubt man seiner Chronistenpflicht genügt zu haben. Was soll das Leibblatt der Spiessbürger auch viel Wesens davon machen, dass wieder ein armer Teufel im Kampf ums Dasein unterlegen ist?

Aber ihr Tod ist Anklage, schwerste Anklage gegen die Gesellschaft, die Millionen im Elend verkommen lässt, während eine kleine Oberschicht im Überfluss schwelgen kann.

Aber wir leben in der besten aller Welten, hört man die Satten reden. Die Toten, die den Gashahn aufdrehten, die Toten, die ins Wasser gingen, um ihrem elenden Dasein ein Ende zu machen, geben Zeugnis dafür, dass es anders ist. Die Unvernunft unserer Gesellschaftsordnung trieb sie in den Tod. Sie waren zu schwach, oft zu alt, um zu kämpfen und traten die Reise an ins ewige Nichts. Uns aber hinterliessen sie ihre stumme Klage.

Auch in der Schweiz, in unserem Wohlstandsland, ist die Zahl der Selbstmorde erschreckend gross.

Denkt daran an diese Opfer unserer Gesellschaft, wenn ihr Allerheiligen und Allerseelen feiert.

Irma Fechenbach

[Unsittliche Sittlichkeit]

~~Die Schwimmhose~~
~~Ein Beitrag zur Sittlichkeit~~

Auf dem Sandplatz der Siedlung spielen sieben und achtjährige Buben und Mädels fröhlich miteinander. Sie backen Kuchen, formen allerlei Sandphantastereien, bauen Burgen, Tunnels und Eisenbahnen. Hell und warm scheint die Sonne in die letzten Herbsttage. Die meisten Kinder sind im Badeanzug und ein kleines Kerlchen von 1 1/4 Jahren hüpfst sogar als kleiner Hacketei unter den Spielenden herum. Die Kinder schenken dem kleinen, nackten Bürschlein keine weitere Beachtung. Sie budeln unbeirrt weiter im Sand. Aber die Eltern..... und hauptsächlich die Mütter. Sie stecken die Köpfe zusammen. Ist das nackte Kerlchen nicht doch eine sittliche Gefahr für die anderen Kinder, besonders für die Mädels? Zwar ist der ganze Knirps erst fünfzehn Monate alt. Aber er ist doch nackt, völlig nackt, und alles ist zu sehen. "Denken Sie sich Frau Schulze..... alltag!" "Wenn nun ein Mädchen den Unterschied zwischen ihrem Körper und dem Körper des kleinen Buben entdeckt? Wenn es Fragen stellt wie: Mutter, was hat denn der kleine Junge da, was ich nicht habe? Mutter, warum ist der anders wie ich? Mutter, sind Jungens überhaupt immer anders als Mädels? - Schrecklich! Nicht auszudenken!"

Und dabei sind das ganz einfache Fragen. Man könnte sie schlicht und sachlich beantworten. Genau so selbstverständlich beantworten, wie man es bei Fragen, die sich auf irgend etwas anderes beziehen, gewohnt ist. Warum will man den Kindern den Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Körper verheimlichen? Sind denn nicht auch äusserlich Männlein und Weiblein verschieden, verschieden in der Kleidung und im Aussehen? Aber die meisten Menschen sind verbildet in Geschlechtsfragen, wittern hinter den natürlichsten Dingen verworrene sexuelle Lüsterheit, glauben den Schwierigkeiten auszuweichen, wenn sie die Geschlechtsmerkmale des menschlichen Körpers den Kindern verbergen.

So wurde der kleine nackte Junge von den besorgten Müttern in der Siedlung als eine Gefahr für wohlbehütete Mädchen erkannt, und man beschloss, dass er sich wenigstens eine kleine Schwimmhose überziehen habe.

Was tut man nicht alles des lieben Friedens wegen. Am nächsten Tag erscheint unser kleiner Hacketei in einem sittsamen Lendenschurz. Die Kinder staunen: "Ja, Kurtl, was hast denn Du heute an?" Der aber weiss selbst nicht wie ihm geschieht. Er supft nur voll Verlegenheit an dem Band des neuen Kleidungsstücks, das tüchtig verdeckt, was nach dem Willen der Mütter sieben und achtjährige Mädchen nicht sehen sollen.

Bei den Kindern regt sich die Neugierde. Die Mädels stecken die Köpfe zusammen. Warum trägt der Kleine plötzlich diese sonderbare Schwimmhose? Ein grosses Geheimnis scheint sich dahinter zu verbergen. Was das wohl sein mag? Voll Verlangen umtänzeln sie den Schwimmbeholden.

Da kommt von ungefähr einem Mädchen der Gedanke:Hinten bei der Mülleimerecke..... kein Mensch kann uns beobachten.... Wollen wir? Sie nehmen den Kleinen bei der Hand. Der geht ahnungslos mit. Dann spitzt jedes der Mädchen verstohlen unter den Lendenschurz. "Huuch!"

Verständnisvoll nicken sie einander zu. "Hast Du's gesehen?"

"Ja, doch! Alle Jungens sind so.... Und auch die grossen Männer..."

Viele der Mädchen wussten längst darum. Die andern nehmen diese erste Unterweisung voll Wissbegierde auf. Nur daheim heisst es -

Unsittliche Sittlichkeit⁴⁴²

Auf dem Sandplatz der Siedlung spielen sieben- und achtjährige Buben und Mädels fröhlich miteinander. Sie backen Kuchen, formen allerlei Sandphantastereien, bauen Burgen, Tunnels und Eisenbahnen. Hell und warm scheint die Sonne in die letzten Herbsttage. Die meisten Kinder sind im Badeanzug und ein kleines Kerlchen von 1½ Jahren hüpfte sogar als kleiner Nacketei unter den Spielenden herum. Die Kinder schenken dem kleinen, nackten Bürschlein keine weitere Beachtung. Sie buddeln unbeirrt weiter im Sand. Aber die Eltern ... und hauptsächlich die Mütter. Sie stecken die Köpfe zusammen. Ist das nackte Kerlchen nicht doch eine sittliche Gefahr für die anderen Kinder, besonders für die Mädels? Zwar ist der ganze Knirps erst fünfzehn Monate alt. Aber er ist doch nackt, völlig nackt, und alles ist zu sehen. «Denken Sie sich Frau Schulze ... alles!» Wenn nun ein Mädchen den Unterschied zwischen ihrem Körper und dem Körper des kleinen Buben entdeckt? Wenn es Fragen stellt wie: Mutter, was hat denn der kleine Junge da, was ich nicht habe? Mutter, warum ist der anders wie ich? Mutter, sind Jungens überhaupt immer anders als Mädels? – Schrecklich! Nicht auszudenken!

Und dabei sind das ganz einfache Fragen. Man könnte sie schlicht und sachlich beantworten. Genau so selbstverständlich beantworten, wie man es bei Fragen, die sich auf irgendetwas anderes beziehen, gewohnt ist. Warum will man den Kindern den Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Körper verheimlichen? Sind denn nicht

auch äusserlich Männlein und Weiblein verschieden, verschieden in der Kleidung und im Aussehen? Aber die meisten Menschen sind verbildet in Geschlechtsfragen, wittern hinter den natürlichsten Dingen verworrene sexuelle Lüsterheit, glauben den Schwierigkeiten auszuweichen, wenn sie die Geschlechtsmerkmale des menschlichen Körpers den Kindern verbergen.

So wurde der kleine nackte Junge von den besorgten Müttern in der Siedlung als eine Gefahr für wohlbehütete Mädchen erkannt, und man beschloss, dass er sich wenigstens eine kleine Schwimmhose überziehen habe.

Was tut man nicht alles des lieben Friedens willen. Am nächsten Tag erscheint unser kleiner Nacketei in einem sittsamen Lendenschurz. Die Kinder staunen: «Ja, Kurtl, was hast denn du heute an?» Der aber weiss selbst nicht wie ihm geschieht. Er zupft nur voll Verlegenheit an dem Band des neuen Kleidungsstücks, das züchtig verdeckt, was nach dem Willen der Mütter sieben- und achtjährige Mädchen nicht sehen sollen.

Bei den Kindern regt sich die Neugierde. Die Mädels stecken die Köpfe zusammen. Warum trägt der Kleine plötzlich diese sonderbare Schwimmhose? Ein grosses Geheimnis scheint sich dahinter zu verbergen. Was das wohl sein mag? Voll Verlangen umtänzeln sie den Schwimmbehosten.

Da kommt von ungefähr den Mädchen der Gedanke: ... hinten bei der Mülleimerecke ... kein Mensch kann uns beobachten ... Wollen wir? ... Sie nehmen den Kleinen bei der Hand. Der geht ahnungslos mit. Dann spitzt jedes Mädchen verstohlen unter den Lendenschurz.

«Huuch!»

Verständnisvoll nicken sie einander zu.

«Hast du's gesehen?»

«Ja, doch! Alle Jungens sind so ... Und auch die grossen Männer

Viele der Mädchen wussten längst darum. Die andern nehmen diese erste Unterweisung voll Wissbegierde auf. Nur daheim heisst es – schweigen. Man darf es sich nicht anmerken lassen, dass man hinter die Geheimnisse der Schwimmhose gekommen ist. Mutter soll nicht ahnen, was die kleinen Gehirne bewegt. Und Mutter ahnt auch nichts. Sie wiegt sich in dem sicheren Bewusstsein, dass die Schwimmhose alles bedeckt, was kleine Mädchenaugen nicht sehen sollen. Die gute Frau ist so sittlich...!

Irma Fechenbach

Praktische Vorschläge zur Gasrationierung.

Für uns Hausfrauen ist die Gasrationierung in der heutigen Form tatsächlich die einschneidendste Massnahme unserer heutigen Kriegswirtschaft. Aber nichts wäre verfehlter, als den Kopf hängen zu lassen. Denken wir nur, wie "erträglich" diese Massnahme noch ist. im Vergleich zu all den Entbehrungen, die die Frauen in den Kriegsländern zu tragen haben.

"Erträglich" nenne ich es deshalb, weil es Wege und Mittel gibt, um auch mit dem wenigen Gas auszukommen. Richtig ist allerdings, dass wir nicht mehr dreimal am Tag mit Gas kochen können. Die Vorschläge können sich deshalb niemals auf Kochvorschläge beziehen, um Speisen zu kochen, die wenig Gas brauchen. Selbst zu schnellgekochten Speisen wird unsere heutige Gasration nicht ausreichen.

Die Vorschläge beziehen sich auf andere Hilfsmittel:

Zum Morgenessen wärmen wir die Milch auf einem Spirituskocher, oder in einem elektrischen Kochtopf.

Zum Mittagessen holen wir die Suppe aus der Gemeinschaftsküche und kaufen Erdäpfel, Sauerkraut, Rübli und Randen nur in gekochtem Zustand. Ausserdem essen wir häufig neben der warmen Suppe Salate, Bärchermüsli, Junquert, Obst gedörnt, roh oder geraffelt in Verbindung mit Quark oder Joghurt.

Zum Nachtessen wärmen wir den Kaffee wieder auf dem Spirituskocher essen abwechselnd Obst Salat Birchermuesli und Brot.

Allerdings, das Brot wird knapp werden je weniger uns gekochte Speisen zur Verfügung stehen.

Aber ist es bekannt, dass der Engländer zum Beispiel schon seit Jahren kalte Erdäpfelscheiben mit Confi oder Käs belegt?

Auf den guten Willen kommt es an. Da hilft kein Jammern, kein neidisches Hinaufschauen zu all den Reichen, die den ganzen Problem so einfach durch den Einkauf eines elektrischen Herdes lösen. Von den Arbeiterfrauen werden sich die wenigsten diese teure Ausgabe leisten können. Aber mit einem mutigen "dennoch" werden wir das Ernährungsproblem für unsere Familie lösen und werden dadurch aufs neue beweisen, dass Schweizerfrauen auch in schwerer Zeit sich bewähren und sich den durch den Krieg bedingten Verhältnissen anzupassen wissen.

eine Hausfrau.

Praktische Vorschläge zur Gasrationierung⁴⁴³

Für uns Hausfrauen ist die Gasrationierung in der heutigen Form tatsächlich die einschneidenste Massnahme unserer heutigen Kriegswirtschaft. Aber nichts wäre verfehlter, als den Kopf hängen zu lassen. Denken wir nur, wie «erträglich» diese Massnahme noch ist im Vergleich zu all den Entbehrungen, die die Frauen in den Kriegsländern zu tragen haben.

«Erträglich» nenne ich es deshalb, weil es Wege und Mittel gibt, um auch mit dem wenigen Gas auszukommen. Richtig ist allerdings, dass wir nicht mehr dreimal am Tag mit Gas kochen können. Die Vorschläge können sich deshalb niemals auf Kochvorschläge beziehen, um Speisen zu kochen, die wenig Gas brauchen. Selbst zu schnell gekochten Speisen wird unsere heutige Gasration nicht ausreichen.

Die Vorschläge beziehen sich auf andere Hilfsmittel: Zum Morgenessen wärmen wir die Milch auf einem Spirituskocher, oder in einem elektrischen Kochtopf.

Zum Mittagessen holen wir die Suppe aus der Gemeinschaftsküche und kaufen Erdäpfel, Sauerkraut, Rübli und Randen nur in gekochtem Zustand. Ausserdem essen wir häufig neben der warmen Suppe, Salate, Birchermüsli, Junquert, Obst gedörnt, roh oder geraffelt in Verbindung mit Quark oder Joghurt.

Zum Nachtessen wärmen wir den Kaffee wieder auf dem Spirituskocher, essen abwechselnd Obst, Salat, Birchermüsli und Brot.

Allerdings, das Brot wird knapp werden je weniger uns gekochte Speisen zur Verfügung stehen.

Aber ist es bekannt, dass der Engländer zum Beispiel schon seit Jahren kalte Erdäpfelscheiben mit Confi oder Käs belegt?

Auf den guten Willen kommt es an. Da hilft kein Jammern, kein neidisches Hinaufschauen zu all den Reichen, die das ganze Problem so einfach durch den Ankauf eines elektrischen Herdes lösen. Von den Arbeiterfrauen werden sich die wenigsten diese teure Ausgabe leisten können. Aber mit einem mutigen «dennoch» werden wir das Ernährungsproblem für unsere Familie lösen und werden dadurch aufs Neue beweisen, dass Schweizerfrauen auch in schwerer Zeit sich bewähren und sich den durch den Krieg bedingten Verhältnissen anzupassen wissen.

eine Hausfrau

Asylrecht

«Sie sind von der Bundesanwaltschaft als politischer Flüchtling anerkannt. Verboten ist jede politische Betätigung, die Ausübung eines Berufes oder die Annahme irgendwelcher Erwerbsarbeit. Ihre Aufenthaltsbewilligung gilt für ein halbes Jahr.»

Nun war ich erlöst von der Ungewissheit der letzten Wochen. Die Schweiz gab mir Asylrecht. Erleichtert und freudig zugleich atme ich auf.

Doch schon im nächsten Augenblick erfasste mich das Grauen. Wovon soll ich leben –?

Mittel hatte ich nicht.

Arbeiten durfte ich nicht.

Der Beamte unterbrach mein Grübeln.

«Fünf Franken zwanzig Rappen.»

«Wie bitte...»

«Fünf Franken zwanzig Rappen für Gebühren.»

«Aber» – Ich bemühe mich verbindlich zu lächeln und meinen Schrecken zu verbergen – «aber, Sie wissen doch, ich bin Mittellos. – Es ist bereits bei der ersten Vorladung in den Akten vermerkt worden – und arbeiten darf ich nicht – und betteln – und – stehlen –»

Der Beamte zuckt die Achseln.

Ich möchte ein Hund sein. Ziellos schlendere ich durch die Strassen. Trotz meines Asylrechtes komme ich mir höchst überflüssig vor. Was sollte ich nun beginnen?

Verloren habe ich alles: Heimat, Beruf, Vater, Mutter, Geschwister, Freunde. Auch von meiner kleinen braven Gretl habe ich Abschied nehmen müssen.

Wurzellos bin ich. Eine Last für mich und die anderen.

Menschen hasten vorüber. Ich fühle ihre Blicke. Mir ist es, als rufe jeder einzelne mir zu: der junge Mann hat wohl auch nichts Besseres zu tun als am hellichten Tage zu faulenz.

Was weiss der gute Bürger von den seelischen und wirtschaftlichen Nöten der Emigration? Nichts, dreimal nichts! Schilderungen dieser Art bedeuten für ihn höchstens etwas Nervenkitzel, etwas Zerstreuung nach üppiger Mahlzeit.

Vor mir geht ein gepflegter kurzhaariger Dachshund. Hunde haben eigentlich ein beneidenswertes Dasein. Sie wissen, wo sie daheim sind, wohin sie gehören, sie haben einen Winkel zum Schlafen, ein volles Futternäpfchen, sie können durch kleine Hilfeleistungen sich nützlich und erkenntlich zeigen. Und manchmal streichelt eine weiche Hand das rauhe Fell...

Ich habe niemand.

Der gute Anzug

Meine Wirtin hat mich gut gezogen. Ein anständiger Mensch, sagt sie, bleibt nicht länger als bis 8 Uhr im Bett liegen. Also stehe ich auf.

Da mein Zimmer nicht beheizbar ist, kann ich mich im Winter nicht lange Zeit darin aufhalten. Deshalb gehe ich jeden Tag in ein Cafe in der Stadt. Dort lese ich die verschiedensten Tageszeitungen und verzehre als kombinierte Morgen- und Mittagmahlzeit eine Tasse Kaffee und zwei Gipfeli. Auf dem Rückweg nehme ich mir

dann in einer Metzgerei für zehn Rappen Wurstabfall mit. Man kennt mich schon im Laden und zum Unterschied von meinen vierbeinigen Konkurrenten sucht mir die Verkäuferin stets die grösseren Wurstbrocken aus. Dazu esse ich drei Bürli.

Heute bin ich im Sonntagsanzug und sehe sehr anständig – fast vornehm – aus. Sonntag habe ich leider alle Tage. Das ist nicht der Grund, weshalb ich mich fein mache. Aber mein Alltagsanzug ist zerrissen und Geld besitze ich nicht, um ihn zum Schneider zum Flicker zu tragen.

Ich fühle mich unbehaglich. Es sieht so aus als ob...Und dabei habe ich nur 40 Rappen im Portemonnaie. Zu meinem speziellen Missgeschick sehe ich obendrein rotbackig und gut proportioniert aus. Nichts ist äusserlich von Emigrantennot zu sehen.

Jetzt wird im Cafe, vielleicht auch schon auf der Strasse, sobald ich Bekannte sehe, das grosse Fragen angehen:

«Na, Du scheinst gut zu leben!» – «Dir sieht man keine Not an.»
– «Hast wohl Geld herübergebracht?»

Oder ein ganz Schlauer flüstert mir mit vielsagender Mine ins Ohr: «Na, mir kannst Du es anvertrauen, Du hast wohl...?»

Ja, es ist nicht leicht im internationalen Verkehr. Jetzt scheint mir der Vorschlag meines Freundes gar nicht mehr so undiskutabel. «Mach' Dir einen Zettel an Deine Sachen», hat er gesagt, «dann bist Du alle Unannehmlichkeiten des Ausfragens los. Dann weiss jeder»:

Früherer Sonntagsmantel, gekauft in Berlin 1929, Hemd mit Kragen und Krawatte, geschenkt erhalten von Genosse Tschuttli, Bern, Schuhe, alt gekauft im Gwandhaus, Preis 2,-.

Es ist ein Irrtum zu glauben, Not verbindet. Not macht asozial, manchmal auch bei Genossen. Jeder wacht misstrauisch, dass es dem andern nicht zu gut gehe...

Emigrantenspychose

Ich bin innerlich wund und empfindlich, vielleicht sogar verbittert. Die gesunde Lebenskraft fehlt uns Vergangenheitsmenschen. Uns fehlt der Zukunftsglaube. Das heisst mir fehlt er.

Andere Glückliche, phantasiebegabte Optimisten träumen schon von einer Sühne für all das Unrecht, das ihnen widerfahren ist. Sie leben in der Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in die Heimat und rechnen mit Bestimmtheit mit einem Umschwung in Deutschland in den nächsten Monaten. Ich fürchte, sie werden enttäuscht und noch lange, lange warten müssen.

Immerhin dieser Glaube ist ein Mittel seelischer Selbsterhaltung. Ein Ertrinkender klammert sich an einen Strohalm und ein hoffnungsvoller Flüchtling malt sich eine Zukunft aus, auch da, wo es keine Zukunft gibt.

Ich kann es nicht. Und das ist die Klippe, an der schon so viele zerbrachen und zerbrechen werden.

Unwillkürlich denke ich an Dora Fabian und an Mathilde Wurm, die beiden deutschen Selbstmörder-Emigrantinnen in London. Die Weltpresse versucht in langen Zeitungsspalten den «rätselhaften Fall» zu klären. Mir ist er keineswegs so rätselhaft. Was nützt die Aufenthaltsbewilligung ohne die Möglichkeit, den Unterhalt zum Leben zu verdienen? Dadurch macht man uns zu Unterstützungs-

empfängern, zu Bettlern von Beruf. Solch Leben ist eine Qual. Wozu sich quälen...? Der Tod ist Erlösung.

Mir fehlt nur der Mut dazu...

Seeländer Volksstimme | 17. Mai 1935 | Nr. 114

Aus dem Tagebuch eines Emigranten II.

Wer kann wissen ...

Man hat mich oft gefragt, warum ich in die Emigration gegangen bin. Ich war weder eine Partei- noch eine Gewerkschaftsgrösse. Es schwebten gegen mich keine Hochverratsverfahren, noch wurde ich steckbrieflich verfolgt. Ich war nur ein Angestellter im Holzarbeiter-Verband.

Und doch – möglich war alles, möglich war Schutzhaft, Konzentrationslager, Erschiessung «auf der Flucht». Politische Dinge gaben in diesen Tagen nicht allein den Ausschlag. Je kleiner die Stadt, umso mehr wurden alle Aktionen von persönlicher Feindschaft, von Brotneid und ähnlichem beeinflusst.

Von der Besetzung unserer Gewerkschaftsbureaux erfuhr ich eines Abends im Volkshause. So weit man die leitenden Funktionäre und Angestellten fassen konnte, wurden sie verhaftet. Für mich war der entscheidende Augenblick gekommen. Jede Stunde konnte ich mit meiner Verhaftung rechnen.

Soll ich mich einsperren lassen? Die Situation ist ernst. Von meinen vier Tischkollegen spricht keiner ein Wort. Entmutigung und Enttäuschung spiegeln sich auf ihren Gesichtern. Nein, so hätte es nicht kommen dürfen! So hatte es keiner erwartet.

Wo waren die Millionen der Parteigenossen? Wo war die Macht der Arbeiterklassen, von der in all den vielen Versammlungen der letzten Wochen immer und immer wieder die Rede war? Ein Teil der Führer ist bereits im Ausland, der andere Teil verhaftet. Wir empfanden das alles wie einen Erdrutsch, der alles umriss, was wir aufbauten, dessen Entstehung und Zusammenhänge wir aber nicht wussten. Wir fühlten nur eines: die Gaststube des Volkshauses wird zum Totenhaus. Und wir, wir begruben in dieser Stunde unser Liebstes – unsere deutsche sozialistische Bewegung.

Fritz unterbricht das Schweigen. Es ist Zeit, sagte er. Die anderen nicken. Dann drücken wir uns stumm die Hände.

Ich gehe fort, fort aus meiner Heimat.

Und merkwürdig: noch nie fühlte ich mich so verwurzelt, so verbunden mit allen und allem, wie in diesem Augenblick, da mich die Ereignisse heimatlos machten.

Zwischen den Zeilen

Ich bekam ein Paket von daheim mit einem Paar Stiefel und Unterwäsche. Die Sachen, schrieb meine Mutter, sind von Onkel Oskar. Aber bitte, bedanke dich nicht. Die letzten drei Worte «bedanke dich nicht» waren dreimal unterstrichen.

Ich verstand. Onkel Oskar war vorsichtig. Der Verkehr mit Emigranten ist gefährlich. Es sind Fälle bekannt, dass Leute in Schutzhaft kamen, weil sie Angehörige von Emigranten mit kleinen Geldbeträgen unterstützten.

So war ich ein Aussätziger geworden, dessen Berührung gemieden wird.

Und doch, diese schwere Zeit liess mich und andere die wahren Freunde umso klarer erkennen. Es gab Genossen, die sich mit kühner Selbstlosigkeit für mich einsetzten und die meine Mutter unterstützten so gut sie nur konnten.

Inzwischen wechselte die Menge mit fliegenden Fahnen zur neuen Volksbewegung hinüber. Die Rückhaltlosigkeit des Bürgertums übertraf die kühnsten Erwartungen. Schon nach wenigen Tagen waren das rote Fahnentuch und die Hakenkreuzplaketten vergriffen. In Festestaumel schaltete sich das Denken aus. Neue Zukunftshoffnungen erfüllten die singenden und heilbrüllenden Menschen.

Am Schluss des Briefes erwähnte meine Mutter noch, dass wir Besuch hatten «Besuch haben» war der verbeinbarte Ausdruck für Haussuchung. Einige meiner Bücher nahmen die Beamten mit. Auch fragten sie meine Mutter, ob ihr bekannt sei, dass ich im Ausland gegen Deutschland hetze.

Nein, ich hetze nicht. Der Hass kann keine Lösung aus dieser Wirrnis bringen. Und die Greuelmärchen –? Sie haben aufgehört Märchen zu sein von dem Augenblick an, da der Greuel zum Himmel schrie.

Vereinzelt bekomme ich auf Umwegen Briefe von Freunden aus der Schutzhaft. Der Begriff «Schutzhaft» war damals noch vollkommen unklar. Wer sollte geschützt werden? Es gab Genossen, die gutgläubig genug waren, den Schutz auf ihre eigene Persönlichkeit zu beziehen. So schrieb einer meiner Freunde: «Das schlimmste, was mir passieren kann, ist höchstens, dass ich eines Tages in Schutzhaft genommen werde. Aber auch das wird dich kaum zu beunruhigen

brauchen, das wäre ja auch ein Schutz für mich.» – Wenige Wochen später erhielt ich seine Todesanzeige. Er hat seine Leichtgläubigkeit teuer bezahlt und wurde gestorben. ...

Es ist sogar wahrscheinlich, dass am Anfang viele der neuen Hilfspolizisten, die aus den Kreisen der Nationalsozialisten zur Verstärkung der Polizei herangezogen wurden, nicht wussten, wozu man sie missbrauchte. Beim Durchblättern meiner Briefmappe finde ich in Briefe meiner Schwägerin folgende bezeichnende Schilderung von der Verhaftung meines Bruders: «Hundert Meter vom Bahnhof wurde Wilhelm verhaftet. Begründung: sein Haus sei von 60 SA-Leuten umstellt, es bestehe ‚grosse Gefahr‘ für sein Leben. Wilhelm war ruhig wie immer. Wir zogen flankiert von der Hilfspolizei zur Wache.» Hilfspolizei gegen SA schützt Sozialisten vor Überfällen. Volksgenossen werden vor Volksgenossen geschützt. Gleich einer hilflos Gebärenden liegt Deutschland in den Geburtswehen einer neuen Zeit.

Schüblig mit Rösti

Zweimal im Monat hole ich meine Unterstützung. Dankbar denke ich dabei der Schweizer Genossen, die in solidarischer Verbundenheit mit uns diese Summen aufbringen.

«Wo isst du heute zu Mittag?» fragt mich plötzlich der Sekretär. «Zu Mittag?» wiederhole ich. Noch bin ich nicht sicher, wozu diese Erkundigung sein soll und stelle die Gegenfrage: «Warum?» «Ach, es war soeben jemand hier und wollte heute zum Mittagessen einen Flüchtling einladen.»

Gern nehme ich die Einladung an.

Das Häuschen meines Gastgebers liegt ziemlich an der Peripherie der Stadt. Es ist alt und heruntergekommen. Schon steige ich auf der schmalen Treppe bis zum dritten Stock hinauf, und noch immer kann ich das gesuchte Namensschild nicht finden. Da – ganz oben im Dachgeschoss – öffnet sich eine Tür und das gütige Gesicht eines ältlichen Fräuleins schaut heraus.

«Sind Sie,» spricht sie unsicher und lächelt, «sind Sie vom Sekretariat geschickt?» Ich bejahe. «Willkommen!» sagt sie herzlich und führt mich hinein.

Es war eine kleine Wohnstube mit leicht abgeschrägten Wänden, einfach und sauber. Tisch und Möbel mochten ihr 50jähriges Jubiläum bereits gefeiert haben. Vorn am Fenster nähte eine Frau an der Nähmaschine. Bei meinem Eintritt steht sie auf. «Meine Schwester,» sagt meine Begleiterin. Die Schwester streckt mir freundlich die Hand entgegen. «Wir freuen uns, dass Sie gekommen sind. Nehmen Sie bitte Platz. Das Essen ist bereit.»

Es gab Schüblig und Rösti. Dann nimmt wieder die ältere der beiden Frauen das Wort. «Es ist wenig, was wir Ihnen geben können, aber wir verdienen nicht viel. Heimarbeit wird schlecht entlohnt. Aber wir wollen trotzdem etwas dazu beitragen, das Los der Flüchtlinge zu erleichtern.»

Mir hätte das auserlesenste Menu nicht besser schmecken können als dieses Mittagessen im Dachstübli.

Unwillkürlich denke ich an viele, für welche die Verabfolgung eines Mittagessens keinerlei Opfer bedeutet. Aber manche Menschen kommen überhaupt nicht auf den Gedanken, mit solchen «Kleinigkeiten» anzufangen. Sie beruhigen ihr Gewissen mit der Überlegung,

dass es unmöglich ist, allen Hilfsbedürftigen und Hilfesuchenden zu helfen, und darüber vergessen sie, auch nur einem die Hand zu reichen. Stattdessen stellen sie soziologische und philosophische Betrachtungen an über die schädlichen Auswirkungen der kapitalistischen Gesellschaft und des Nationalsozialismus und geben sich zum Schluss der Hoffnung hin, dass das Ganze einst durch den Sozialismus abgelöst werde.

Meine beiden Gastgeber wussten nichts von Soziologie und Philosophie. Sie sind nicht frei von wirtschaftlichen Sorgen und die Not pocht an ihre eigene Tür. Gleichwohl will es ihnen nicht schmecken, wenn sie nicht auf ihre Art ein ganz klein wenig mithelfen, das Elend zu lindern. Sozialismus verpflichtet...

Mir scheint diese Einstellung die einzig richtige zu sein. Wer sich mit allgemeinen Betrachtungen resigniert den Verpflichtungen des Augenblicks entzieht, wer nicht in erster Linie fragt: was kann ich machen, mit dem ist nichts zu machen.

Der neue Beruf

Eines Tages, da meine Wirtin grosse Wäsche hatte, fragte sie, ob ich ihr nicht beim Ausringen und Aufhängen helfen wolle. Ich bejahte, weniger aus Neigung zu dieser Arbeit als vielmehr, weil ich nicht «Nein» sagen wollte. Doch die Lust zur Arbeit kam beim Schaffen. Warum auch sollen wir Männer uns zur Hausarbeit weniger eignen als die Frauen? Die Grossbetriebe, die Hotels und Waschanstalten haben längst aufgehört, Waschen und Kochen als ausschliessliche Frauenarbeit zu betrachten. Ich muss mich auch nicht so ganz unge-

schickt angestellt haben, denn am nächsten Tag wurde ich zur Mitarbeit wieder herangezogen. So lernte ich bügeln, kochen, putzen, und wurde Tag für Tag tiefer in die Hauswissenschaft eingeführt. Als dann eines Tages meine Wirtin sehr heftig vom Ischias geplagt wurde, ergab sich daraus ein regelrechtes ArbeitsVerhältnis.

Punkt 7 Uhr bin ich arbeitsbereit. Das Aufstehen ist nicht mehr schwer. Nach der langen Arbeitslosigkeit freue ich mich des geordneten Lebens. Wenn ich auch ausser dem Essen nur ein kleines Taschengeld verdiene, so empfand ich doch schon diese feste Beschäftigung als grosse Wohltat. Das Herumschlendern auf der Strasse war mir längst zuwider. Im Kreis von Emigranten reibt man sich gegenseitig. Unwillkürlich denke ich an den Briefwechsel von Marx und Engels über die Emigration. Damals schrieb Friedrich Engels: «Die Emigration – Eine Schule des Klatsches und der Niedertracht –, worin jeder notwendig ein Narr, ein Esel und ein gemeiner Schurke wird, der sich nicht ganz von ihr zurückzieht.»

Und dies gilt leider zum Teil heute noch.

* Dieses Zitat entnahm Irma Fechenbach einem Brief ihres Mannes Felix an sie.

Aus der Ferienkolonie der Arbeiterkinderhilfe⁴⁴⁵

Hundertundzwanzig Arbeiterkinder von Arbeitslosen reisen für drei Wochen in ein Ferienheim nach Schwellbrunn im Appenzellerland. Wer hätte früher geglaubt, dass sich das verwirklichen liesse? Seit einer Woche ist die Ferienkolonie Tatsache geworden. Man muss in der Kolonie mit den Kindern gelebt haben, um ihre ungeheure Freude ganz verstehen zu können, um zu erkennen wie bedeutsam das Werk ist, das die Arbeiterkinderhilfe zusammen mit Partei und Gewerkschaft durch Errichtung dieses Ferienlagers geschaffen hat.

Erholung und Erziehung zur Gemeinschaft sind die beiden tragenden Ideen der Ferienkolonie der Arbeiterkinderhilfe.

Aufstehen!

Ein paar kräftige Gongschläge wecken jeden Morgen um 6.15 Uhr die Kinder. Schnell wird es auf den Strohsäcken in dem grossen Schlafsaal lebendig. Am Brunnen vor dem Haus ist Morgenwäsche. Gymnastische Übungen auf der nahen Spielwiese vertreiben den letzten Rest von Schläfrigkeit und bringen das Blut richtig in Schwung.

Morgenessen

Inzwischen werden im Esssaal die Tische gedeckt. Gruppenweise an langen Tischen sitzen 10-15 Kinder mit ihren Helfern. Jede Gruppe hat einen besonderen Namen, den sich die Kinder selbst aussuchen: Finkli, Schäfli, Schwalben, Murmeli, Tiger, Goldfische, Rössli, Rote Adler, Vielfrass, Goliath.

Es gibt Hafermus mit Milch, Zucker und Brot. Da geht es an ein Löffeln und Kauen, dass es eine Lust ist. Das Essen ist reichlich.

Selbst die Rekordesser werden kaum damit fertig.

Falkenstunde.

Im Anschluss an das Morgenessen hält täglich jeder Helfer mit seiner Gruppe Falkenstunde. Da erzählt er von den Geschehnissen der grossen Welt, von der Arbeiterbewegung und von naturwissenschaftlichen oder gesundheitlichen Fragen, welche die Kinder interessieren. Bisweilen lässt er auch die Kinder von daheim erzählen. Gross ist das Elend der Arbeitslosenfamilien im Rheintal. Und gross ihre Kinderzahl. Eine kleine Frage beleuchtet blitzartig die Not dieser Kinder: was würdet ihr euch kaufen, wenn ihr ganz viel Geld geschenkt erhieltet? Fast in allen Fällen wurde mit Schuhe und Mäntel geantwortet. Daran fehlt es am meisten. Nur ein achtjähriges Mädelchen, die kleine, blasse Barbara flüstert verlegen – eine Puppe. Sie hat in ihrem jungen Leben noch keine besessen.

Überall Wald, Wiese und Sonne

Tagsüber wird viel gewandert und gespielt. Schwellbrunn hat grosse Wälder und herrliche Spaziergänge. Die Aussicht auf die Berge, die Säntiskette und die Churfürsten wechselt ab mit dem Blick auf bewaldete Hügel und fruchtbare Täler des Appenzellerlandes. ... Bisweilen geht es ins nahe Waldstatt zum Baden und Schwimmen. Das ist für die Kinder ein besonderes Fest.

Wenn 's regnet

ist man in der Ferienkolonie auch nicht traurig. Es wird erzählt, gelesen, geschrieben und gespielt. Besonders beliebt ist das Steinchen-spiel. Sogar ein Projektionsapparat für Lichtbilder ist da, eine kleine Bibliothek, zwei Handörgelspieler und ein Gitarrenmusikant. Und selbstverständlich nimmt täglich das Mittagessen, das z'Vieri, das

Mittagessen, das z' Vieri, das Abendessen auch viel Zeit in Anspruch. Tüchtig ist der Hunger und tüchtig wird gefüttert. Es gibt viel Gemüse, Salat, Milch und Obst. Dick und rund sollen all die kleinen Feriengäste nach Hause zurückkehren.

Streits und ökonomischen Konflikten aufzutreten. Unsere roten Gasten sind derselben Meinung, nur mit dem Unterschied,

daß sie nicht erst auf uns warten, sondern mit ihrem frohen Optimismus selbst gleich zur Tat schreiten.

Stewefen geht es ins nahe Waldblatt zum Saben und Schimminen. Das ist für die Kinder ein besonderes Zelt.

Wenn's regnet

ist man in der Ferienkolonie auch nicht traurig. Es wird erzählt, gesehen, geschrieben und gespielt. Besonders beliebt ist das Steindampfer. Sogar ein Projektionsapparat für Lichtbilder ist da, eine kleine Bibliothek, zwei Handorgelspieler und ein Gitarrenmusiker. Und selbstverständlich nimmt täglich das Mittagessen, das z' Vieri, das Abendessen auch viel Zeit in Anspruch. Tüchtig ist der Hunger und tüchtig wird gefüttert. Es gibt viel Gemüse, Salat, Milch und Obst. Dick und rund sollen all die kleinen Feriengäste nach Hause zurückkehren.

Sat öpper öppis zu reklamieren?

Jeden Abend in der Gemeinschaftsstunde richtet der Lagerleiter Ernst Galluler, Et. Gallen, diese Frage an die Kinder. Und dann kommen die Ruben und Weibis mit all ihren Mästen und Sorgen. Frei und unerschrocken reklamieren sie, was ihnen nicht recht zu sein scheint. Ernsthaft wird beraten und wo immer möglich Mithilfe geschaltet. Aber manchmal ist's nicht möglich. So reklamieren die Weibis, daß zu viel Ruben im Heim seien. Der Lagerleiter zuckt die Achseln. Er kann aus Ruben keine Weibis machen. Auch das Essen steht zur Diskussion. Doch nie kam irgendwelche Klage.

Ein Ferienheim ohne Kalkulationscharakter.

Dieses kleine Kinderparlament ist symbolisch für die Besonderheit des Ferienlagers der Arbeiterkinderhilfe. Klein und groß, Kinder und Helfer bilden eine große Familie. Alle halten zusammen. Alle verbindet das freundschaftliche „Du“. In allen ist das Interesse am Ferienheim deutlich spürbar. Alle haben die gleichen Rechte. Diese klare Gemeinschaft macht froh. In keiner zweiten Ferienkolonie ist solch frohes Zusammenleben, solch hezellige Kameradschaft wie im Schwelbrunner Ferienlager der Arbeiterkinderhilfe.

Mit Stolz kann die Schweizer organisierte Arbeiterkraft auf die Schwelbrunner Ferienkolonie schauen. Hier wächst ein neuer, gemeinschaftlicher Geist und wird stark und tatkräftig. Gesund und sommerkann werden die Kinder im August nach Hause kommen und noch lange von dem großen Erlebnis zeugen.

J. F.

Was wir nicht vergessen dürfen.

Der Weltkrieg kostete 12 996 571 Tote, 16 257 000 Verwundete, 5 669 000 dauernd Invaliden. Die gesamten Kriegsausgaben betragen rund 93 Milliarden 250 Millionen Franken.

Aus der Ferienkolonie der Arbeiterkinderhilfe



Hundertundzwanzig Arbeiterkinder von Arbeitslosen reisen für drei Wochen in ein Ferienheim nach Schwelbrunn im Appenzellerland. Wer hätte früher geglaubt, daß sich das verwirklichen ließe? Seit einer Woche ist die Ferienkolonie Lausage geworden. Man muß in der Kolonie mit den Kindern gelebt haben, um ihre ungeheure Freude ganz verstehen zu können, um zu erkennen, wie bedeutsam das Werk ist, das die Arbeiterkinderhilfe zusammen mit Staat und Gewerkschaft durch Errichtung dieses Ferienlagers geschafften hat.

Erholung und Erziehung zur Gemeinschaft sind die beiden tragenden Ideen der Ferienkolonie der Arbeiterkinderhilfe.

Wascheien!

Ein paar kräftige Gongschläge werden jeden Morgen um 6.15 Uhr die Kinder. Schnell wird es auf den Strohhütchen in dem großen Schlafsaal lebendig. Am Brunnen vor dem Haus ist Morgenwäsche. Gemeinnützige Übungen auf der nahen Spielwiese vertreiben den letzten Rest von Schläfrigkeit und bringen das Blut richtig in Schwung.

Morgensessen.

Anzugschiffen werden im Chloal die Tischgebedet. Gruppenweise an langen Tischen sitzen 10—15 Kinder mit ihren Helfern. Jede Gruppe hat einen besonderen Namen, den sich die Kinder selbst ausgesuchen: Hirschi, Schölli, Schwalben, Mummeli, Tiger, Goldfische, Kästli, rote Adler, Dieftrag, Goliath.

Es gibt Haseremus mit Milch, Zucker und Brot. Da geht es an ein Wässeln und Rauern, daß es eine Luft ist. Das Essen ist reichlich. Selbst die Refektorbesten werden kaum damit fertig.

Gaststunde.

Im Anschluß an das Morgenessen hält täglich jeder Helfer mit seiner Gruppe Gaststunde. Da erzählt er von den Geschehnissen der großen Welt, von der Arbeiterbewegung und von naturwissenschaftlichen oder gesundheitslichen Fragen, welche die Kinder interessieren. Bisweilen läßt er auch die Kinder von hausein erzählen. Groß ist das Glanz der Arbeitslosenfamilien im Heimal. Und groß ihre Kinderzucht. Eine kleine Frage bedeutet blühartig die Not dieser Kinder: was würdest ihr Euch kaufen, wenn ihr ganz viel Geld gäbent erzielte? Fast in allen Fällen wurde mit Schuhe und Mäntel geantwortet. Daran fehlt es am meisten. Nur ein achtjähriges Mädchen, die kleine, kluge Barbara flüstert verlegen — eine Puppe. Sie hat in ihrem jungen Leben noch keine gesehen.

Ueberei Wald, Wiese und Sonne.

Tagelager wird viel gemobert und gespielt. Schwelbrunn hat große Wälder und herrliche Spaziergänge. Die Wälder auf die Berge, die Schilfsteile und die Kurhülsen wachst ab mit dem Wind auf bewaldete Hügel und fruchtbare Täler des Appenzellerlandes. Und ganz in der Ferne

Hät öpper öppis zu reklamieren?

Jeden Abend in der Gemeinschaftsstunde richtet der Lagerleiter Ernst Galluser, St. Gallen, diese Frage an die Kinder. Und dann kommen die Buben und Meidli mit all ihren Nöten und Sorgen. Frei und unerschrocken reklamieren sie, was ihnen nicht recht zu sein scheint. Ernsthaft wird beraten und wo immer möglich Abhilfe geschaffen. Aber manchmal ist 's nicht möglich. So reklamierten die Meidlis, dass zu viel Buben im Heim seien. Der Lagerleiter zuckt die Achseln. Er kann aus Buben keine Meidli machen. Auch das Essen steht zur Diskussion. Doch nie kam irgendwelche Klage.

Ein Ferienheim ohne Anstaltscharakter

Dieses kleine Kinderparlament ist symbolisch für die Besonderheit des Ferienlagers der Arbeiterkinderhilfe. Klein und gross, Kinder und Helfer, bilden eine grosse Familie. Alle halten zusammen. Alle verbindet das freundschaftliche «Du». In allen ist das Interesse am Ferienheim deutlich spürbar. Alle haben die gleichen Rechte. Diese starke Gemeinschaft macht froh. In keiner zweiten Ferienkolonie ist solch frohes Zusammenleben, solch herzliche Kameradschaft wie im Schwellbrunner Ferienlager der Arbeiterkinderhilfe.

Mit Stolz kann die Schweizer organisierte Arbeiterschaft auf die Schwellbrunner Ferienkolonie schauen. Hier wächst ein neuer, gemeinschaftsfroher Geist und wird stark und tatfroh. Gesund und sonnverbrannt werden die Kinder im August nach Hause kommen und noch lange von dem grossen Erlebnis zehren.

I. F.

לְבָה דוּדֵי לִקְרֹאת בְּלָה

Aus den hellerleuchteten Räumen des Kinderheims Wartheim in Heiden klingt jeden Freitag Abend dieser alte jüdische Gesang hinaus in die stille Landschaft. Achtzig Flüchtlings- und Emigrantenkinder begeben feierlich den Einzug des Sabbath. In ergreifender Schlichtheit halten die Juben und Mädels ihre Andacht. Ein Freizeitlehrer, selbst ein Flüchtling, wirkt als Vorbeter. Festliche Freude liegt auf allen Gesichtern.

Schon am frühen Nachmittag hatte man begonnen, den Staub der Woche von sich abzuschütteln. Hochbetrieb herrschte in allen Wasch- und Paderäumen. Nach gründlicher Reinigung wurden die Sabbath-"leider" angezogen, die Haare fein säuberlich gekämmt und die Nägel gereinigt.

Nun, nach beendigter Andacht zieht Gross und Klein erwartungsfroh hinüber in den grossen Speisesaal. Die Heimmutter, Frau Bondi, entzündet die Kerzen. "Gut Schabos mite-mand". Ein kleiner fünfjähriger Rabbinersohn macht Kiddusch mit Ernst und Würde eines Grossen. Das Vorbild aus seinem Elternhaus hat er über alle Grenzen mitgenommen und in die Emigration hinübergerettet. Auch die grossen selbstgebackenen Berches mögen in manchem Kind alte Erinnerungen an daheim wachrufen. Wie lange ist es her, dass auch diese Kinder froh und unbeschwert am Freitag Abend mit ihren Eltern am Tisch sassen?

Doch es ist keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Schon nahen die grossen Töpfe und ein appetitanregender Geruch von gebratenen Fischen und dampfenden Erdäpfeln. Das warten bis alle die Teller gefüllt und ausgeteilt sind, ist eine Geduldsprobe. Endlich ist es so weit. "Einen guten.....sagt Fräulein Jette, die Kochkünstlerin und ehe sie noch das Wort Appetit ausspricht, beginnt ein frohes Geklapper der Gabeln und Stille ist es im grossen Speisesaal.

Es schmeckt ganz ausgezeichnet. Jämmer wieder wird nachserviert. Nach dem Essen wird gesungen und gebetet. Dann ist es Zeit für die Kleinen zum Schlafengehen.

Die Grossen sammeln sich inzwischen im Wohnstübl und unter Frau Bondis Leitung beschliesst eine besinnliche Gemeinschaftsstunde den festlichen Abend. Es wird dabei vorgelesen, diskutiert, frei erzählt oder gesungen.

Am Sabbath selbst dürfen alle Kinder eine halbe Stunde länger schlafen. Nach dem Frühstück versammelt wiederum eine kleine Andacht die Kinderschar und dann ist alles frei bis zum Mittagessen.

Die Kleinen spielen, die Grösseren aber empfinden schon die Bedeutung des Legebüßsseins von Pflichten und Gebundenheit, sie freuen sich, dass sie frei sind, frei für alles, was ihnen gerade Lust macht. Freunde bummeln die Dorfstrasse entlang, Büchererratten verkriechen sich hinter ihre Bücher, die Markensammler betrachten kritisch ihre Schätze, jeder tut, wie ihm ums Herz ist, denn Feiertag ist es. Feiertag ruft es von den blankgeputzten Wänden, den peinlich sauberen Fussböden, den spiegelhellen Fensterscheiben. Feiertag ist es strahlen die lachenden Kindergesichter.

Lachen sie alle? O nein, ganz gewiss nicht. Viele unter den Grossen denken gerade am Sabbath voll Wehmut an ihre verlorene Heimat, an ihre Eltern, die grossen Stubentisch daheim, auf welchem auch am Sabbath die Kerzen brannten und wo ebenfalls viele schöne jüdische und hebräische Lieder gesungen wurden. Lang, lang ist es her.....

Wo sind wohl jetzt Vater und Mutter? Viele Kinder wissen es es

Aus der Ferienkolonie des jüdischen Kinderheimes

«Wartheim»⁴⁴⁶

Freitagabend-Gesang

Aus den hellerleuchteten Räumen des Kinderheims Wartheim in Heiden klingt jeden Freitag abend dieser alte jüdische Gesang hinaus in die stille Landschaft. Achtzig Flüchtlings- und Emigrantenkinder begehen feierlich den Einzug des Sabbath. In ergreifender Schlichtheit halten die Buben und Mädels ihre Andacht. Ein Freizeitlehrer, selbst ein Flüchtling, wirkt als Vorbeter. Festliche Freude liegt auf allen Gesichtern.

Schon am frühen Nachmittag hatte man begonnen, den Staub der Woche von sich abzuschütteln. Hochbetrieb herrschte in allen Wasch- und Baderäumen. Nach gründlicher Reinigung wurden die Sabbath-Kleider angezogen, die Haare fein säuberlich gekämmt und die Nägel gereinigt.

Nun, nach beendigter Andacht zieht Gross und Klein erwartungsfroh hinüber in den grossen Speisesaal. Die Heimmutter, Frau Bondi, entzündet die Kerzen. «Gut Schabos mitenand.» Ein kleiner fünfjähriger Rabbiner-Sohn macht Kiddusch mit Ernst und Würde eines Grossen. Das Vorbild aus seinem Elternhaus hat er über alle Grenzen mitgenommen und in die Emigration hinübergerettet. Auch die grossen selbstgebackenen Berches mögen in manchem Kind alte Erinnerungen an daheim wachrufen. Wie lange ist es her, dass auch diese Kinder froh und unbeschwert am Freitag Abend mit ihren Eltern am Tisch sassen?

Doch es ist keine Zeit trüben Gedanken nachzuhängen. Schon na-

hen die grossen Töpfe und ein appetitanregender Geruch von gebratenen Fischen und dampfenden Erdäpfeln durchzieht den Saal. Das warten bis alle Teller gefüllt und ausgeteilt sind, ist eine Geduldprobe. Endlich ist es soweit. «Einen guten...» sagt Fräulein Jette, die Kochkünstlerin und ehe sie noch das Wort Appetit ausspricht, beginnt ein frohes Geklapper der Gabeln und Stille ist es im grossen Speisesaal.

Es schmeckt ganz ausgezeichnet. Immer wieder wird nachserviert. Nach dem Essen wird gesungen und gebetet. Dann ist es Zeit für die Kleinen zum Schlafengehen.

Die Grossen sammeln sich inzwischen im Wohnstübli und unter Frau Bondis Leitung beschliesst eine besinnliche Gemeinschaftsstunde den festlichen Abend. Es wird dabei vorgelesen, diskutiert, frei erzählt oder gesungen.

Am Sabbath selbst dürfen alle Kinder eine halbe Stunde länger schlafen. Nach dem Frühstück versammelt wiederum eine kleine Andacht die Kinderschar und dann ist alles frei bis zum Mittagessen.

Die Kleinen spielen wie gewohnt, die Grösseren aber empfinden schon die Bedeutung des Losgelöstseins von Pflichten und Gebundenheit, sie freuen sich, dass sie frei sind, frei für alles, was ihnen gerade Lust macht. Freunde bummeln die Dorfstrasse entlang, Bücherratten verkriechen sich hinter ihre Bücher, die Markensammler betrachten kritisch ihre Schätze, jeder tut, wie ihm ums Herz ist, denn Feiertag ist es. Feiertag ruft es auch von den blankgeputzten Wänden, den peinlich sauberen Fussböden, den spiegelhellen Fensterscheiben. Feiertag ist es strahlen die lachenden Kindergesichter. Lachen sie

alle? Oh nein, gewiss nicht. Viele unter den Grossen denken gerade am Sabbath voll Wehmut an ihre verlorene Heimat, an ihre Eltern, den grossen Stubentisch daheim, auf welchem am Sabbath auch die Kerzen brannten und wo ebenfalls viele schöne jüdische und hebräische Lieder gesungen wurde. Lang, lang ist es her ...

Wo sind wohl jetzt Vater und Mutter? Viele Kinder wissen es nicht. Viele haben seit Jahren keinerlei Nachricht mehr von ihren Eltern. Besonders die Emigrantenkinder von 1938. Die Flüchtlingskinder von 1942 sind in diesem Punkt vom Schicksal begünstigt. Vielfach konnten Kinder und Eltern gemeinsam in die Schweiz flüchten und wenn auch die Trennung der Familien hart und bitter ist, so wissen sie sich doch gegenseitig in Sicherheit und sie haben ausserdem alle drei Monate die Möglichkeit drei Ferientage gemeinsam zu verbringen.

Zwölf Uhr schlägt's. Im Speisesaal steht schon die Suppe auf dem Anrichtetisch. Eines nach dem anderen geht langsam und leise auf seinen Platz. Ohne Klingelzeichen oder Gongschläge sind alle rechtzeitig versammelt. Nun soll auch der Magen spüren, dass Schabos ist. Der Suppe folgen Fleisch, Salat und Dessert. Im Kinderheim Warheim wird auch hinsichtlich des Sabbathessens beste jüdische Tradition hochgehalten. Und das ist gut so.

Omeg Sabath. Doch zuerst kommen zwei Stunden Ruhezeit, denn auch Feiern und Nichtstun macht müde. Absolute Stille herrscht im ganzen Haus. Das ist in erster Linie Fräulein Hildes Verdienst. Ihren feinen Ohren entgeht auch nicht das leiseste Geflüster im entlegensten Zimmer. Aber die Kinder spüren, dass diese anscheinend strenge

Massnahme nur ihrer liebevollen Fürsorge und ihrer grossen Kinderliebe entspringt. In einem solch grossen Betrieb sind natürlich Ordnung und Disziplin unumgänglich notwendig.

Unsere heutige jüdische Jugend hat vielfach die alten hebräischen Lieder verlernt. Im Hetzen und Sorgen des Alltags bleibt vielerorts keine Zeit zur Feier des Sabath. Hier im Kinderheim Wartheim wird dieses alte hebräische Lieder-Gut gepflegt. Sie gehören mit zur Sabath-Freude und zur Sabathtradition. Ein selbstbewusstes junges jüdisches Geschlecht wird in diesem schweizerischen Kinderheim erzogen und stolzes jüdisches Selbstbewusstsein erfüllt die Buben und Mädels.

Der Sabath geht zu Ende. Segnend bereitet Mutter Bondi ihre Hände über das Licht. Dann verlöscht es ... «Gut Woch.» Und zurück schallt es in vielstimmigem Kinderchor: Gut Woch.

Wieder beginnt eine neue Woche mit Schule und Hausarbeit, mit Wäschebügeln und Flickern. Jedes der Kinder hat seinen Pflichtenkreis und Pflichterfüllung ist Selbstverständlichkeit. Vielseitig und vorbildlich werden besonders die Grossen zur selbständigen Führung eines Haushalts herangebildet. Einige konnten bereits mit Erfolg die Haushaltslehre abschliessen. Und diese Kenntnisse werden den Kindern besonders nützen, wenn sie einst nach dem Krieg wieder weiterwandern müssen. Wohin ein gütiges Geschick sie auch führen wird, immer werden sie das Gelernte verwenden können und manch dankbarer Gruss wird den Zürcher jüdischen Frauenverein erreichen, der diese schwere Emigrationszeit so zweckmässig und nützlich auszufüllen verstand.

Wie lange die Kinder noch warten müssen, bis auch sie wieder frei mit ihren Angehörigen vereint sein werden, wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, dass Heiden allen eine liebe Ersatzheimat geworden ist.

Nicht leicht ist die Arbeit. Manche stille Sehnsucht auf eine andere Berufsausbildung musste allmählich aufgegeben werden. Die einen wollten studieren, die anderen hofften auf eine kaufmännische Anstellung. Doch wenn man nicht haben kann, was man liebt, muss man lieben was man hat. Und gut ist es, dass im Allgemeinen recht wenig Zeit zum Nachdenken bleibt. Im Nu verfliegt die Zeit und nach sechs Arbeitstagen kommt wieder der Sabath, der diesen heimatlosen Kindern zugleich ein Stück alte, liebe Heimat bedeutet, der alle in festlicher Ruhe und freudiger Gemeinschaft zusammenführt.

Alles konnte man diesen unschuldigsten Kriegsopfern nehmen: Ihre lieben Kameraden der Heimat, ihre Spielsachen,... Aber eines konnte man ihnen nicht rauben, ihr religiöses Fühlen und Denken, das sich stets aufs Neue in der Sabathfeier offenbart, das ihnen unbewusst Halt und Trost gibt und durch welches sie sich als gleichberechtigte Glieder der grossen jüdischen Familie fühlen. Dieses jüdische Bewusstsein ist es auch, das diesen Kindern die Kraft geben wird, vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken und tapfer und mutig mitzuhelfen am neuen Aufbau einer besseren Welt.

If.

Florence Nightingales Rückkehr in die Vereinigten Staaten von Amerika *

von Irma Fey

"Florence Nightingale," sagte der Herrgott im Himmel, "ich möchte, dass du zur Erde zurückkehrst und dazu beiträgst, den Schwesternmangel zu lindern. Dein Vorbild inspirierte viele junge Mädchen und ich bin sicher, du kannst dich nützlich machen."

"Mit deinem Segen, Herr," antwortete Florence, "aber wohin soll ich gehen?"

"Geh nach Amerika, zu meinen Lieblingsmenschen. Sie werden dich mit offenen Armen empfangen."

Florence ging dorthin. Um alle Regelungen und Vorschriften zu erfüllen, ging sie zuerst zum Regierungsgebäude, zum Amt der beruflichen Begutachtung.

Frau X war beschäftigt. Florence wartete geduldig. Endlich wurde sie ins Büro von Frau X gebeten.

"Was ist Ihr Anliegen?" fragte Frau X, während sie freundlich lächelte.

"Ich bin Florence Nightingale. Ich möchte helfen, den Schwesternmangel zu lindern."

"Ja, Frau Nightingale," sagte Frau X, "ich schätze Ihr Angebot sehr, aber bevor wir uns mit näheren Einzelheiten befassen können, müssen Sie diese Formulare ausfüllen." Und sie gab Florence Nightingale ein blaues Formular, ein rosa, und ein weisses. Dann lächelte Frau X wieder und sagte: "Es war mir eine Freude, Sie kennenzulernen."

Florence Nightingale benötigte Hilfe, um all die Fragen zu beantworten, und ging deshalb zum Büro des Krankenschwesternverbandes. Fräulein Y, Beraterin des Krankenschwesternverbandes, begrüßte sie und bat Florence Nightingale sich zu setzen.

"Ich bin Florence Nightingale und ich möchte in einem Ihrer Krankenhäuser arbeiten, um den Schwesternmangel zu lindern."

"Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen," sagte Fräulein Y, "aber

haben Sie Ihre staatliche Lizenz?"

"Ich komme eben vom Regierungsgebäude," sagte Florence, "und ich bin bereit, das Staatsexamen abzulegen. Frau X gab mir diese drei Formulare und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir helfen könnten, sie auszufüllen." Sie zeigte Fräulein Y die drei Formulare.

Fräulein Y nahm das weisse Formular in die Hand.

"Dieses ist für Ihre Realschulbeurkundung. Wo besuchten Sie die Realschule? Wann erhielten Sie Ihr Abschlusszeugnis? Wir verlangen, dass Sie zwölf Schuljahre beurkunden, bevor sie das Staatsexamen ablegen dürfen."

Florence Nightingale seufzte. "Zu meiner Zeit... versteinen Sie, ich wurde am 12. Mai 1820 geboren...."

"Hm," sagte Fräulein Y. "Ich kann Ihnen nicht behilflich sein, bis Sie Ihre Realschulbeurkundung oder zu mindest das amerikanische High School Equivalenz Diplom erworben haben. Sobald Sie dies haben, bin ich Ihnen gern behilflich, die anderen Formulare auszufüllen."

Florence Nightingale war sehr enttäuscht.

"Wissen Sie, wer ich bin...?"

"Aber natürlich, Frau Nightingale, ich weiss genau, wer Sie sind. Wir lernten während unserer Schwesternausbildung, was für eine wunderbare Krankenschwester Sie waren. Sie verursachten eine grossartige Neugestaltung der Pflege in unseren Krankenhäusern, Sie waren eine Pionierin unseres Schwesternberufs. Aber verstehen Sie, ich kann die Regelungen und Vorschriften nicht abändern. Gehen Sie zum Regierungsgebäude zurück und erklären Sie dort Ihre Sachlage."

Übersetzt von Hanni F. Sherman, Juli 1993

Florence Nightingale (1820-1910) gründete den Krankenschwesternberuf wie wir ihn heute kennen. Sie pflegte britische Soldaten während dem Krimkrieg (1853-1856).

Florence Nightingales Rückkehr in die Vereinigten Staaten von Amerika⁴⁴⁸

von Irma Fey

«Florence Nightingale,» sagte der Herrgott im Himmel, «ich möchte, dass du zur Erde zurückkehrst und dazu beiträgst, den Schwesternmangel zu lindern. Dein Vorbild inspirierte viele junge Mädchen und ich bin sicher, du kannst dich nützlich machen.»

«Mit deinem Segen, Herr,» antwortete Florence, «aber wohin soll ich gehen?»

«Geh nach Amerika, zu meinen Lieblingsmenschen. Sie werden dich mit offenen Armen empfangen.»

Florence ging dort hin. Um alle Regelungen und Vorschriften zu erfüllen, ging sie zuerst zum Regierungsgebäude, zum Amt der beruflichen Begutachtung.

Frau X war beschäftigt. Florence wartete geduldig. Endlich wurde sie ins Büro von Frau X gebeten.

«Was ist Ihr Anliegen?», fragte Frau X, während sie freundlich lächelte.

«Ich bin Florence Nightingale. Ich möchte helfen den Schwesternmangel zu lindern.»

«Ja, Frau Nightingale,» sagte Frau X, «ich schätze Ihr Angebot sehr, aber bevor wir uns mit näheren Einzelheiten befassen können, müssen Sie diese Formulare ausfüllen.» Und sie gab Florence Nightingale ein blaues Formular, ein rosa, und ein weisses. Dann lächelte Frau X wieder und sagte: «Es war mir eine Freude, Sie kennenzulernen.»

Florence Nightingale benötigte Hilfe, um all die Fragen zu beantworten, und ging deshalb zum Büro des Krankenschwesternverbandes. Fräulein Y, Beraterin des Krankenschwesternverbandes, begrüßte sie und bat Florence Nightingale sich zu setzen.

«Ich bin Florence Nightingale und ich möchte in einem Ihrer Krankenhäuser arbeiten, um den Schwesternmangel zu lindern.»

«Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen,» sagte Fräulein Y, «aber haben Sie Ihre staatliche Lizenz?»

«Ich komme eben vom Regierungsgebäude,» sagte Florence, «und ich bin bereit, das Staatsexamen abzulegen. Frau X gab mir diese drei Formulare und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir helfen könnten, sie auszufüllen.» Sie zeigte Fräulein Y die drei Formulare.

Fräulein Y nahm das weisse Formular in die Hand.

«Dieses ist für Ihre Realschulbeurkundung. Wo besuchten Sie die Realschule? Wann erhielten Sie Ihr Abschlusszeugnis? Wir verlangen, dass Sie zwölf Schuljahre beurkunden, bevor Sie das Staatsexamen ablegen dürfen.»

Florence Nightingale seufzte. «Zu meiner Zeit ... verstehen Sie, ich wurde am 12. Mai 1820 geboren...»

«Hm,» sagte Fräulein Y. «Ich kann Ihnen nicht behilflich sein, bis Sie Ihre Realschulbeurkundung oder zu mindest das amerikanische High School Equivalenz Diplom erworben haben. Sobald Sie dies haben, bin ich Ihnen gern behilflich, die anderen Formulare auszufüllen.»

Florence Nightingale war sehr enttäuscht.

«Wissen Sie, wer ich bin...?»

«Aber natürlich, Frau Nightingale, ich weiss genau, wer Sie sind. Wir lernten während unserer Schwesternausbildung, was für eine wunderbare Krankenschwester Sie waren, Sie verursachten eine grossartige Neugestaltung der Pflege in unseren Krankenhäusern, Sie waren eine Pionierin unseres Schwesternberufs. Aber verstehen Sie, ich kann die Regelungen und Vorschriften nicht abändern. Gehen Sie zum Regierungsgebäude zurück und erklären Sie dort Ihre Sachlage.»

Und so machte Florence noch eine Verabredung mit Frau X. Frau X hatte schlechte Erfahrungen mit ausländischen Krankenschwestern gemacht. Sie passten nicht in das amerikanische System. Sie baten immer um Ausnahmen. Trotzdem unterdrückte sie ihren Ärger und sagte, indem sie wieder freundlich lächelte: «Frau Nightingale, haben Sie die Formulare ausgefüllt?»

«Ich konnte sie nicht ausfüllen,» erklärte Florence Nightingale. «Zu meiner Zeit..., wissen Sie, ...da gab es keine High School..., aber ich bin eine gute Krankenschwester. Ich bin sicher, ich kann mich nützlich machen.»

Als sie diese Worte hörte, verlor Frau X ihre Selbstbeherrschung und wurde sehr verstimmt.

«Frau Nightingale, wir haben Regelungen und Vorschriften, und es interessiert mich überhaupt nicht, was Sie wissen oder was für eine gute Krankenschwester Sie sind. Ich bekleide dieses Staatsamt, und es ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Gesetze respektiert und die Vorschriften beachtet werden.»

Verzweifelt sah Florence Nightingale um sich herum. Plötzlich

strahlte ein Lächeln aus ihrem Gesicht. In der Ecke von X'sens Büro war ein Bild von ihr. Unter dem Bild war geschrieben:

«Das Versprechen von Florence Nightingale»

«Die grossartige Lehrerin des Schwesternberufs»

«Ich sehe, Sie haben mein Bild, Frau X. Ja, wenn ich eben nicht am Krankenbett arbeiten darf, würde ich sehr gerne Lernschwestern unterrichten.»

Als sie diese Worte hörte, wurde Frau X ganz besonders wütend.

«Was glauben Sie, Frau Nightingale? Sie können nicht Lehrerin in diesem Land sein. Unsere Lehrerinnen müssen das Universitätsdiplom oder noch besser den Magister erwerben. Ausserdem müssen sie natürlich auch die Krankenschwester lizenz haben.» Diese Missachtung der Staatsgesetze ging ihr auf die Nerven.

Frau X schaute auf ihre Uhr. «Es tut mir leid Frau Nightingale, aber ich muss zu einer wichtigen Konferenz mit dem Herrn Direktor unserer Krankenhäuser gehen. Wir müssen einen Weg finden, den schrecklichen Schwesternmangel zu verringern. Ich glaube, es wird eine sehr interessante Unterredung sein.

In Bezug auf Sie, Frau Nightingale, ...um es Ihnen ehrlich zu sagen ...folgen Sie meinem Rat..., das Beste, das Sie tun können ist, ... kehren Sie in den Himmel zurück.»

Rassenprobleme in der Krankenpflege⁴⁴⁷

von Schwester Irma Fechenbach

Von 1946 bis 1965 war ich Krankenschwester in verschiedenen Krankenhäusern der USA. Die Negerfrage hat mich dabei besonders interessiert. Verallgemeinerungen sind meist unrichtig, doch lassen sich weitgehend vier Hauptgruppen der Rassenfrage unterscheiden.

Die erste Gruppe möchte ich konservativ nennen. Wie zur Zeit der Sklaverei werden die Neger als minderwertig angesehen. In Krankenhäusern, die zu dieser ersten Gruppe gehören, finden wir Neger nur in ungelerten Berufen und in schlecht bezahlten Stellen, zum Beispiel als Bodenputzer, Küchenhelfer, Waschfrauen. Doch das sagt keineswegs, dass die Neger schlecht behandelt werden. Man kann schliesslich ja auch seinen Hund oder seine Katze gut behandeln. Farbige Patienten haben im Süden der USA meist eigene sehr primitive Krankenstationen.

Im Süden wird noch immer der Neger nicht als gleichberechtigt und gleichwertig angesehen. Typisch dafür war die Antwort eines Patienten auf die Frage, wie gross der Ort sei, wo er wohne: «Ungefähr 20.000 Einwohner», war die Antwort, «und dazu kommt eine verhältnismässig grosse Zahl von Negern.» Für diesen Patienten waren Neger nicht einmal Einwohner.

Eine zeitlang arbeitete ich in einem Privatkrankenhaus in Virginia. Der Besitzer dieser Klinik war ein sehr fortschrittlich eingestellter Arzt.

Rassenprobleme in der Krankenpflege.

von Schwester Irma Fechenbach

Von 1946 bis 1965 war ich Krankenschwester in verschiedenen Krankenhäusern der USA. Die Negerfrage hat mich dabei besonders interessiert. Verallgemeinerungen sind meist unrichtig, doch lassen sich weitgehend vier Hauptgruppen der Rassenfrage unterscheiden.

die erste Gruppe möchte ich konservativ nennen. Wie zur Zeit der Sklaverei werden die Neger als minderwertig angesehen. In Krankenhäuser, die zu dieser ersten Gruppe gehören, finden wir Neger nur in ungelerten Berufen und in schlecht bezahlten Stellen, zum Beispiel als Bodenputzer, Küchenhilfer, Waschfrauen. Doch das sagt keineswegs, dass die Neger schlecht behandelt werden. Man kann schliesslich ja auch seinen Hund oder seine Katze gut behandeln. Farbige Patienten haben im Süden der USA meist eigene sehr primitive Krankenstationen.

Im Süden wird noch immer der Neger nicht als gleichberechtigt und gleichwertig angesehen. Typisch dafür war die Antwort eines Patienten auf die Frage, wie gross der Ort sei, wo er wohne: "Ungefähr 20 000 Einwohner" war die Antwort, "und dazu kommt eine verhältnismässig grosse Zahl von Negern. Für diesen Patienten waren Neger nicht einmal Einwohner.

Eine Zeitlang arbeite ich in einem Privatkrankenhaus in Virginia. Der Besitzer dieser Klinik war ein sehr fortschrittlich eingestellter Arzt. Er hatte den Keller seines Krankenhauses für die Negerpatienten ausbauen lassen. In saubere Einzel-, Zweier und Dreierzimmer nahm dieser Arzt farbige Kranke auf. Die Neger bekamen dieselbe Kost, wie die weissen Patienten und wurden gut gepflegt. Sie waren jedoch von den übrigen weissen Patienten streng getrennt. Sie hatten ihre eigenen Wartezimmer und Behandlungsräume. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass man die farbigen Patienten als "Willy Jones" oder als "Mary Harris" bezeichnete. Die Titel Miss, Mrs oder Mr. waren für Weisse reserviert. Der Arzt, der von der Schwester zu einer Hausaufnahme von Mrs. Harris gerufen wurde, konnte sehr unangenehm werden, wenn es sich statt um Mrs Harris nur um Mary Harris gehandelt hätte.

Die zweite Gruppe erkennt die Neger als gleichwertig und gleichberechtigt an, verlangt aber eine vollständige Trennung der Rassen. Die farbigen Krankenhäuser und Schwesternschulen sollen den weissen Institutionen in nichts nachstehen. Ebenso sollen farbige Universitäten auf modernster Grundlage geschaffen werden.

Die dritte Gruppe begegnete mir in Philadelphia in einem 1500 Bettigen Krankenhaus. Farbigen und weissen Schwestern standen die gleichen Rechte zu und sie arbeiteten fröhlich und friedlich neben- und miteinander. Auch zwischen weissen und farbigen Ärzten herrscht ein gutes harmonisches Einvernehmen. Auch bezüglich der Patienten gab es keinerlei Diskrimination. Als nach dem Ausscheiden einer weissen Oberschwester erstmals einstimmig eine farbige Oberschwester gewählt wurde, glaubte ich das Ideal der Rassenfrage verwirklicht zu sehen. Diese farbige Oberschwester war überaus tüchtig, gerecht, freundlich und vorbildlich im Beruf und im Charakter. Wir alle mochten sie sehr gern. Kein Wunder, dass

Er hatte den Keller seines Krankenhauses für die Negerpatienten ausbauen lassen. In saubere Einer-, Zweier- und Dreier-Zimmer nahm dieser Arzt farbige Kranke auf. Die Neger bekamen dieselbe Kost, wie die Weissen Patienten und wurden gut gepflegt. Sie waren jedoch von den übrigen weissen Patienten streng getrennt. Sie hatten ihre eigenen Wartezimmer und Behandlungsräume. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass man die farbigen Patienten als «Willy Jones» oder als «Mary Harris» bezeichnete. Die Titel Miss, Mrs. oder Mr. waren für Weisse reserviert. Der Arzt, der von der Schwester zu einer Neuaufnahme von Mrs. Harris gerufen wurde, konnte sehr unangenehm werden, wenn es sich statt um Mrs. Harris nur um Mary Harris gehandelt hätte.

Die zweite Gruppe erkennt die Neger als gleichwertig und gleichberechtigt an, verlangt aber eine vollständige Trennung der Rassen. Die farbigen Krankenhäuser und Schwesternschulen sollen den weissen Institutionen in nichts nachstehen. Ebenso sollen farbige Universitäten auf modernster Grundlage geschaffen werden.

Die dritte Gruppe begegnete mir in Philadelphia in einem 1.500 bettigen Krankenhaus. Farbigen und weissen Schwestern standen die gleichen Rechte zu und sie arbeiteten fröhlich und friedlich neben- und miteinander. Auch zwischen weissen und farbigen Aerzten herrscht ein gutes harmonisches Einvernehmen. Auch bezüglich der Patienten gab es keinerlei Diskrimination. Als nach dem Ausscheiden einer weissen Oberschwester erstmals einstimmig eine farbige Oberschwester gewählt wurde, glaubte ich das Ideal der Rassenfrage verwirklicht zu sehen. Die-

se farbige Oberschwester war überaus tüchtig, gerecht, freundlich und vorbildlich im Beruf und im Charakter. Wir alle mochten sie sehr gern. Kein Wunder, dass wir alle beschlossen, unserer farbigen Oberschwester ein schönes Weihnachtsgeschenk zu geben. In unserem Schwesternheim veranstalteten farbige und weisse Schwestern einschliesslich dem Pflegepersonal eindrucksvolle Weihnachtsfeiern. Als Dank für unser Geschenk lud uns die Oberschwester zu einem gemütlichen Beisammensein in ihr Haus ein. Als ich dort zur festgesetzten Stunde eintraf, waren ungefähr 20 Leute anwesend. Ich war die einzige Weisse unter allen Gästen. Am anderen Tag frug ich meine Mitschwester, warum sie nicht der Einladung gefolgt waren. Die Antwort dieser weissen Schwestern war verblüffend: «Wir haben nichts gegen unsere farbige Oberschwester. Wir arbeiten sehr gern mit ihr zusammen. But we don't mix socially. Das geht zu weit.» So hat diese sogenannte fortschrittliche Gruppe allerlei feine Nuancen, gefühlsmässige und soziale Schattierungen, die für den Schweizer nicht leicht zu verstehen sind.

Die vierte Gruppe ist die kleinste. Die vollständige Gleichberechtigung im beruflichen und gesellschaftlichen Leben ist heute in den USA ein selten erreichter Idealzustand. Aber kleine, vereinzelte Anfänge sind vorhanden.

Im praktischen Leben zeigt sich immer wieder auf beiden Seiten eine übergrosse Empfindlichkeit. Farbige Menschen fühlen sich oft beleidigt und zurückgesetzt, wo bester Wille und freundlichstes Entgegenkom-

men ihnen die Türen öffnen wollten. Ich arbeitete einmal in einem Entbindungs Krankenhaus, wo es keinerlei Rassentrennung gab. Wir hatten im ganzen Betrieb nur Einer-, Zweier- und Dreierzimmer und alles war modern und fortschrittlich. Eines Tages wurde eine farbige Patientin eingeliefert. Sie erwartete ihr fünftes Kind. Wir hatten gerade wenig Patienten und so gaben wir ihr ein Zweierzimmer für sie allein. Aber wir hatten kein Glück mit unserem Wohlwollen. «Ich weiss schon,» schrie sie uns an, «warum ich allein schlafen muss. Weil ich farbige bin und die Weissen sich zu gut fühlen, mit mir das Zimmer zu teilen.» Sofort nach ihrer Entbindung drängte sie auf ihre Entlassung.

Frau Sherman, um ein anderes Beispiel zu nennen, war eine besonders liebe, feine Patientin. Sie wollte sich ihrer Negerschwester erkenntlich zeigen und lud sie zum Mittagessen zu sich ein. Es war ein besonders warmer Tag und Frau Sherman deckte den Tisch im Garten. Blumen fehlten nicht und Geschirr, Gläser und das ganze Arrangement verriet viel Liebe und Sorgfalt auf Seiten der Gastgeberin. Doch die farbige Schwester empfand dieses Mittagessen im Garten als Beleidigung. «You don't want a colored person in your white house,» war die Reaktion der Eingeladenen. «Nur deshalb wird für mich im Garten gedeckt. Nein, danke, da gehe ich wieder lieber nach Haus.»

Gegen solche Gefühle sind Worte machtlos und können nichts ausrichten. Die Zeit mag manches bessern. Die Lösung der Rassenfrage ist ein langer, beschwerlicher Weg.

Zeittafel 1932-1946

Die Schweizer Asylpolitik

in Verbindung mit politischen Daten nationalsozialistischer Politik und dem Kriegsgeschehen

DEUTSCHLAND 1932

- 31. Juli: Reichstagswahlen in Deutschland. Die NSDAP wird stärkste Partei. (230 NS DAP-Abgeordnete)
- 6. November: Reichstagsneuwahlen: Verluste der NSDAP (nur noch 196 NSDAP-Abgeordnete). Gewinne der KPD.

DEUTSCHLAND 1933

- 15. Januar: Wahlsieg der NSDAP bei den Landtagswahlen im Kleinstaat Lippe. 30. Januar: «NS-Machtergreifung» in Deutschland. Adolf Hitler wird Reichskanzler. Der Reichstag wird auf Wunsch Hitlers aufgelöst, Neuwahlen für den 5. März angesetzt.
- 27. Februar: In der Nacht vom 27. zum 28. Februar Reichstagsbrand. Das Signal zur Ausschaltung der politischen Gegner ist gegeben. Noch in der Nacht nimmt die erste politische Emigrationswelle ihren Anfang.
- 28. Februar: Mit der Reichstagsbrandverordnung, der «Verordnung zum Schutz von Volk und Staat», zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte werden die Grundrechte in Deutschland weitgehend ausser Kraft gesetzt und der permanente Ausnahmezustand begründet, der bis zum Kriegsende 1945 anhalten sollte. Mit diesem Gesetz werden die Verhaftungen legalisiert und die verfassungsmässigen Grundrechte ausser Kraft gesetzt. Ziel war nicht «nur» die Ausschaltung der Kommunisten, sondern die Vernichtung jedes politischen und weltanschaulichen Gegners.

5. März: Bei der Reichstagswahl erreicht die NSDAP 44% der Stimmen. Zusammen mit der «Deutschnationalen Volkspartei» erhält sie mit 52% die absolute Mehrheit.

23. März: Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich («Ermächtigungsgesetz»). Mit dem «Ermächtigungsgesetz» beschliesst der Reichstag (die kommunistischen Abgeordneten sind vollzählig verhaftet oder geflohen) gegen die Stimmen der SPD-Fraktion die völlige Handlungsfreiheit der Regierung Hitler.

31. März: Vorläufiges Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich.

SCHWEIZ 1933

31. März: Das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) erlässt vom Bundesrat genehmigte Weisungen, wonach die Grenze zwar offen zu halten sei, Flüchtlingen aber nur ein vorübergehender Aufenthalt gewährt werden könne. Eine Erwerbstätigkeit ist ihnen untersagt.

DEUTSCHLAND 1933

1. April: Erster organisierter Boykott gegen jüdische Geschäfte und Waren, jüdische Ärzte und Rechtsanwälte. Die primär «rassisch» bedingte Emigration beginnt.

7. April: «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums». Betroffen sind in erster Linie Beamte jüdischer Abstammung und «politisch Unzuverlässige».

SCHWEIZ 1933

7. April: Bundesratsbeschluss über die Behandlung der politischen Flüchtlinge: Anmeldepflicht innerhalb 48 Stunden nach der Einreise – polizeiliche Überwachung – Zustimmung der Fremdenpolizei bei Antritt einer Stelle – Ausweisung bei Übertreten der Vorschriften – Unterstellung unter die Bundesanwaltschaft.

20. April: Kreisschreiben des EJPD: Zurückweisung Nichtasylwürdiger – kurze Ausreisefrist für unerwünschte Personen, vor allem Kommunisten, wobei hier der Begriff «schriftenlose Kommunisten» gebraucht wird – Anweisung eines Aufenthaltsortes und Verpflichtung zur periodischen Meldung bei den Behörden.

DEUTSCHLAND 1933

26. April: Die Geheime Staatspolizei (Gestapo) wird auf der Grundlage der politischen Polizei von Göring geschaffen.

2. Mai: Auflösung der Gewerkschaften, Gründung der Deutschen Arbeitsfront (DAF).

10. Mai: Bücherverbrennung mit Werken «undeutscher» Autoren.

22. Juni: Verbot der SPD und Selbstauflösung der anderen Parteien

14. Juli: Gesetz gegen die Neubildung von Parteien: NSDAP einzige Partei.

20. Juli: Konkordat zwischen dem Vatikan und dem Dritten Reich.

SCHWEIZ 1934

Kreisschreiben des EJPD an die Kantone: Ausgebürgerten Deutschen soll die Toleranz bewilligt werden. Das Erwerbsverbot wird streng angewandt, selbst freiwillige und unbezahlte Mitarbeit bei Hilfswerken und Mithilfe im Haushalt wird nicht bewilligt.

DEUTSCHLAND 1935

15. September: Die Nürnberger Gesetze (das «Reichsbürgergesetz» und das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre») werden vom Deutschen Reichstag verabschiedet. Verlust der bürgerlichen Gleichberechtigung für Juden.

SCHWEIZ 1936

17. Juni: Gründung der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, in der alle wichtigen Hilfsorganisationen vertreten sind.

DEUTSCHLAND 1936

Bis 1936 wird die gesamte Polizei Himmler, dem Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei, unterstellt.

SCHWEIZ 1937

18. August: Kreisschreiben des EJPD an die Kantone: Die Schweiz kann aus Gründen der Überfremdung nur Durchgangsland für Flüchtlinge sein. «Würdigen» soll der Aufenthalt für einige Monate gewährt werden. «Schriftenlosigkeit» soll nicht Anlass zur Verweigerung des Aufenthaltes sein. Toleranzbewilligungen sollen mittel- und arbeitslosen Flüchtlingen gebührenfrei erteilt werden.

Es sollen keine Kauttionen erhoben werden. Zurückweisungen nach Deutschland nur in Ausnahmefällen. Zurückhaltung in Massnahmen gegen Illegale.

DEUTSCHLAND/ÖSTERREICH 1938

12. März: Die deutschen Truppen rücken in Österreich ein und vollziehen den Anschluss an Hitler-Deutschland. Göring: «Wien wird in fünf Jahren judenrein sein.»

SCHWEIZ 1938

28. März: Der Bundesrat beschliesst die Wiedereinführung des Visums für die Einreise von Inhabern österreichischer Pässe.

8. April: Das EJPD empfiehlt den Kantonen äusserste Zurückhaltung bei der Aufnahme von Flüchtlingen.

6.-15. Juli: Konferenz von Evian zur Besprechung der Flüchtlingsfrage. 32 Staaten nehmen teil. Die Konferenz verlief ohne Ergebnis, die meisten Staaten öffnen ihre Grenzen nicht bzw. nur mit Einschränkungen.

10. August: Die Schweiz verschärft die Grenzkontrolle. Personen mit österreichischem Pass ohne Visum sind zurückzuweisen und der deutschen Grenzpolizei zu übergeben. Bericht der Eidgenössischen Fremdenpolizei an das EJPD: Bisher 1.000 illegale Einreisen. Wenn illegale Einreise nicht gestoppt werden könne, entstehe eine Situation, der die Schweiz nicht mehr gewachsen sei.

17. August: Konferenz der kantonalen Polizeidirektoren. Schliessung der Grenze wird erwogen.

18./19. August: Bundesrat beschliesst Grenzsperrre. Flüchtlinge ohne Visum sind ausnahmslos zurückzuweisen. Der St. Galler Polizeikommandant Paul Grüninger wird im Mai 1939 fristlos entlassen, weil er als einer von vielen im Bodenseeraum Flüchtlinge rettete. Nach offizieller Lesart hatte er «Fluchthilfedelikte» begangen und wurde deshalb im Dezember 1940 vom zuständigen Bezirksgericht zu drei Monaten Haft verurteilt. Bis zu seinem Tod, 32 Jahre später, musste er in sehr bescheidenen Verhältnissen leben.

7. September: Kreisschreiben der Polizeiabteilung an die Grenzorgane: «Zurückzuweisen sind ... Emigranten, die einen deutschen Pass besitzen. Ob es sich um Emigranten handelt, haben die Grenzpolizeibeamten nach Möglichkeit festzustellen. Inhaber deutscher Pässe, die Juden oder sehr wahrscheinlich Juden sind, sind zurückzuweisen.

April bis Oktober: Verhandlungen zwischen Polizeiabteilung, schweizerischer Gesandtschaft in Berlin und deutschem Aussenamt. Die Schweiz verlangt kategorisch die Kennzeichnung der Pässe deutscher Juden, ansonsten droht sie die Visumpflicht für alle Deutschen an. Diese Verhandlungen führen schliesslich zur Kennzeichnung der Pässe durch ein «J».

DEUTSCHLAND / TSCHECOSLOWAKEI 1938

29. September: Münchner Abkommen. Die Tschechoslowakei wird von den Westmächten aufgegeben.

SCHWEIZ 1938

4. Oktober: Der Bundesrat stimmt den Vereinbarungen zum «J-Stempel» zu, informiert die Gesandtschaften und Konsulate und erteilt den Grenzorganen entsprechende Weisungen.

DEUTSCHLAND 1938

9./10. November: Reichspogromnacht.

SCHWEIZ 1938

Die Vereinbarung zwischen der Schweiz und dem Dritten Reich zur Einführung des «J-Stempels» vom 4. Oktober wird offiziell bestätigt.

7. Dezember: Auf Grund einer Interpellation von Nationalrat Dr. Guido Müller, Biel, wird die rigorose Flüchtlingspolitik im Parlament angegriffen.

SCHWEIZ 1939

20. Januar: Der Bundesrat beschliesst den Visumzwang für alle ausländischen Emigranten.

20. Februar: Dr. Rothmund, Chef der Polizeiabteilung, erklärt, dass sich 10.000 bis 12.000 Flüchtlinge in der Schweiz aufhalten, davon etwa 3.000 mittellose Juden, für die die schweizerische Judenschaft monatlich rund 250.000 Franken aufzubringen habe.

22. Februar: Die Konferenz der kantonalen Polizeidirektoren unterstreicht erneut, dass die Schweiz für Flüchtlinge nur Durchgangsland sein könne, und verlangt, dass Einreisebewilligungen nur noch erteilt werden, wenn die Weiterwanderung gesichert sei.

DEUTSCH LAND/TSCHECHOSLOWAKEI 1939

15. März: Die Tschechoslowakei verschwindet als selbstständiger Staat und wird zum Protektorat Böhmen und Mähren.

SCHWEIZ 1939

Der Bundesrat beschliesst Visumzwang für Inhaber tschechoslowakischer Pässe. DEUTSCHLAND/ POLEN / ENGLAND/ FRANKREICH 1939

1. September: Die deutschen Armeen überfallen Polen.

3. September: Kriegserklärung Englands und Frankreichs an Deutschland.

SCHWEIZ 1939

5 . September: Der Bundesrat beschliesst die allgemeine Visumpflicht für Ausländer, sowohl für die Ein- wie für die Durchreise. Die Grenzkontrolle wird verschärft.

6 -9.September: Die Nationalräte Maag-Socin, Zürich, und Rittmeyer, St.Gallen, kritisieren in einer Interpellation und einem Postulat das rigorose Vorgehen der Fremdenpolizei gegen illegal Eingereiste. Auch in der Presse und in kantonalen Parlamenten wird Kritik geübt. Unterstützungsbedürftige Flüchtlinge sollten in Arbeitslagern beschäftigt werden.

17 .Oktober: Der Bundesrat beschliesst, Ausländer, die rechtswidrig in die Schweiz kommen, ohne weiteres in das Herkunftsland zurückzuweisen, mit Ausnahme der Deserteure und der als politische Flüchtlinge anerkannten Personen. Er bestätigt frühere Beschlüsse betreffend Erwerbstätigkeit usw. Es wird zukünftig zwischen Emigranten und Flüchtlingen unterschieden. Emigranten sind Ausländer, die nach 1929 in die Schweiz eingereist sind, ihre Staatsangehörigkeit verloren haben oder nicht mehr in ihren Heimatstaat zurückkehren können. Sie benötigen für den Aufenthalt in der Schweiz die Toleranzbewilligung eines Kantons.

SCHWEIZ 1940

12 . März: Der Bundesrat beschliesst die Errichtung von Arbeitslagern. Mit deren Leitung wird die Zentralstelle für freiwilligen Arbeitsdienst beauftragt. Die Einweisungen erfolgen jedoch durch die Polizeibehörde.

DEUTSCHLAND/ DÄNEMARK/NORWEGEN 1940

9 .April: Einmarsch der Deutschen in Dänemark und Norwegen. Norwegen erklärt Deutschland den Krieg.

SCHWEIZ 1940

3. Mai: Das EJPD verfügt eine Bestandsaufnahme der in der Schweiz anwesenden Flüchtlinge.

DEUTSCHLAND/ BELGIEN / HOLLAND/ LUXEMBURG 1940

10 . Mai: Einmarsch der Deutschen in Belgien, Holland und Luxemburg. Aus Angst vor einem deutschen Überfall fliehen viele Schweizer aus den an Deutschland und Österreich grenzenden Gebieten in die Innerschweiz.

14 .Mai: Holland kapituliert.

SCHWEIZ 1940

17 . Mai: Der Bundesrat verschärft seinen Beschluss vom 17. Oktober 1939. Illegal eingereiste Ausländer können danach jederzeit und ohne Einspruchsmöglichkeit ausgewiesen werden.

DEUTSCHLAND/ BELGIEN / ITALIEN / FRANKREICH 1940

28 .Mai: Belgien kapituliert.

10 .Juni: Italien tritt in den Krieg ein.

14 .Juni: Paris fällt.

SCHWEIZ 1940

16 .Juni: Bericht des Generals Henri Guisan an den Bundesrat, es sei unmöglich, die von den vormarschierenden deutschen Truppen bedrängte französische Zivilbevölkerung in der Schweiz aufzunehmen.

DEUTSCHLAND/ FRANKREICH / ITALIEN 1940

25 .Juni: Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich.

28 .Oktober: Italien greift Griechenland an.

SCHWEIZ 1940

13. Dezember: Der Bundesrat beschliesst die teilweise Schliessung der Grenze.

DEUTSCHLAND/AFRIKA/ BULGARIEN/RUMÄNIEN 1941

Januar: Krieg in Afrika.

Februar/März: Einmarsch der Deutschen in Bulgarien und Rumänien.

1 .März: Anschluss Bulgariens an die Achsenmächte.

SCHWEIZ 1941

18. März: Der Bundesrat beschliesst, ausländische vermögende Flüchtlinge zur Solidaritätsabgabe für ihre mittellosen Schicksalsgenossen zu verpflichten.

DEUTSCHLAND/JUGOSLAWIEN 1941

6. April: Einmarsch der Deutschen in Jugoslawien.

SCHWEIZ 1941

7. April: Die Polizeiabteilung erlässt eine Weisung betreffend entwichener polnischer Kriegsgefangener, die an der Grenze eintreffen. Darin heisst es u.a.: «Alle Juden sind ohne weiteres zurückzuweisen.»

DEUTSCHLAND/GRIECHEN LAND/SOWJETUNION 1941

Beginn des Völkermords an den Juden durch die «Einsatzgruppen».

16. April: Besetzung Griechenlands durch deutsche Truppen.

22. Juni: Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion.

30. November: Beginn der russischen Gegenoffensive.

JAPAN/USA/ENGLAND 1941

7. Dezember: Angriff Japans auf Pearl Harbour.

8. Dezember: Die USA und England erklären Japan den Krieg.

11. Dezember: Deutschland und Italien erklären den USA den Krieg.

DEUTSCHLAND 1942

20. Januar: Wannseekonferenz. Die «Endlösung» der Judenfrage wird erörtert. Die Gaskammern in Auschwitz werden in Betrieb genommen.

SCHWEIZ 1942

Dr. med. Rudolf Bucher, Zürich, Teilnehmer einer Ärztemission an der Ostfront, berichtet in zahlreichen Vorträgen über seine Eindrücke, aus denen die Vernichtung der Juden ersichtlich wird. Immer häufiger erscheinen Berichte über die Deportationen auch in schweizerischen Zeitungen. Der Zudrang von Flüchtlingen in die Schweiz verstärkt sich.

29. Juli: Dr. R. Jezler, Adjunkt (Schweizer Beamtentitel, I.S.) Dr. Heinrich Rothmunds, erstattet dem Bundesrat einen ausführlichen Bericht über die Entwicklung des Flüchtlingswesens, in dem

er über die Aufnahmepraxis der Polizeiabteilung referiert. Er weist auf die Zustände in den Ghettos des Ostens hin, die Zurückweisung von Flüchtenden kaum mehr verantworten lasse. Dennoch empfiehlt er eine Verschärfung der Rückweisungspraxis, weil der Zustrom an Flüchtlingen zu grosse Ausmasse angenommen habe.

4 .August: Der Bundesrat beschliesst entsprechend den Empfehlungen des Berichtes Jezler eine schärfere Rückweisungspraxis, «auch wenn den davon betroffenen Ausländern ernsthafte Nachteile (Gefahren für Leib und Leben) erwachsen können.»

13 . August: Dr. Heinrich Rothmund erlässt – in Abwesenheit von Bundesrat von Steiger – die Weisung, sämtliche Zivilflüchtlinge an der Grenze zurückzuweisen. Die Weisung wird rigoros befolgt. Die Weisungen Rothmunds werden bald bekannt und finden im Volk und in der Presse schärfsten Widerstand.

20 .August: Sitzung des Zentralkomitees des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG) mit Dr. Rothmund. Heftige Anklagen gegen die Polizeiabteilung. Berichte über die Judenvernichtung im Osten.

23 . August: Gertrud Kurz und Paul Dreyfus-de Günzburg suchen Bundesrat von Steiger in seinem Ferienort auf dem Mont Pèlerin auf und ersuchen ihn, die Grenze wieder für Flüchtlinge öffnen zu lassen.

24 . August: Sitzung der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe unter dem Präsidium von Regierungsrat Dr. Robert Briner in Zürich. Dr. Rothmund wird heftig angegriffen. Bundesrat von Steiger gibt telefonisch die Anordnung, die Weisungen vom 13. August zu mildern.

28 . August: Die Konferenz der Polizeidirektoren in Lausanne stimmt den neuen Weisungen zu, empfiehlt jedoch weiterhin Zurückhaltung bei der Aufnahme von Flüchtlingen.

22./23. September: Ausgiebige Debatte im Nationalrat über die Flüchtlingspolitik.

26 . September: Neue telefonische Weisungen der Polizeiabteilung an die Grenzorgane. Verschärfung der Aufnahmepraxis.

27 .September: General Guisan hält vor dem Schweizerischen Reformierten Pfarrverein einen Vortrag, in dem er zur Flüchtlingsfrage erklärt, «dass er die Beweggründe des Herzens, die uns leiteten, vollauf verstehe, dass aber auch in der Lösung dieser Frage die Rücksicht auf die Sicherheit des Landes an erster Stelle stehen müsse».

9 .Oktober: Die Armee verstärkt die Grenzbewachung im Westen. Es werden Stacheldrahthecken angebracht.

November: Der Vaterländische Verband veröffentlicht eine «Aufklärungsschrift über die Flüchtlingsfrage», die einen antisemitischen Charakter trägt, und organisiert Presseartikel gegen eine weitere Aufnahme von Flüchtlingen. Die Berichte über die grauenhaften Ereignisse bei den Deportationen und über die Vernichtung der Juden im Osten werden auch in der Schweizer Presse immer zahlreicher, obwohl die Zensur häufig eingreift.

ENGLAND/USA/SOWJETUNION 1942

17. Dezember: In den Parlamenten Englands und der USA und in Moskau werden gleichlautende Erklärungen über die Massenmorde an den Juden durch die Nationalsozialisten verlesen.

SCHWEIZ 1942

29. Dezember: Die Polizeiabteilung erlässt neue, verschärfte Weisungen an die Grenzorgane.

USA/ ENGLAND/SOWJETUNION / DEUTSCHLAND 1943

26. Januar: Konferenz von Casablanca: Roosevelt und Churchill beschliessen die Landung in Sizilien. Roosevelt fordert die «bedingungslose Kapitulation» Deutschlands.

2. Februar: Zusammenbruch der deutschen Truppen vor Stalingrad. Beginn des Rückzugs aus Russland.

SCHWEIZ 1943

12. März: Der Bundesrat erlässt neue Bestimmungen betreffend die seit dem 1. August 1942 in die Schweiz gekommenen Flüchtlinge.

Juni: In der Sommersession des Nationalrates wird die Flüchtlingspolitik des Bundesrates erneut kritisiert.

DEUTSCHLAND/ALLIIERTE/ ITALIEN 1943

10. Juli: Landung der Alliierten in Sizilien.

25. Juli: Sturz des faschistischen Regimes in Italien.

DEUTSCHLAND/ITALIEN 1943

8. September: Italien kapituliert. Die deutsche Wehrmacht besetzt Italien.

SCHWEIZ 1943

29. September: Nationalrat Robert Grimm und Ständerat Max Weber richten eine Anfrage an den Bundesrat, weil sie eine neue Arbeitslosigkeit und eine Konkurrenz für die Schweizer Arbeiter durch die vielen ausländischen Flüchtlinge befürchten.

ITALIEN / DEUTSCHLAND 1943

13. Oktober: Italien erklärt Deutschland den Krieg. Die Judenverfolgungen im von Deutschland besetzten Italien nehmen zu.

SCHWEIZ 1943

Zunächst erfolgen noch Rückweisungen an der Südgrenze, dann werden jüdische Flüchtlinge jedoch nicht mehr zurückgewiesen, sofern sie dagegen Widerspruch erheben oder ihnen die Rückreise nicht zugemutet werden kann. Von September bis Ende 1943 kommen mehr als 20.000 Militärpersonen und 7.800 Zivilflüchtlinge aus Italien in die Schweiz.

DEUTSCHLAND/ UNGARN / RUMÄNIEN /JUGOSLAWIEN 1943

19. März: Einmarsch der deutschen Truppen in Budapest. Die Verfolgung der Juden in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien nimmt immer schlimmere Formen an.

SCHWEIZ 1944

Der Bundesrat erklärt sich bereit, 14.000 Juden aus Ungarn aufzunehmen, und trifft dafür Vorbereitungen. Tatsächlich kann nur noch eine geringe Zahl in die Schweiz gebracht werden.

Der Flüchtlingsandrang an den Schweizer Grenzen hält an. Die Weisungen vom Dezember 1942 sind noch immer in Kraft, werden aber «milde» gehandhabt. Die Unterbringung der Flüchtlinge bereitet zunehmend Schwierigkeiten. Am 1. Mai 1944 stehen von fast 35.000 Emigranten und Flüchtlingen 22.500 im Arbeitseinsatz. Es kommt gelegentlich zu Spannungen zwischen Bevölkerung und Flüchtlingen.

24. Juni: General Guisan fragt den Bundesrat, was er in der Flüchtlingsfrage weiter zu tun gedenke. Man müsse entweder alle hereinlassen oder alle zurückweisen. Er empfiehlt, jeden Grenzübertritt von Personen ohne gültigen Pass und gültiges Visum zu verhindern. Der Bundesrat empfiehlt den Grenzorganen weitgehende Zurückhaltung in der Aufnahme von Flüchtlingen.

ITALIEN / ALLIIERTE/ FRANKREICH 1944

4. Juli: Einzug der Alliierten in Rom.

6. Juli: Invasion der Alliierten in der Normandie.

SCHWEIZ 1944

12. Juli: Die Polizeiabteilung erlässt neue Weisungen, die jene vom 29. Dezember 1942 ersetzen. Darin ist der Satz: «Flüchtlinge nur aus Rassegründen sind keine politischen Flüchtlinge» nicht mehr enthalten.

DEUTSCHLAND 1944

20. Juli: Das Attentat auf Hitler misslingt.

SCHWEIZ 1944

In vermehrter Masse kommen französische Flüchtlinge in die Schweiz, die jedoch meist nach kurzer Zeit zurückkehren.

FRANKREICH 1944

25. August: Befreiung von Paris.

DEUTSCHLAND 1944

1. September: Amerikanische Truppen am Rhein.

SCHWEIZ 1944

3. September: Die Armee erlässt neue Weisungen für die Aufnahme von Militärlern.

SOWJETUNION / BULGARIEN 1944

15. September: Einzug russischer Truppen in Sofia.

SCHWEIZ 1944

Von September bis Oktober kommen 14.000 Kinder zusammen mit 2.000 Müttern aus Frankreich in die Schweiz.

SOWJETUNION/JUGOSLAWIEN 1944

20. Oktober: Russische Truppen ziehen in Belgrad ein.

SCHWEIZ 1944

3. November: Dr. Rothmund lässt durch den schweizerischen Gesandten in Berlin bei den deutschen Behörden gegen die Deportationen intervenieren und erklärt, dass die Schweiz bereit sei, weitere Juden aufzunehmen.

1. Dezember: Es befinden sich über 100.000 Flüchtlinge in der Schweiz.

7. Dezember: Nach langwierigen Verhandlungen treffen 1.552 jüdische Flüchtlinge aus Theresienstadt und Mauthausen in der Schweiz ein.

SOWJETUNION / UNGARN / POLEN / DEUTSCHLAND 1945

Januar: Russische Truppen in Budapest, Warschau und Memel.

SCHWEIZ 1945

Zahlreiche Zivil- und Militärflüchtlinge suchen in der Schweiz Zuflucht. Am 1. Februar befinden sich 10.4673 Flüchtlinge im Land.

6. Februar: Der Bundesrat interveniert bei der deutschen Regierung gegen die Massenvernichtung der Juden.

DEUTSCHLAND 1945

7. März: Die Alliierten überqueren den Rhein.

SCHWEIZ 1945

29. März: Der Bundesrat beschliesst die Schliessung eines Teils der Grenze, vor allem im Norden, Osten und Süden des Landes. Trotzdem überschreiten täglich Tausende von Flüchtlingen die Grenze, vor allem Fremdarbeiter und entwichene Kriegsgefangene.

SOWJETUNION/DEUTSCHLAND 1945

15. April: Russische Truppen in Wien.

21. April Russische Truppen in Berlin.

29. April: Kapitulation der Deutschen in Oberitalien.

SCHWEIZ 1945

1. Mai: Es befinden sich 106.470 Flüchtlinge und Internierte in der Schweiz, davon 46.470 Militärflüchtlinge. Bis kurz vor dem Waffenstillstand steigt die Zahl auf 115.000, darunter 10.000 Russen.

DEUTSCHLAND 1945

8. Mai: Kapitulation aller deutschen Truppen. Ende des Krieges in Europa.

DIE SCHWEIZ NACH DEM KRIEG

Bis Ende 1950 waren in der Schweiz 65.037 Emigranten und Zivilflüchtlinge zugelassen. Davon hatten in dem gleichen Zeitraum 52.064 das Land wieder verlassen.

Am 7. März 1947 beschloss der Bundesrat, einem beschränkten Kreis von Flüchtlingen und Emigranten das Dauer Asyl zu gewähren

HÄSLER, Alfred A., S. 327-337 und 340.

dtu-Atlas zur Weltgeschichte, Karten und chronologischer Abriss, Bd.2, München 1971, 6. Auflage, S. 195 ff.

HEY, B., H.-J. Pandel, J. Radkau, Weimarer Republik und Nationalsozialismus. Demokratie und Diktatur in Deutschland 1918-1945, Stuttgart/Düsseldorf/Berlin/Leipzig 1992.

BENDER, Wolfgang, S.235.

TRAVERSO, Enzo, Die Juden und Deutschland, Auschwitz und die «jüdisch-deutsche Symbiose», Berlin 1993, S. 238.

Kurzbiographien

Personen die Irma Fechenbachs Lebensweg kreuzten (anstelle eines Personenregisters)



HANS ANDERFUHREN (1893-1973). Er erlernte den Mechanikerberuf, fand Anschluss an die schweizerische Jugendbewegung, trat in die Gewerkschaft ein, beteiligte sich 1918 am Generalstreik und wurde verhaftet. Nach seiner Entlassung widmete er sich dem Aufbau der Freien Sozialistischen Jugend und nahm an Gründungsversammlungen der Sozialdemokratischen Partei regen Anteil. Erzählte sich zur Parteilinken und stand politisch auf der Seite Lenins. Politische Tätigkeit in Wien, dort wurde er Mitglied der Kommunistischen Jugend, besuchte bei Freud in Wien Vorlesungen und war Gast im Hause Alfred Adlers. Durch Freunde fand er Beziehungen zu dem religiös-sozialen Kreis um Leonhard Ragaz. Er arbeitete als Kommunist illegal für den Spanischen Bürgerkrieg und wurde zusammen mit anderen Genossen verhaftet und zu elf Monaten Gefängnis verurteilt. Nach 1945 wirkte er in einem internationalen Team der Quäkerhilfe mit, trat 1956 aus der Kommunistischen Partei aus und wurde in der Bewegung gegen eine atomare Aufrüstung der Schweiz aktiv. Bis zu seinem Lebensende blieb er aktives Mitglied der «Revolutionären marxistischen Liga».



SIEGFRIED AUFHÄUSER (1884-1969). Mit Irma Fechenbach verwandt, kam auch er aus grossbürgerlich-jüdischem Haus. Im Jahre 1917 trat er der USPD bei, gründete den Allgemeinen freien Angestellten-Bund und wurde dessen Vorsitzender. 1920 rief er zusammen mit Karl Legien, dem Vorsitzenden des ADGB den Generalstreik gegen den Kapp-Putsch aus und wurde im gleichen Jahr Reichstagsabgeordneter der USPD.

Dieses Mandat behielt er, auch nach seinem Übertritt in die SPD, bis zu seiner Emigration 1933. Aufhäuser emigrierte nach Paris, für kurze Zeit in die Schweiz und dann nach Prag. Nach der Besetzung des Sudetenlandes ging er nach England und dann in die USA. Im Jahre 1951

kehrte er nach Deutschland zurück. Von 1951-1959 war er Vorsitzender der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft (DAG), ab 1959 ihr Ehrenvorsitzender.



AUGUST BERLIN (1910-1981). War Maurer und seit frühester Jugend Mitglied der Gewerkschaft. Seit 1926 SPD-Mitglied. Mitglied des Bundestages vom 14. August 1949 bis 19. November 1972, Stadtrat in Lemgo und Leiter des Unterbezirks Detmold der Sozialdemokratischen Partei.

RUTH FABIAN (1907-1996). Sie war Juristin und stammte aus jüdischem Elternhaus. Bis Ende 1934 gehörte sie zusammen mit ihrem ersten Mann, Walter Fabian, dem illegalen Parteivorstand der SAP an. Der drohenden Verhaftung durch die Nazis entzogen sich beide in letzter Sekunde durch die Flucht nach Paris. Dort hielt sie sich anfangs mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Die politische Arbeit in der SAP ging sofort weiter. 1940 Geburt der Tochter. Bis zur Besetzung Südfrankreichs 1942 Tätigkeit für die Hilfsorganisation «International Rescue Committee» (IRC), dann Flucht in die Schweiz. Musste mehrere Monate in ein Internierungslager. Im Anschluss arbeitete sie wieder für das IRC und das Schweizer Arbeiterhilfswerk. Ging nach dem Krieg nach Paris und gründete 1951 mit Fritz Picard die Buchhandlung «Calligrammes» (deutsche Exilliteratur). Sie setzte sich für jüdische Flüchtlinge ein, die teilweise völlig verarmt waren. Sie wurde für ihre Tätigkeit mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

WALTER FABIAN (1902-1992), Prof. Dr. phil. Er war Gewerkschafter, Schriftsteller, Sozialist und Pazifist und stammte aus liberalem, jüdischem Elternhaus. Ab 1935 Aufenthalt in der Tschechoslowakei und später in Frankreich, ab 1942 in Zürich, 1945 Rückkehr nach Deutschland. Vor 1933 Redakteur und Funktionär der linkssozialistischen Arbeiterbewegung. Gehörte 1936 zum Lutetia-Kreis in Paris (Volksfrontbewegung) und gründete 1937 eine Oppositionsgruppe, die eine strenge ideologische Abgrenzung gegen die KPD vornehmen wollte. Politisch-historische Schriften, Übersetzungen gehören zu seinen journalistischen Arbeiten. In den 1970er Jahren Professor für Pädagogik. Ehrenpräsident des PEN-Zentrums und Vorsitzender der Deutschen Journalisten-Union.



FELIX FECHENBACH (1894-1933). Stammte aus jüdischem Elternhaus und absolvierte in einer Würzburger Grosshandlung für Schuhwaren bis 1910 eine Lehre. Gewerkschafter und Sozialdemokrat. Ab 1912 Tätigkeit im Arbeitersekretariat der Gewerkschaft in München; erste journalistische Beiträge. Ab November 1914 Kriegsteilnehmer, im Februar 1915 verwundet.

Verwundung und verschiedene Krankheiten verhinderten Rückkehr an die Front. Eintritt in die USPD, Sekretär Kurt Eisners. Aktive Teilnahme an der Münchner Revolution im November 1918. 1922 erhob das Münchner Volksgericht Anklage gegen ihn wegen Landesverrat. Begründung: Angebliche politische Berichterstattung an ausländische Nachrichtenbüros. Das Urteil lautete elf Jahre Zuchthaus und zehn Jahre Ehrverlust. Die links gerichtete und liberal gesinnte Fachwelt bezeichnete dieses Urteil als Justizirrtum. Dennoch musste Fechenbach von 1922 bis 1924 eine Strafe im Zuchthaus Ebrach absitzen. Sein sofort angestrebtes Wiederaufnahmeverfahren führte nach langen Kämpfen und intensiver Unterstützung durch die «Deutsche Liga für Menschenrechte» zur Aufhebung des Urteils durch das Reichsgericht. Man sprach fortan entweder von einer «Lex Fechenbach» oder von einer deutschen Dreyfus-Affäre. Freier Journalist in Berlin, ab Oktober 1929 Redakteur beim «Volksblatt» in Detmold. Ab 11. März 1933 «Schutzhaft». Am 7. August 1933 von den Nationalsozialisten ermordet.

EMIL FELDMANN (1895-1968), Kaufmann, Sekretär der lippischen SPD bis 1933, 1947 bis 1966 Mitglied des Landtages von Nordrhein-Westfalen, erster Landrat des Kreises Lemgo nach dem Krieg (bis 1952), Ratsherr der Stadt Schötmar.

MAX HODANN (1894-1946). Er war Arzt, undogmatischer Sozialist, publizierte in den zwanziger Jahren in diversen Zeitschriften, war Autor zahlreicher Bücher und besass über die Grenzen Deutschlands hinaus einen bedeutenden Ruf als Pädagoge und Sexualreformer. Seinem kämpferischen Lebenslauf wurde in Peter Weiss' Werk «Die Ästhetik des Widerstands» ein literarisches Denkmal gesetzt. Hodann war nach dem Reichstagsbrand mehrere Monate inhaftiert und emigrierte Ende 1933 in die Schweiz. Schon 1934 ging er nach Norwegen, 1937/38 nahm er als Militärarzt am Spanischen Bürgerkrieg teil.

1939/40 ging er zurück nach Norwegen und wanderte 1940 weiter nach Schweden. Dort arbeitete er in der britischen Botschaft und war ihr Kontaktmann zu der deutschen Emigration.



JOHANNES HUBER (1879-1948), Jurist und Schweizer Parlamentarier, wurde 1905 erster Präsident der neu gegründeten Sozialdemokratischen Partei des Kantons St.Gallen. Sein erster grosser Vorstoss im kantonalen Parlament galt dem Frauenstimmrecht.



REGINA KÄGI-FUCHSMANN (1889-1972), Lehrerin. Sie wirkte auf Grund hoher sozialistischer Ideale von 1919 an in Abstinenz- und Frauenvereinen, trat für die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Heimarbeiter ein und versuchte, die Kleinreisenden zu organisieren. 1933 wurde sie von der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund mit der Hilfsaktion für Arbeitslosenkinder beauftragt. Daraus entwickelte sich das Schweizerische Arbeiterhilfswerk, dessen Geschäftsführerin sie war.



VALENTIN KEEL (1874-1945) bildete sich in St.Gallen zum Entwerfer in der Stickereibranche aus, wurde Vertrauensmann seiner Berufsorganisation und zum Mitbegründer und Vorkämpfer der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Von 1916 bis 1930 Redakteur der St. Galler Arbeiterzeitung «Volksstimme», wurde 1919 in den Nationalrat gewählt, ab 1930 war er sozialdemokratischer Regierungsrat. Valentin Keel entliess 1938 den St. Galler Polizeihauptmann Paul Grüninger, der Hunderten von Juden zur Flucht von Österreich in die Schweiz verholfen hatte, obwohl nachgewiesenermassen Keel selbst an illegalen Einreisen jüdischer Flüchtlinge beteiligt war. Grüninger wurde nie rehabilitiert. Anfang der neunziger Jahre befasst sich die Schweizer Presse mit der «zweifelhaften Rolle Valentin Keels». (Limmattaler Tagblatt, 29.1.1994)



ROBERT M.W. KEMPNER (1899-1993), Jurist, aus jüdischem Elternhaus. Bis zu seiner Amtsenthebung durch Hermann Göring Anfang Februar 1933 Justiziar der Politischen Abteilung im preussischen Innenministerium. 1935 wurde er im Zusammenhang mit der Entführung des Journalisten Berthold Jacob aus Basel durch die Gestapo verhaftet und verhört. In Jacobs Notizbuch hatte man seine Adresse gefunden. Nach Intervention der Schweiz wurde Kempner mit anderen zusammen auf Befehl Hitlers freigelassen.

Daraufhin emigrierte er zuerst nach Italien, bei Kriegsausbruch 1939 nach Amerika. K. half der Regierung Roosevelt, der nazistischen Infiltrierung im Land entgegenzutreten. Als stellvertretender Hauptankläger im Nürnberger Prozess überführte er nach dem Krieg die den NS-Staat tragenden Eliten als die Verantwortlichen der «Endlösung der Judenfrage», der Euthanasie und der Kriegsverbrechen. 1986 Verleihung «Prof, h.c.» durch die Universität Osnabrück «für die Aufarbeitung und öffentliche Diskussion faschistischer und vom Faschismus begünstigter Verbrechen.»

HERTA KRAUS (1897-1968), Dr.rer.pol., Sozialarbeiterin und Hochschullehrerin. Von 1923 bis 1933 Direktorin der Abteilung für öffentliche Wohlfahrtspflege der Stadt Köln. Sie war Quäkerin und emigrierte bereits 1933 in die USA. Dort arbeitete sie für die Quäkerorganisation AMERICAN FRIENDS SERVICE COMMUÉE und half unzähligen Emigrantinnen und Emigranten bei der Stellensuche. Von 1935 an war sie Professorin am Bryn Mawr College in Philadelphia.



KURT LÖWENSTEIN (1885-1939) Publizist, aus jüdischem Elternhaus, war zunächst Reichstagsabgeordneter der USPD und danach bis 1933 Reichstagsabgeordneter der SPD. Seit 1920 Sitz im Stadtparlament v. Gross-Berlin und ab 1921 Stadtrat für Volksbildungswesen in Berlin-Neukölln. Löwenstein, der sich insbesondere für die weltliche Schule und die Arbeiterbildung einsetzte, schuf zahlreiche modellhafte Einrichtungen im Bildungswesen (Arbeiter-/Abiturientenkurse). Er gründete die «Kinderfreunde», eine Organisation, die u.a. durch die Organisation der «Kinderrepublik» versuchte, Forderungen nach Gleichheit und Demokratie in den Erziehungsprozess einzubringen. 1924 wurde er zum Vorsitzenden der neu gegründeten «Reichsabteilungsgemeinschaft der Kinderfreunde» gewählt.

Löwenstein war auch Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen, Mitglied im Vorstand des sozialistischen Kulturbundes und Vizepräsident der Sozialistischen Erziehungs-Internationale. Löwenstein emigrierte mit seiner Frau kurz nach dem Reichstagsbrand nach Prag und wenige Jahre später zuerst nach Paris, dann nach Belgien.

LEONARD NELSON (1882-1927) Als Sohn liberal eingestellter jüdischer Eltern lernte er schon früh freiheitliche Erziehung in sog. Landerziehungsheimen kennen, an der er später seine pädagogischen Ideen ausrichtete, und gründete selbst in der Nähe von Kassel ein Landerziehungsheim. Seit 1903 lebte Nelson in Göttingen, wo er Philosophie und Mathematik studierte, promovierte und 1909 habilitierte. Für die philosophische und mathematische Bildung entwickelte Nelson die sokratische Methode der Gesprächsführung weiter und machte deutlich, dass es ihm nicht um Belehrung, um die Mitteilung von Wissen, sondern um das gedankliche Bewältigen eines Sachverhaltes ging. Intensiv beschäftigte Nelson sich mit Politik, wo er sich zuerst dem Liberalismus, später aber verstärkt einem eigenständigen Sozialismus nicht-marxistischer Prägung zuwandte. Er definierte seinen Sozialismus als ethischen Realismus, damit folgte er einem Motiv, das schon im Werk von Karl Marx – und noch mehr in dem Lasalles – durchgeklungen war und das in den Schriften Bernsteins und der Neukantianer zu voller Entfaltung gelangt war. Im Rahmen seiner politischpädagogischen Arbeit gründete er 1917 den Internationalen Jugend-Bund (IJB) und im Jahre 1926 den Internationalen Sozialistischen Kampf-Bund (ISKB).



LEONHARD RAGAZ (1868-1945), war evangelischer Theologe und Mitbegründer der religiös-sozialen Bewegung in der Schweiz und profilierte sich als theologischer Experte für sozialetische Fragestellungen. Als Münsterpfarrer in Basel wurde er zum Begründer der religiös-sozialen Bewegung nach seiner Solidarisierung 1903 mit streikenden Maurern. Ragaz erhielt eine Berufung als Professor für Systematische und Praktische Theologie an die Theologische Fakultät der Universität Zürich. Hier erregte er öffentliches

Aufsehen, als er anlässlich des blutig niedergeschlagenen Generalstreiks der Zürcher Arbeiter am 12. Juli 1912 in der von ihm gegründeten Zeitschrift «Neue Wege», seine Sympathien mit den Streikenden zum Ausdruck brachte. 1913 trat er demonstrativ der Sozialdemokratischen

Partei der Schweiz bei. Den Ausbruch des Ersten Weltkrieges interpretierte er als Versagen der Kirchen wie der internationalen Arbeiterbewegung. 1921 gab Ragaz freiwillig seine Professur auf und begründete diesen Schritt mit seiner kritischen Stellung zur Kirche als Institution und mit seinem Wunsch, radikal den von ihm vertretenen religiösen Sozialismus zu verwirklichen. Von nun an lebte er in einfachen Verhältnissen in einem Arbeiterviertel, wo er versuchte, auf genossenschaftlicher Grundlage religiös-sozialistische Bildungsarbeit zu betreiben. Ragaz war Mitglied des ISK (Internationalen Sozialistischen Kampfbundes) und vertrat wie Leonard Nelson den ethischen Sozialismus ausserhalb der SPD. Aus Protest gegen die Anpassung der Sozialdemokratie an den von ihm stets kritisierten bürgerlichen Militarismus trat er 1935 aus der Schweizer Sozialdemokratie aus und widmete die letzten Jahre seines Lebens der Auslegung der Bibel. Ragaz gehörte zu Felix Fechenbachs Schweizer Freundeskreis.



ANNY PFLÜGER (1893-1981), Präsidentin der Schweizer Quäker und des Mütter- und Säuglingsheimes Inselhof Zürich, Prüfende bei Examen des Krankenpflegebundes der Schweiz und Vorstandsmitglied des Krankenpflegeverbandes der Stadt Zürich. In der Zeit der Judenverfolgung hatte sie sich aus eigener Initiative für Flüchtlinge und Emigranten eingesetzt und von ihnen für ihr Wirken die Bezeichnung «Schweizer Engel aus Zürich» erhalten.



FRANZ SCHMIDT (1902-1947), diplomierter Agraringenieur und Volkswirt, Sozialdemokrat und entscheidend beeinflusst von Leonhard Ragaz. Ab 1930 Redakteur der St. Galler «Volksstimme», Schulratsmitglied, seit 1933 Mitglied und 1940/41 Präsident des Gemeinderates, Mitglied in vielen Kommissionen und Vorständen der lokalen Partisektion, der Kantonalpartei und der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz.



KARL SCHRECK (gest. 1956), galt als eine der profilierten Persönlichkeiten der ostwestfälisch-lippischen Arbeiterbewegung. Dergeeiernte Tischler war Sekretär des Deutschen Holzarbeiterverbandes und ab 1910 Bezirkssekretär der SPD. Von 1919 bis 1920 gehörte er der Nationalversammlung, von 1920 bis 1933 dem Reichstag an.

WALTHER VICTOR (1895-1971), bekannter jüdischer deutscher Feuilletonredakteur in der Weimarer Republik, studierte Jura und Literaturgeschichte und schloss sich nach der Rückkehr aus dem Ersten Weltkrieg der SPD an. Gleichzeitig begann seine freie Mitarbeit an der «Weltbühne», durch die er die Bekanntschaft von Siegfried Jacobsohn, Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky machte. Victor wurde Ende 1933 auf Druck der Reichspressekammer als Feuilletonchef einer linksstehenden Zeitung entlassen. Er verliess Berlin und lebte bis 1935 unter dem Namen Werner Voigt auf der Insel Reichenau. Als er erfuhr, dass die Gestapo auf ihn aufmerksam geworden war, floh er am 1. August 1935 in die Schweiz, wenig später gefolgt von seiner Lebensgefährtin und späteren Ehefrau, der Schriftstellerin Maria Gleit. In der Schweiz erhielt er die Erlaubnis, als literarischer Leiter eines Verlages tätig zu sein. Dem schweizerischen Schriftstellerverband wie auch der Fremdenpolizei jedoch war der Jude und Ausländer ein Dorn im Auge, und sein Antrag auf Daueraufenthalt wurde mit der Aufforderung zur Ausreise 1938 mit der Begründung der politischen Betätigung quittiert. Nach dem Krieg ging Victor in die DDR.

JULIUS ZERFASS (1886-1956), Gärtnerlehre, 1903 Eintritt in die Gewerkschaft, nach einem Arbeitsunfall autodidaktische Weiterbildung, journalistische Tätigkeit, 1919-1933 Feuilletonredakteur an der «Münchener Post», Mitarbeit in anderen sozialdemokratischen Zeitungen, Gedichte und Märchen. 1933 in das KZ Dachau verschleppt, emigrierte nach seiner Entlassung im November 1934 nach Zürich.

Literatur

- ABOSCH, Heinz, Von der Volksfront zu den Moskauer Prozessen, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd.i, München 1983, S. 27-44.
- ADLER, Max, Kurt, Löwenstein, Soziologische und schulpolitische Grundfragen der weltlichen Schule, hrsg. vom Bund der freien Schulgesellschaften Deutschlands, Freie weltliche Schule, Magdeburg 1926.
- ANDERSON, Jack, McCarthy, der Mann, der Senator, der McCarthysmus, Hamburg 1953.
- Arbeiter-Bildung, Schriftenreihe des Zentralbildungsausschusses der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Nr. 7: Die Kinderfreundearbeit, Oktober 1923.
- AUFHÄUSER, Siegfried, Maschinengeschriebene Niederschrift eines Rundfunkinterviews vom 1. Mai 1967, zu seinem 100.Geburtstag, hrsg. von seiner Tochter Chawa Nicolai, Kibbuz Hasorea (Israel) 1994.
- BACKHAUS-LAUTENSCHLÄGER, Christine, Die stillen Verzichte der Mutter Courage: Anmerkungen zur Geschichte der weiblichen Hitlerflüchtlinge in den USA, in: Monika Richarz (Hrsg.), Jüdisches Leben in Deutschland, 3 Bde., Stuttgart 1979 – 1982.
- BÄUMER, Gertrud, Der Krieg und die Frau. Politische Flugschriften, Stuttgart und Berlin 1914.
- BEBEL, August, Die Frau und der Sozialismus, Frankfurt am Main 1977.
- BELLAMY, Edward, Ein Rückblick aus dem Jahr 2000 auf das Jahr 1887, 2.Aufl., Stuttgart o.J. (aus dem Nachlass von Irma Fechenbach).
- BENDER, Wolfgang, Die «NS-Machtergreifung» in Detmold, in: Nationalsozialismus in Detmold. Dokumentation eines stadtgeschichtlichen Projekts, hrsg. von der Stadt Detmold in Zusammenarbeit mit dem Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe, Bielefeld 1998, S. 233-257.
- BENZ, Wolfgang (Hrsg.), Das Exil der kleinen Leute: Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration, Frankfurt am Main 1994.

- BENZ, Wolfgang (Hrsg.), *Deutsch-jüdisches Exil: Das Ende der Assimilation? Identitätsprobleme deutscher Juden in der Emigration*, Berlin 1994.
- BENZ, Wolfgang, *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin/New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945*, München 1987.
- BENZ, Wolfgang, *Widerstand im Exil – Exil als Widerstand, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Beiträge zum Widerstand 1933-1945*, Berlin 1991.
- BERGMANN, A., *Frauen, Männer, Sexualität und Geburtenkontrolle. Zur «Gebärestreikdebatte» der SPD 1913*, in: *Frauen suchen ihre Geschichte*, hrsg. von Karin Haussen, München 1983, S. 81-108.
- BESSON, Waldemar, *Von Rooseuelt bis Kennedy. Grundzüge der amerikanischen Aussenpolitik 1933-1963*, Frankfurt am Main 1964.
- Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, München und von der Research Foundation for Jewish Immigration, New York, unter der Gesamtleitung von Werner Röder, 1983.
- BITTER, Bärbel, *Ihr Frauen aufgewacht! Die Entstehung der sozialdemokratischen Frauenbewegung von der Aufhebung des Sozialistengesetzes bis zur Novemberrevolution*, Bielefeld 1990.
- BLASCHKE, HARZIG (Hrsg.), «...und standen ihre Frau»: *Das Schicksal deutschsprachiger Emigrantinnen in den USA nach 1933*, Pfaffenweiler 1991.
- BLASCHKE, HARZIG (Hrsg.), *Frauen wandern aus: Deutsche Migrantinnen im 19. und 20. Jahrhundert*, Bremen 1990, S. 127-144.
- BRANDECKER, Ferdinand, *Erziehung durch die Klassen für die Klasse. Zur Pädagogik der Kinderfreundebewegung in Deutschland 1919-1933*, in: *Sozialisation und Bildungswesen in der Weimarer Republik*, hrsg. von Manfred Heinemann, Stuttgart 1976.
- BRANDECKER, Ferdinand, Heinrich, Deppe u.a., *Klassiker der sozialistischen Erziehung. Kurt Löwenstein, Otto Felix Kanitz, Erwin Hoernle, Otto Bühle und Anna Siemsen*, hrsg. vom Bundesvorstand der Sozialistischen Jugend Deutschlands, – Die Falken, Verlag Jungbrunnen 1976.
- Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror, Basel 1933.
- Braunbuch: *Kriegs- und Naziuerbrecher in der Bundesrepublik. Staat, Wirtschaft, Armee, Verwaltung, Wissenschaft*, hrsg. vom Nationalrat der Nationalen Front des Demokratischen Deutschlands, Berlin 1965.
- BRHMER, Ilse (Hrsg.), *Mütterlichkeit als Profession? Lebensläufe deutscher Pädagoginnen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts*, Bd. 1, Pfaffenweiler 1990.

- BREHMER, Ilse, Juliane, Jacobi-Dittrich (Hrsg.), Frauen-Alltag in Bielefeld, Bielefeld 1956.
- BUSSEMER, Herrad-Ulrike, Frauenemanzipation und Bildungsbürgertum. Sozialgeschichte der Frauenbewegung in der Reichsgründerzeit, Weinheim/Basel 1985.
- Das Felix Fechenbach Buch. Herausgegeben zu seinem Gedenken, Arbon (Schweiz) 1936 (aus dem Nachlass von Irma Fechenbach).
- «... dennoch Menschen von Gott erschaffen» – Die jüdische Minderheit in Lippe von den Anfängen bis zur Vernichtung. Katalog und Arbeitsbuch zur Wanderausstellung, hrsg. von der Stadt Detmold und dem Kreis Lippe mit Unterstützung der Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen, bearbeitet von Dina van Faassen und Jürgen Hartmann, Bielefeld 1991.
- DGB Augsburg (Hrsg.), Spurensicherung. Beiträge zur fast uergessenen Geschichte Augsburgs, Augsburg 1985.
- Die Kinderfreundebewegung, Archiv für Arbeiterdichtung und soziale Literatur, Abtlg. sozialistische Jugendbewegung, Dortmund (Manuskript).
- Die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, hrsg. vom Bundesamt für Kultur (BAK), 2. Aufl., Bern 1997.
- Die schweizerische Kriegswirtschaft 1939/1948, Bericht des eidg. Volkswirtschafts-Departementes, Bern 1950.
- dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart, München 1971, 6. Auflage, Bd. 2, S. 195 ff.
- EBERT, Erich, Arbeiterjugend 1904-1945. Sozialistische Erziehungsgemeinschaft – Politische Organisation, Frankfurt am Main 1981.
- ECKERT, Wolfgang, Begriffe und Grundzüge des schweizerischen Flüchtlingsrechts, Zürich 1977, Dissertation Universität Zürich.
- Ein fast normales Leben. Erinnerungen an die jüdischen Gemeinden Schwabens, Ausstellungskatalog, nach einem Konzept von Gernot Römer, Augsburg 1995.
- EPPE, Heinrich (Hrsg.), Datenchronik der Kinderfreundebewegung in Deutschland 1919-1939. Oer-Erkenschwick 1991.
- HIRSCHFELD, Gerhard (Hrsg.) Exil in Grossbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland, Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd.14,1. Auflage, Stuttgart 1983.
- FABIAN, Ruth, Corinna, Coulmas, Die deutsche Emigration in Frankreich nach 1933, München/New York 1978.
- FECHENBACH, Felix, Mein Herz schlägt weiter. Briefe aus der Schutzhaft, St.Gallen 1936 (Nachdruck: Passau 1987).

- FECHENBACH, Felix, *Der Puppenspieler*, Zürich 1937 (aus dem Nachlass von Irma Fechenbach), Neuausgabe: *Der Puppenspieler. Ein Roman aus dem alten Würzburg*, Würzburg 1988.
- FECHENBACH, Felix, *Im Haus der Freudlosen. Als Justizopfer im Zuchthaus Ebrach*, Berlin/Dietz 1925 (Nachdruck: Würzburg 1993).
- FECHENBACH, Felix, *Kasperl als Nachtwächter*, in: *Der Kinderfreund* Nr. 13, 1926.
- FECHENBACH, Felix, *Kasperl und der Polizist*, in: *Der Kinderfreund* Nr. 7, 1926.
- FECHENBACH, Felix, 1894 - 1933, Journalist, Schriftsteller, Pazifist: Symposium zum 100. Geburtstag. 28. und 29. Januar 1994 in Detmold, hrsg. vom Landesverband Lippe – Institut für Lippische Landeskunde und dem Kreis Lippe, Detmold 1994.
- Festschrift anlässlich des 100jährigen Bestehens der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich, Zürich 1962.
- FEUCHTWANGER, Lion, *Die Geschwister Oppermann*, Reinbek bei Hamburg 1984.
- FEUCHTWANGER, Lion, *Exil*, 4. Aufl., Berlin 1998.
- FIEDLER, Gudrun, *Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914-1923*, Archiv der deutschen Jugendbewegung, Köln 1989.
- FILSER, Karl, Peter, Sobczyk, *Augsburg im Dritten Reich*, in: *Geschichte der Stadt Augsburg von der Römerzeit bis zur Gegenwart*, hrsg. von Gunther Gottlieb, Wolfram Baer u.a., Stuttgart 1985.
- FREVERT, Ute, *Frauen-Geschichte – Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt am Main 1986.
- FREY, Varian, *Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41*, München 1986.
- FRÜHWALD, Wolfgang, Wolfgang, Schieder, (Hrsg.), *Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-45*, Hamburg 1981.
- GERHARD, Paul, «...alle Repressionen unnachsichtlich ergriffen werden.» *Die Gestapo und das politische Exil*, in: *Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch*, Bd. 15, München 1997.
- GI DAL, Nachum T., *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*, Köln 1997.
- GIESECKE, Hermann, *Vom Wanderuogel bis zur Hitlerjugend -Jugendarbeit zwischen Politik und Pädagogik*, München 1981.
- GLAUS, Beat, *Die nationale Front. Eine Schweizer faschistische Bewegung 1930-1940*, Zürich 1969.

- GOTTLIEB, Gunther, Wolfram, Baer, u.a. (Hrsg.), Geschichte der Stadt Augsburg. 2000 Jahre von der Römerzeit bis zur *Gegenwart*, 2. Aufl., Stuttgart 1985.
- GRIMM, Robert, Ferdinand, Rothpeltz, Krisenbekämpfung. Arbeitsbeschaffung, Gutachten des eidgen. Volkswirtschafts-Departement, Bern 1934.
- GROSSMANN, Atina, Die «Neue Frau» und die Rationalisierung der Sexualität in der Weimarer Republik, in: Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA, hrsg. von A. Snitow, Ch. Stausell und S.Thomson, Berlin 1985, S.38-62.
- HAAS, Gaston, «Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte...» 1941-1943, in: Was man in der Schweiz von der Judenuernichtung wusste, Basel 1994.
- HÄSLER, Alfred A., Das Boot ist uoll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945, Zürich/ Stuttgart 1967.
- HÄSLER, Alfred A., Wahrheit verjährt nicht, Frauenfeld 1997.
- Handbuch der Pädagogik, Bd.V: Die Sozialpädagogik, hrsg. von Hermann Nohl, Langensalza 1928/1929.
- HEIBER, Helmut, Die Republik von Weimar. dtu-Weltgeschichte des 20.Jahrhunderts, Bd. 3, München 1966.
- HEMPEL, Henri Jacob (Hrsg.), «Wenn ich schon ein Fremder sein muss...». Deutschjüdische Emigranten in New York, Frankfurt am Main 1984.
- HEPP, Michael, Kurt Tucholsky. Biographische Annäherungen, Reinbek bei Hamburg 1999.
- HERRMANN, Ulrich (Hrsg.), «Neue Erziehung», «Neue Menschen». Ansätze zur Erziehungs- und Bildungsreform in Deutschland zwischen Kaiserreich und Diktatur, Weinheim/Basel 1987.
- HERZKA, Heinz Stefan, Die Kinder der Verfolgten. Die Nachkommen der Naziopfer und Flüchtlingskinder heute, Freiburg 1989.
- HIERONIMUS, Ekkehard, Theodor Lessing, Otto Meyerhof, Leonard Nelson. Bedeutende Juden in Niedersachsen, o.O. 1964.
- HIRSCH, Helmut, Experiment in Demokratie. Zur Geschichte der Weimarer Republik, Wuppertal 1972.
- HIRSCHFELD, Gerhard (Hrsg.), Exil in Grossbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland, Veröffentlichungen des Deutschen-Historischen-Instituts London, Bd.14, Stuttgart 1983.
- HODANN, Max, Bub und Mädél. Gespräche mit Kameraden über die Geschlechterfrage, (1. Auflage 1924) Rudolfstadt 1926.

- Inventar zu den Nachlässen der deutschen Arbeiterbewegung. Für die zehn westdeutschen Länder und West-Berlin. Im Auftrag des Archivs der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung bearbeitet von Hans-Holger Paul, München/London/New York/Paris 1993.
- Israelitisches Wochenblatt, Sondernummer zum 100jährigen Bestehen der Israelitischen Cultus-gemeinde Zürich, März 1962, Jg.62, Nr. 11a.
- JARETZKY, Reinhold, Lion *Feuchtwanger*, Reinbek bei Hamburg 1988.
- JASPER, Willi, Heinrich Mann und die «Deutsche Volksfront». Mythos und Realität intellektueller Ideenpolitik im Exil, in: *Exilforschung*. Ein internationales Jahrbuch, Bd.1, München 1983, S. 45-60.
- JENDE-RADOMSKI, Hilde, *Frauen-Berufe*, 3.Auflage, Dessau 1927.
- JOST, Adam, Die Haltung *der Schweiz gegenüber dem* nationalsozialistischen Deutschland im *Jahre* 1940, Mainz 1972, Dissertation.
- Juden in Berlin 1671-1945*. Ein Lesebuch, mit Beiträgen von Annegret Ehmann, Rachel Livné-Freudenthal, Monika Richarz, Julius H.Schoeps, Raymond Wolff, Berlin 1988.
- KÄGI-FUCHSMANN, Regina, *Das gute Herz genügt nicht*. Mein Leben und meine Arbeit, Zürich 1968.
- KALLIFATIDES, Theodor, *Language and Identity*. Viewpoint Sweden, A Periodical Bulletin from SIS, Nr. 11, July 1992, S. 1
- KAPLAN, Marion A., *Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland – Organisation und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904-1938*, Hamburg 1981.
- KELLER, Stefan, Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe, Zürich 1993.
- KEMPNER, Robert M. W., *Ankläger einer Epoche*. Lebenserinnerungen, Frankfurt am Main 1983.
- KEMPNER, Robert M.W., Ein furchtbar tätiges Leben, in: *Freiheit und Recht*. Die Stimme der Widerstandskämpfer für ein freies Europa, Oktober 1974, Nr. 10, Jg. 20.
- KEMPNER, Robert M.W., Felix Fechenbach – ein Märtyrer der Justizgeschichte, in: Felix Fechenbach, *Mein Herz schlägt weiter*, Nachdruck, Passau 1987, S.61-68.
- KLAPDOR, Heike, «In der Fremde zu Haus?» Frauen im Exil. Bericht über ein Gespräch, in: *Exil, Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse* 3, 1982, S. 61 - 71.
- KLAPDOR, Heike., *Das Exil der Frauen*, Thesen zu einer überlesenen Geschichte, in: *Sammlung, Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst* V, 1982, S. 115-132.

- KLÄR, Karl-Heinz, Zwei Nelsonbünde. Internationaler Jugendbund (JB) und Internationaler Sozialistischer Kampfbund (ISK) im Licht neuer Quellen, in: IWK – Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen *Arbeiterbewegung*, Jg.18, o.O, 1982, S. 310-360.
- KLÖNNE, Irmgard, «Ich spring' in diesem Ringe». Mädchen und Frauen in der deutschen Jugendbewegung, in: Frauen in Geschichte und Gesellschaft, hrsg. von Annette Kuhn und Valentine Rothe, Bd.7, Pfaffenweiler 1990.
- KLÖNNE, Irmgard, Deutsch, Jüdisch, Bündisch. Erinnerung an die aus Deutschland vertriebene jüdische *Jugendbewegung*, Teil 1, puls 21, Witzenhausen 1993
- KNAUER, Mathias, Jürg, Frischknecht, Die unterbrochene Spur. Antifaschistische Emigration in der Schweiz von 1933-45, Zürich 1983.
- KOEBNER, Thomas, u.a. (Hrsg.), «Mit uns zieht die neue Zeit». Der Mythos *Jugend*, Frankfurt am Main 1985.
- KOEBNER, Thomas (Hrsg.), Weimars Ende. Prognosen und Diagnosen in der deutschen Literatur und politischen Publizistik 1933-1939, Frankfurt am Main 1982.
- KOESTLER, Arthur, Autobiographische Schriften. Frühe Empörung, Bd.1, Frankfurt am Main/Berlin 1993.
- KORTNER, Fritz, Aller Tage Abend, München 1969.
- KRAMER, Helga, Veränderungen der Frauenrolle in der Weimarer Republik, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Nr.4 1981, S. 17-25.
- KREIS, Gabriele, Frauen im Exil. Dichtung und Wirklichkeit, Düsseldorf 1988.
- KÜHN, Heinz, Widerstand und Emigration. Die Jahre 1928-1945, Hamburg 1980.
- LACINA, Evelyn, Emigration 1933-1945, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Bd.14, hrsg. von Hermann Kellenbenz und Jürgen Schneider, Stuttgart 1982.
- LEMKE-MÜLLER, Sabine, Ethischer Sozialismus und soziale Demokratie. Der politische Weg Willi Eichlers vom ISK zur SPD, Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe: Politik und Gesellschaftsgeschichte, Bd.19, Bonn 1988.
- LEVETZOW, Sabine von, Joseph R. McCarthy. Die politischen Faktoren für Aufstieg und Fall des Senators von Wisconsin, Heidelberg 1969.
- LINDT, Andreas, Leonhard Ragaz. Eine Studie zur Geschichte und Theologie des religiösen Sozialismus, Zollikon/Zürich 1957.
- LÖWENSTEIN, Kurt, Die Aufgaben der Kinderfreunde, hrsg. von der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde, Berlin 1931.
- LÖWENSTEIN, Kurt, Freie Bahn den Kinderfreunden, hrsg. von der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde Deutschlands, Berlin 1931.
- LÖWENSTEIN, Kurt, Ein Wort der Erinnerung und des Dankes, in: Heio, Nr.7, Juli 1939. Jg. 7.

- LÖWENSTEIN, Kurt, Sozialismus und Erziehung: Eine Auswahl aus den Schriften 1919-1933, hrsg. von Ferdinand Brandecker und Hildegard Feidel-Mertz, Berlin 1976.
- LÖWENSTEIN, Kurt, Sozialistische Erziehung als Forderung und Tat, Berlin 1932.
- LUDWIG, Carl, Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1955, Bericht an den Bundesrat zu Händen der eidgenössischen Räte, Bern 1957.
- LUCAS, Erhard, Märzrevolution 1920, Der bewaffnete Arbeiteraufstand im Ruhrgebiet in seiner inneren Struktur und in seinem Verhältnis zu den Klassenkämpfen in den verschiedenen Regionen des Reiches, Frankfurt am Main 1973-
- MAGNANI, Franca, Eine italienische Familie, Köln 1990.
- MAI MANN, Helene, Sprachlosigkeit. Ein zentrales Phänomen der Exilerfahrung, in: Frühwald, Wolfgang, Wolfgang, Schieder, (Hrsg.), Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-45, Hamburg 1981, S. 31-53.
- MANN, Golo, Vom Geist Amerikas, Eine Einführung in amerikanisches Denken und Handeln im zwanzigsten Jahrhundert, 3. Aufl., Stuttgart 1954.
- MANN, Klaus, Der Vulkan, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1991.
- MANN, KLAUS, Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, Frankfurt am Main 1963.
- MANN, Thomas, Werke, Fischer Bücherei, Moderne Klassiker, Bd.19, Frankfurt am Main 1968.
- MARCUSE, Ludwig, Mein Zwanzigstes Jahrhundert, München 1960.
- MARTI, Ernst, 50 Jahre Schweizerische Textil- und Fabrikarbeiter-Organisationen 1903-1953, Zürich 1954.
- MARTIN, Bernd, Hans-Jürgen, Puhle, Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-1945, Reihe Historische Perspektiven 18, Hamburg 1981.
- MATTHIAS, L.L., Die Kehrseite der USA, Hamburg 1964.
- MAUROIS, André, Die Geschichte der USA von Wilson bis Kennedy, Reinbek bei Hamburg 1965.
- MEIER-LEMGO, Karl, Wanderfahrten durch Lippe, 3.Aufl., Lemgo o.J. (aus dem Nachlass von Irma Fechenbach).
- MEYER, Sibylle, Die mühsame Arbeit des demonstrativen Müsiggangs. Über die häuslichen Pflichten der Beamtenfrauen im Kaiserreich, in: Hausen, Karin (Hrsg.), Frauen suchen ihre Geschichte, München 1982.
- MIDELL, Eike, Exil in den USA mit einem Bericht «Shanghai – Eine Emigration am Rande», Frankfurt am Main 1980.

- MINUTH, Johannes, Das Kaspertheater und seine Entwicklungsgeschichte, Vom Possentreiben zur Puppenspielkunst, Frankfurt am Main 1996.
- Mit dem Gesicht nach Deutschland, Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Aus dem Nachlass v. Friedrich Stampfer, ergänzt durch andere Überlieferungen, hrsg. im Auftrag der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien von Erich Matthias, bearbeitet von Werner Link, Düsseldorf 1968.
- MITTENZWEI, Werner, Exil in der Schweiz (Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933-1945, Bd.2), Frankfurt am Main 1981.
- MORTEN, Antonio (Hrsg.), Vom heimatlosen Seelenleben: Entwurzelung, Entfremdung und Identität, der psychische Seilakt der Fremde, Bonn 1988.
- MOUSSA-KARLEN, Kathrin, Wenn Frauen flüchten, Zürich 1987.
- NAVE-HERZ, Rosemarie, Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Hannover 1993.
- NIEBUHR, Hermann, Detmolder Justiz im Nationalsozialismus, in: Nationalsozialismus in Detmold. Dokumentation eines stadtgeschichtlichen Projekts, hrsg. von der Stadt Detmold in Zusammenarbeit mit dem Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe, Bielefeld 1998, S. 258-290.
- OESER, Hermann, Ein Ehzuchtbüchlein, Heilbronn 1913 (aus dem Nachlass von Irma Fechenbach).
- OGGARD, Frederic, P. Orman, Ray, Introduction to American Government, New York: Appleton-Century-Crafts, 9th edition, 1948.
- ORTAG, Peter, Jüdische Kultur und Geschichte. Ein Überblick, Potsdam 1995.
- PAETZ, Andreas, Die politischen und schulpolitischen Positionen Kurt Löwensteins und sein Wirken in der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde Deutschlands, Berlin 1989, Dissertation.
- PEUKERT, Detlef, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne, Frankfurt am Main 1987.
- PICARD, Jacques, Die Schweiz und die *Juden* 1933-1945, 3. Aufl., Zürich 1997.
- QUACK, Sibylle, Zuflucht Amerika, Zur Sozialgeschichte der Emigration deutschjüdischer Frauen in die USA 1933-1945, Bonn 1995.
- RADKAU, Joachim, Die deutsche Emigration in den USA, Ihr Einfluss auf die amerikanische Europapolitik 1933-1945, Düsseldorf 1971.
- Leonhard Ragaz: religiöser Sozialist, Pazifist, Theologe und Pädagoge, hrsg. vom Leonhard Ragaz-Institut e.V., Darmstadt 1986.

- RAGGENBASS, Otto, Trotz Stacheldraht: 1939-1945, Grenzland am Bodensee und Hochrhein in schwerer Zeit, 2. Aufl., Konstanz 1985.
- REMARQUE, Erich Maria, Im Westen nichts Neues, Köln 1984.
- RICHARZ, Monika, Vom Kramladen an die Universität. Jüdische Bürgerfamilien des späten 19. Jahrhunderts, in: Journal für Geschichte Nr. 2, 1985.
- RICHARZ, Monika, Erfolg und Gefährdung in der Weimarer Republik, in: Juden in Berlin 1671-1945. Ein Lesebuch, Berlin 1988, S. 179-182.
- RIEMANN, Ilka, Die Rolle der Frauenvereine in der Sozialpolitik: Vaterländischer Frauenverein und gemäßigter Flügel der Frauenbewegung zwischen 1865 und 1918, in: Die armen Frauen, Frauen und Sozialpolitik, hrsg. von Ilona Kickbusch und Barbara Riedmüller, Frankfurt (Main) 1984.
- RICK, Adrian, Zwischen Nächstenliebe und Unmenschlichkeit. Der Umgang sanktgallischer Behörden und der St. Galler Bevölkerung mit jüdischen Flüchtlingen während des Zweiten Weltkrieges, in: Seiten, St. Galler Kulturmagazin, Juden und Jüdinnen in St. Gallen, Geschichte, Kultur, Alltag, April 1996.
- ROSENBERG, Artur, Geschichte der Weimarer Republik, 5. Aufl., Frankfurt am Main 1973.
- ROTH, Joseph, Die Flucht ohne Ende, Köln 1994.
- ROTHSCHILD, Lothar, Im Strom der Zeit. Hundert Jahre Israelitische Gemeinde St. Gallen 1863-1963, St. Gallen 1963.
- RUGE, Arnold, Die Mobilmachung der deutschen Frauenkräfte für den Krieg, Berlin 1914/15.
- RUPPERT, Andreas, Die Ortsgruppe Detmold der NSDAP 1925-1934, in: Nationalsozialismus in Detmold, Dokumentation eines stadthistorischen Projekts, hrsg. von der Stadt Detmold in Zusammenarbeit mit dem Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe, Bielefeld 1998, S. 203-232.
- SACHSSE, Christoph, Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929, Frankfurt am Main 1986.
- SCHADE, Rosemarie, Ein weibliches Utopia, Organisationen und Ideologien der Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung 1905-1933, Archiv der deutschen Jugendbewegung, Bd. 10, Witzzenhausen 1996.
- SCHÄFER, Ingrid, Irma Fechenbach-Fey. Lebensbild einer jüdischen Sozialistin, in: Felix Fechenbach 1894-1933. Journalist, Schriftsteller, Pazifist, Symposium zum 100. Geburtstag. 28. und 29. Januar 1994 in Detmold.

- SCHMEICHEL-FALKENBERG, Beate, Aufforderung zum Überleben. Lotte Goslar und das Exil, in: Frauen und Exil, Exilforschung, Ein internationales Jahrbuch 1993, S.216-228.
- SCHMELZER, Hermann I., Zeugnis und Perspektive, Die Israelitische Gemeinde St.Gallen in den Jahren 1963 bis 1988, St.Gallen 1988.
- SCHMÖLDER, Ralf, Erziehung zur sozialistischen Gemeinschaft, Dokumentation zur Geschichte der Bielefelder Kinderfreundebewegung 1922-1933, Sammlung SOPAED, Bielefeld 1985 (Maschinenmanuskript).
- SCHNEIDER, Siegfried, Fiktionale Antworten. Frühe Auseinandersetzungen mit dem Ende Weimars im Exilroman, in: Koebner, Thomas (Hrsg.), Weimars Ende, Prognosen und Diagnosen in der deutschen Literatur und politischen Publizistik 1930-1933, Frankfurt am Main 1982, S.376-396.
- SCHUELER, Hermann, Felix Fechenbach 1894-1933. Die Entwicklung eines republikanischen Journalisten, Bonn 1980.
- SCHUELER, Hermann, Auf der Flucht erschossen. Felix Fechenbach 1894-1933, Köln 1981.
- SCHWARZ, Stefan, Die Juden in Bayern im Wandel der Zeiten, München und Wien 1963.
- Schweizerische Arbeiterbewegung, Dokumente zu Lage, Organisation und Kämpfen der Arbeiter von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart, hrsg. von der Arbeitsgruppe für Geschichte der Arbeiterbewegung Zürich, Zürich 1980.
- Sexualpädagogik in der Sozialistischen Arbeiterjugend, Archiv für Arbeiterdichtung und soziale Literatur, Abteilung sozialistische Jugendbewegung, Dortmund (Manuskript).
- St.Gallen und Appenzell, Merian. Das Monatsheft der Städte und Landschaften, Heft 6/XXII.
- Staatshandbuch für das Land Lippe, Detmold 1929 (aus dem Nachlass von Irma Fechenbach).
- STADELMANN, Jürg, Selina, Krause, «Concentrationslager» Büren an der Aare 1940-1946, Das grösste Flüchtlingslager der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Baden 1999.
- STAHLBERGER, Peter, Der Zürcher Verleger Emil Oprecht und die deutsche politische Emigration 1933-1945, Zürich 1970.
- STEIN, Erwin (Hrsg.), Monographien deutscher Landschaften, Bd. IV, Das Land Lippe, Berlin-Friedenau 1930 (aus dem Nachlass von Irma Fechenbach).

- STEINBACH, Peter, «Das Schicksal hat bestimmt, dass ich hierbleibe», Zur Erinnerung an Felix Fechenbach (1894-1933). Mit der Zusammenstellung der Artikel von «Nazi-Jüsken», Berlin 1983.
- STERN, Erich, Die Emigration als psychologisches Problem, Boulogne sur Seine (Frankreich) 1937.
- STOEH R, Irene, Organisierte Mütterlichkeit. Zur Politik der deutschen Frauenbewegung um 1900, in: Frauen suchen ihre Geschichte, Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von Karin Hausen, München 1983, S.225-253.
- STRAUSS, Herbert A. u.a. (Hrsg.), Zur sozialen und organisatorischen Akkulturation deutsch-jüdischer Einwanderer der NS-Zeit in den USA, in: Frühwald, Wolfgang, Wolfgang Schieder (Hrsg.), Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-1945, Hamburg 1981, S.235-259.
- TAYLOR, John Russell, Fremde im Paradies. Emigranten in Hollywood 1933-1950, Berlin 1984.
- THRÄNHARDT, Dietrich, Simone, Wolken, (Hrsg.), Flucht und Asyl: Informationen, Analysen, Erfahrungen aus der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland, Freiburg 1988.
- TRAVERSO, Enzo, Die Juden und Deutschland. Auschwitz und die «jüdisch-deutsche Symbiose», Berlin 1993.
- TUTAS, Herbert E., Nationalsozialismus und Exil. Die Politik des Deutschen Reiches gegenüber der deutschen politischen Emigration 1933-39, München 1975.
- URNER, Klaus, «Die Schweiz muss noch geschluckt werden»: Hitlers Aktionspläne gegen die Schweiz – zwei Studien zur Bedrohungslage der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, 2. Auflage, Zürich 1990.
- Volkswirtschaftliche Blätter des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, August bis Dezember 1921.
- VORDTRIEDE Käthe, «Mir ist es noch wie ein Traum, dass mir diese abenteuerliche Flucht gelang...» Lenzwil, Schweiz 1998
- WACH EN HEIM Hedwig, Vom Grossbürgertum zur Sozialdemokratie – Memoiren einer Reformistin, Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Sonderausgabe für die Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen, Berlin 1973.
- WASSER, Hartmut (Hrsg.), USA. Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Grundwissen Länderkunde Bd. 5, Opladen 1996.
- WEBER, Charlotte, Gegen den Strom der Finsternis. Als Betreuerin in Schweizer Flüchtlingsheimen 1942-1945, Zürich 1994.

- WEINGARTEN-GUGGENHEIM, Elisabeth, Die deutsch-jüdische Frauenbewegung 1904-1938, in: *Ariadne-Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung* 1987, Heft 7, S. 4-7.
- WEINGARTEN-GUGGENHEIM, Elisabeth, *Zwischen Fürsorge und Politik. Geschichte des Bundes Schweizerischer Jüdischer Frauenorganisationen*, Zürich 1999.
- WEIN KAUF, Gina, *Der rote Kasper. Das Figurentheater in der pädagogisch-kulturellen Praxis der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung von 1918-1933*, Deutsches Institut für Puppenspiel, Bochum 1982.
- WEISS, Peter, *Die Ästhetik des Widerstands*, Bd.1 und 2, Frankfurt am Main 1981.
- WICKERT, Ch., Helene Stöcker 1859-1943. Frauenrechtlerin, Sexualreformerin und Pazifistin. Eine Biographie, Bonn 1991.
- Widerstand und Exil der deutschen Arbeiterbewegung 1933-1945, Grundlagen und Materialien, Bonn 1982.
- WIESER, Helga, «Bildung von Kopf, Herz und Hand, Erwachsenenbildung in der Schweiz, in: *das forum, Zeitschrift der Volkshochschulen in Bayern*, Heft4 1991.
- WINZER, Fritz, *Emigranten: Geschichte der Emigration in Europa*, Frankfurt am Main 1986.
- WOLFF, Wilfried, Max Hodann (1894-1946). Sozialist und Sexualreformer, Hamburg 1993.
- YOUNG-BRUEHL, Elisabeth, Hannah Arendt. Leben, Werk und Zeit, Frankfurt am Main 1991.
- ZADEK, Walter (Hrsg.), *Sie flohen vor dem Hakenkreuz. Selbstzeugnisse der Emigranten. Ein Lesebuch für Deutschland*, Reinbek 1981.
- ZELLER, Susanne, Die «Staatsgesinnung» der Fürsorgerin nach dem 1. Weltkrieg zwischen Sozialismus und Weiblichkeitsideologie, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Nr. 8, 1985, S. 59-61.
- ZERFASS, Julius, *Aus grosser Zeit: Erzählungen, Gedichte, Betrachtungen 1933-45*, hrsg. im Auftrage der Stadt Kirn: Hajo Knebel, Idar-Oberstein 1986, Reihe «Julius Zerfass».
- ZIECHMANN, Jürgen, *Theorie und Praxis der Erziehung bei Leonard Nelson und seinem Bund*, Bad Heilbrunn 1970
- ZIMMERMANN, Moshe, «Die aussichtslose Republik» – Zukunftsperspektiven der deutschen Juden vor 1933, in: *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte*, München/Zürich 1990.

Periodika

Adressbuch der Landeshauptstadt Detmold 1930

Basler *Magazin*, Nr. 15, 1995

Betriebsräte-Zeitschrift für Funktionäre der Metallindustrie, 1. Jg. (1920) und 2.Jg. (1921)

Der Kinderfreund, Beilage der sozialdemokratischen Tageszeitungen, ohne Jg.-Angabe (1926-1932)

Einwohnerbuch der Landeshauptstadt Detmold 1932

Gelbe Hefte, Historische und politische Zeitschrift für das katholische Deutschland, hrsg. von Max Buchner, München 1931

Freie Presse, Lippisches Volksblatt, 1. Jg. (1946) und 3. Jg. (1948)

Helfer, Arbeits- und Mitteilungsblatt der Sozialistischen Erziehungs-Internationale, des Arbeitervereins Kinderfreunde für die Tschechoslowakische Republik und der sonstigen angeschlossenen Organisationen, 4.Jg. (1937) und 5.Jg. (1938)

Intelligenz-Blatt der Königl. Bayer. Stadt Augsburg 1895, Nr. 89

Lippische *Landes-Zeitung*, 166. Jg. (1932) u. 167. Jg. (1933)

Lippischer Kurier, Nationalsozialistisches Organ für das Land Lippe und benachbarte Gebiete, 5. Jg. (1933)

Neue Zürcher Zeitung, Nr. 67 (1994) und Nr. 128 (2000)

Reichsgesetzblatt, 29. Jg. (1939)

Seeländer Volksstimme, Nr. 114 (1935)

Thurgauer Arbeiterzeitung, Sozialdemokratisches Tagblatt, Offizielles Organ der thurgauischen sozialdemokratischen Partei und des Sekretariatsverbandes, Arbon (Schweiz), 22. Jg. (1933)

Volksblatt, 11. Jg. (1930) – 14-Jg. 0933)

Volksrecht, Sozialdemokratisches Tagblatt, offizielles Organ der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und des Kantons Zürich sowie der Gewerkschaftskartelle Zürich, 36.Jg. (1933)

Volksstimme, Ostschweizerische Arbeiterzeitung, 29.Jg. (1933), 34.Jg. (1938) und 36. Jg. (1940)

Vorwärts – Berliner Volksblatt, Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 41. Jg. (1924)

Quellen

Archiv der Arbeiterjugendbewegung Oer-Erkenschwick,
KF-RAG-1/1 vom 13.11.1923

Lasko – 8/16

Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich Ebert-Stiftung, Bonn, Nachlass Felix Fechenbach (1894-1933), Kasette I, Mappe I-V, XV Archiv der Zentralstelle der Jüdischen Flüchtlingshilfe Zürich (unverzeichnet) Schweizerisches Sozialarchiv Zürich Ar. 20.611 -20.618, Ar. 20.702, Ar. 20.721, Ar. 20.741, Ar. 20.757, ^{Ar}- 20.760, Ar. 20.950.6

Nordrhein-Westfälisches Staatsarchiv Detmold Di Nr.6192, 7327, 12759; D21 C Zug. 118/93, 2 Ks 1/4^A; D72 Berlin Nr.27, 28, 30-32, 38, 324, 334; D75 Berlin Nr.3552; Detmold D106 Detmold Nr. 1232; L80.14 Nr.335; L103 Nr. 526, 534, 541-543; L113 Nr. 1164; L113 Nr. 1285

Nachlass Irma Fechenbach-Fey, geb. Epstein

Der Teil des schriftlichen Nachlasses von Irma Fechenbach-Fey, der sich nicht im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn im Nachlass von Felix Fechenbach und im Nachlass von August Berlin im Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv Detmold befindet, ist dem Archiv des Frauengeschichtsladens Lippe e.V. (FGL) im NRW-Staatsarchiv Detmold dankenswerter Weise überlassen worden; ebenso die aus dem Nachlass stammenden Fotografien. Durch die Möglichkeit der Reproduktion der privaten Fotos der Familie verfügt der FGL über ein umfangreiches Bildarchiv zu Irma Fechenbach-Fey.

Bildnachweis

Alle Bilder ohne Signaturangabe sind aus dem Nachlass bzw. dem Privatbesitz von Lotti Fechenbach-Wiederkehr und Hanni F. Sherman.

Abkürzungen

ADGB	Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
AdsD	Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn
BSJF	Bund Schweizerischer Jüdischer Frauenorganisationen
EPD	Eidgenössisches Politisches Departement (Ausserministerium)
ERC	Emergency Rescue Committee
FGL	Frauengeschichtsladen Lippe e.V.
FHD	Frauenhilfsdienst der Armee in der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges
Gestapo	Geheime Staatspolizei in Deutschland 1933-1945
HICEM	Hias Ica Emigration Association (jüdische Hilfsorganisation)
IAH	Internationale Arbeiterhilfe
IJB	Internationaler Jugendbund
ISK	Internationaler Sozialistischer Kampfbund
JDC	(oder Joint): American Jewish Joint Distribution Committee
Komintern	Kommunistische Internationale
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPS	Kommunistische Partei der Schweiz
Lasko	Landesverband schweizerischer Kinderfreundeorganisationen
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
PEN	Poets, Essayists, Novelists (Intern. Schriftstellervereinigung)
Rot-Weiss	Jüdischer Jugendbund
SA	Sturmabteilung der NSDAP
SAP	Sozialistische Arbeiterpartei Deutschland
SchwSaZ	Schweizer Sozialarchiv Zürich
SHEK	Schweizerisches Hilfswerk für Emigrantenkinder
SIG	Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund Zürich
SoPaDe	Offizielle Bezeichnung der Exil-SPD
SS	Schutzstaffel, eine Gliederung der NSDAP
SSV	Schweizerischer Schriftstellerverein
StA Detmold	Nordrhein-Westfälisches Staats- und Personenstandsarchiv Detmold
USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
VSiF	Verband Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen, Zürich

Dank

An der Entstehung dieses Buches haben viele Anteil, denen ich für das Bemühen um Erinnerung, für Sachauskünfte und Recherchen, für Korrekturen, Ergänzungen, Bildvorlagen etc. danke. An oberster Stelle des Dankes stehen selbstverständlich die Kinder und Enkel von Irma Fechenbach-Fey, sowie die beiden Schwiegersöhne Richard B. Sherman, Williamsburg, Va. (USA) und Max Wiederkehr, Dietikon (Schweiz).

Dankbar nenne ich aber auch folgende Personen: Ruth Adler, geb. Frankfurter, Paris; Barbara Ball, Williamsburg Va. (USA); Lisa Berg, [Forch](#) (Schweiz); Bettye Bracey, Williamsburg, Va. (USA); Marianne Cramer, Hamburg; Christel Grote, Detmold; Idy Hegnauer, [Affoltern](#) (Schweiz); Dr. Harald Huber, Alt-Bundesrichter, Lausanne (Schweiz) (verstorben); Heide Huber, [St. Gallen](#) (Schweiz); Ulrich Kägi, [Zürich](#) (Schweiz); RosMarie Keller, [St. Gallen](#) (Schweiz); Georg Klöpfer, Detmold; Heinz Lindau, Detmold; Dora Lüscher, [Zürich](#) (Schweiz); Karl Heinz Luhmann, Detmold; Hanna Marski, Herten; Gudrun Mitschke-Buchholz, Detmold; Prof. Dr. Barbara Neuhaus, New York (USA); Chawa Nikolai (vormals Eva Aufhäuser), Kibbuz Hasorea (Israel) (verstorben); Ursula Ott, [Uerikon](#) (Schweiz); Irmgard Plöger, Detmold; Dr. Heinrich Rumpel, [Zürich](#) (Schweiz); Dr. Andreas Ruppert, Paderborn; Mimi Sauerländer, Lemgo (verstorben); Karl Heinz Schäfer, Detmold; Rabbiner Hermann Schmelzer, [St. Gallen](#) (Schweiz); Dr. Herman Schmidt, Alt-Bundesrichter, [Aarau](#) (Schweiz); Eva Streit, Augsburg; Bethli Tobler, [Bern](#) (Schweiz); Marianne Weil, [Zürich](#) (Schweiz); Heinz Wessel, Detmold.

Mein Dank gilt auch den in den nachstehenden Institutionen beschäftigten Damen und Herren, ohne deren freundliche Unterstützung, sei es in fachlicher oder auch finanzieller Hinsicht, das vorliegende Buch nicht zu veröffentlichen gewesen wäre:

Archiv der Arbeiterjugendbewegung Oer-Erkenschwick; Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Felix-Fechenbach-Stiftung, Detmold; Frauengeschichtsladen Lippe e.V., Detmold; Institut für Lippische Landeskunde, Lemgo; Israelitische Gemeinde [St. Gallen](#) (Schweiz); Jüdische Flüchtlingshilfe, [Zürich](#) (Schweiz); Nordrhein-Westfälisches Staats- und Personenstandsarchiv Detmold; Schweizerisches Sozialarchiv [Zürich](#) (Schweiz); Staatsarchiv Augsburg; Stadtarchiv Augsburg.